





J. N. A. Mitzell. 1806.

Mat. 1st to 18th 18th 9c.

Prand . - 4 -

1st to 22nd 9c.



Geist
der Sittenlehre Jesu
in
Betrachtungen
über die ganze Bergpredigt.

von
Johann Jakob Stolz,
Prediger an der Martinskirche in Bremen.



~~Zweiter Theil~~
(über Matth. VI.)



L e m g o,

im Verlage der Meyerschen Buchhandlung 1792.



3726

92.292



An einige
von der Familie von Eden.

Ob Ihr gleich Eure linke Hand nie wissen
lasset, was die rechte thut, und Ihr zu
Euerm Vater im Verborgenen betet, und
nie scheint vor den Leuten mit Euerm Fa-
sten, so kömmt doch zuweilen etwas da-
von — Ihr dürfet nicht erschrecken, ich
sage nicht, unter die Leute, nur zur Kennt-
nis derer, die Euch lieben, und die alles
innig rührt und erhebt, was Euch dem
Vater wohlgefällig macht. Seine Vergel-
tungen, die öffentlich genug für jeden sind,
der es fassen mag, verrathen vieles von

Euch, das man durch Euch nie erführe, und worüber man auch nicht mit Euch sprechen soll, nachdem man es erfahren hat. Auch könnet Ihr nur Thaten, nur Handlungen verbergen, nicht aber den Sinn, der Euch dieser Thaten, dieser Handlungen fähig macht, und der Euch aus den verrätherischen Augen leuchtet, oft in vielbedeutenden Geberden und Bewegungen, ja selbst zuweilen durch Euer Stillschweigen spricht, und aus gleichgültigen Verrichtungen, Euch unbewußt, lieblich duftet. Ich

übergebe Euch dies Buch, weil viel von
Euch darin steht. Es wird Euch wohl-
thun, darin zu lesen, obgleich für Euch
nichts Neues, sondern lauter Altes, lauter
Wohlbekanntes darin steht; und eben des-
wegen. Es wird schlummernde Erinne-
rungen an schöne Thaten, fromme Gebete,
edle Tugendübungen in Euch wecken, und
in dem Familiensinn, der Euer
Schmuck ist, Euch stärken. Der das gu-
te Werk in Euch angefangen hat, wird es
nicht unvollendet lassen. Behaltet nur,

was Ihr habet; und wenn Ihr auch im strengsten Infognito wirkt, so müsse es unter Euern Freunden immer heißen: „Das ist etwas aus der Familie von Eden!“

Am 31ten Jul. 1792.

Stolz.

V o r r e d e.

Bei der Bearbeitung dieses zweiten Theils der Betrachtungen über die Bergpredigt fiel mir die, wenigstens scheinbare, große Verschiedenheit der Sittenlehre Jesus von den Grundsätzen der Sittenlehre, die der verehrendswürdige königsbergische Weltweise, dessen mir verständlicher Theil seiner Schriften auf meine sittliche Natur so mächtig und tief gewirkt hat, und fortdauernd wirkt, in seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten aufgestellt hat, wo möglich noch stärker, als bei der Bearbeitung des ersten Theils auf.

Ich verehrte den Ernst, mit dem der Sittenlehrer unsers Zeitalters darauf dringt, daß man die

Achtung für das sittliche Gesetz, untermischt mit andern Antrieben zur Tugend, auf die sittliche Natur des Menschen wirken lasse, und keine aus Triebfedern von Neigung und aus rein sittlichen Begriffen zusammengesetzte, vermischte Sittenlehre an die Stelle der erhabenen Sittenlehre setze, die, ohne dem Menschen einige Vortheile von der Ausübung der Tugend zu versprechen, und ihn durch diese Vortheile für die Tugend zu interessieren, ihm bloß das sittliche Gesetz in seiner ganzen Reinheit bekannt macht, und ihm zeigt, wie volle Ansprüche dasselbe auf seine unbedingte Verehrung und Unterwerfung besizt.

Und doch konnte ich nicht läugnen, daß die Sittenlehre Jesus die sittlichen Antriebe, und diejenigen, die von göttlichen Belohnungen und Vergeltungen hergenommen sind, und dem Menschen auch die Vortheile gewisser Tugenden zeigen, beständig mit einander vermischt, und ich sah ein, daß, wenn ich die Sittenlehre Jesus darstellen wollte, ich die Motive nicht übergehen, von den Motiven nicht geringschäßig sprechen

durfte, die Jesus so nachdrücklich vortrug, und von denen Er beständig mit der größten Achtung sprach.

Aber dann trug ich ja auch eine vermischte Sittenlehre vor, die auf die Sittlichkeit in der menschlichen Natur nicht rein wirkte, und selbst die Sittenlehre Jesus schien mir alsdann der Kantischen an Reinheit und Erhabenheit nachzustehen. Ehrfurcht für Jesus gestattete mir indessen, ungeachtet meiner großen Hochachtung für den deutschen Weisen, nicht, dies zuzugeben, oder anzunehmen; eher glaubte ich, daß vielleicht gezeigt werden könnte, daß die freilich nicht zu läugnende Vermischung reinsittlicher Motive und solcher, die dem Menschen äußere Vortheile bei der Ausübung der Tugend versprechen, in der Sittenlehre Jesus nicht so verwerflich sei, als es vielleicht nach Kantischen Grundsätzen scheine, ja daß sich dieselbe so gar befriedigend rechtfertigen lasse; nur fühlte freilich ich mich, einem so großen Namen gegenüber, diesem Gegenstande nicht ganz gewachsen; ich hoffte aber doch, daß die Folgezeit

mir darüber mehreres Licht geben würde, und beruhigte mich inzwischen dabei: 1. daß die Weisheit Jesus und Sein reiner sittlicher Sinn so viel gute Präsumtion für sich haben, daß man sich für einmal immer noch, ohne sich dessen schämen zu müssen, an Seine Sittenlehre halten könne; 2. daß, obgleich der deutsche Weise im Allgemeinen Recht haben möge, auf die Vermischung der Glückseligkeits Motive mit den reinsittlichen übel zu sprechen zu sein, ich doch nicht sagen könne, daß die Sittenlehre Jesus um ihrer vermischten Motive willen bis dahin etwas auf mich gewirkt habe, dem wieder entgegengewirkt werden mußte, und das man doch auf ihre Rechnung zu setzen hätte; 3. daß man annehmen dürfe, der deutsche Weise würde sich, eben seiner Größe wegen, gern bescheiden, daß ihm Jesus vielleicht manches in Ansehung dieses Gegenstandes noch sagen könnte, was ihn vielleicht veranlassen könnte, seinen Vorstellungen noch eine andre Modifikation zu geben.

Bei dem aufrichtig hier gestandnen Gefühl dieser Schwierigkeit, und meines Unvermögens, sie

ganz genungthuend zu lösen, entschloß ich mich also, bei diesen Betrachtungen der Bergpredigt Jesus, in der hoffnungsvollen Voraussetzung, es würde sich gewiß mit dieser Schwierigkeit noch geben, und der nazarenische Weise gerechtfertigt werden, die Gegenstände so zu behandeln, als existirte noch keine kantische Philosophie, und mich, wenn ich mich so ausdrücken darf, meinem Führer Jesus ganz ohne allen Zweifel zu vertrauen, auch meinen Lesern das ruhigste Vertrauen zu diesem Führer einzufößen, und den Gedanken durch nichts in ihnen entstehen zu machen, daß es ernsthafte Gemüther gebe, die jetzt zweifeln, ob seine Führung eben gerade die beste sei.

In diesem Geiste hatte ich auch wirklich die Betrachtungen des zweiten Theils vollendet, als mir noch vor Absendung des letzten Rests meiner Handschrift in die Presse eine Schrift dieses Jahres zu Gesicht kam, die in Ansehung dessen, was zu leisten ich mir nicht getraute, wirklich etwas Erhebliches geleistet hat. In dem dritten

Thelle der die Aufmerksamkeit aller Wahrheitsfreunde verdienenden Totalrevision über die Sache der Juden- und Christen-Biblien wird der Gegenstand, von dem in dieser Vorrede die Rede ist, mit philosophischem Geiste untersucht. Ob nicht überhaupt manchem noch unentschiedenen Wahrheitsforscher beim Lesen dieser reichhaltigen Schrift, insbesondere auch desjenigen, was im zweiten Theile über Wunder und Anthropomorphismen (menschliche Vorstellungsarten von Gott) gesagt wird — was und wie viel er auch noch an dieser Schrift, die das Siegel der Vollendung freilich noch nicht trägt, desideriren möge — der Gedanke wird nahe gelegt werden: Es könnte doch vielleicht mit der Sache der Christianer noch eine ganz andre Wendung nehmen, als er nicht hätte hoffen dürfen? — —

Dies wollte ich noch in dieser Vorrede gebildeteren Lesern sagen. Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als noch zu bemerken: Daß ich die hier abgedruckten Betrachtungen in den Jahren 1789 und

1790 mutatis mutandis meiner Gemeinde vortrug, und die öffentlichen Beurtheiler derselben zu bitten, darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Kreis der Leser dieser Schrift weder ganz aus gelehrten, noch ganz aus ungelehrten Personen besteht, daß ich Einfach und Würde stets mit einander zu vereinigen strebte, und ohne weder den Gelehrten durch Tendenz zur Neologie, noch den Ungelehrten durch eine gewisse leichte Art der Behandlung der Gegenstände und durch rednerische Wendungen, oft Feigenblätter oberflächlichen Räsonnements, beschämen zu wollen, doch jenen nicht durch illiberalen und rauhen Vortrag biblischer Begriffe, und diesen nicht durch Unpopularität oder äußre Geschmacklosigkeit abschrecken, sondern jenen überzeugen wollte, daß ich in der Selbstthätigkeit der Denkkraft die Würde menschlicher Natur setze, und mit den Kenntnissen meines Zeitalters im Zusammenhang bleibe, diesem zu der Theilnehmung an edeln sittlichen und religiösen Begriffen, von denen er sich bis dahin in zu ehrerbietiger Entfernung gehalten hatte, Lust machen wollte, beide nur durch den mir natür-

lichsten, ungespanntesten Vortrag für den reinen, milden, hohen Geist des Christenthums zu interessiren mich bemühte.

Daß dieser mein Zweck von mir nicht ganz unerreicht geblieben sei, wird mir ermunternd sein zu vernehmen, und mich auffodern, nach höherer Vollkommenheit zu streben.

itten Aug. 1792.

Stolz.

Inhalt.

Inhalt.

| | |
|---|-----|
| I. M ildthätigkeit der Pharisäer und des Schülers Jesus. | 8. |
| II. Mannigfaltigkeit der Anwendung des Gebotes der Mildthätigkeit. | 16 |
| III. Fehler, die beim Wohltun zu vermeiden sind. | 23 |
| IV. Der wahre Menschenfreund. | 27 |
| V. Göttliche Belohnungen uneigennütziger Wohlthätigkeit; Eitelkeit des Menschenlobs; Werth des göttlichen Beifalls. | 30 |
| VI. Die Gebete der Pharisäer; das Gebet des Schülers Jesus. | 44 |
| VII. Der Christ, ein religiöses Wesen; Gott, ein Vater. | 60 |
| VIII. Fehler der pharisäischen Gebete, und unsrer Gebete; Eigenschaften eines gottwohlgefälligen Gebetes. | 75 |
| IX. Der allwissende, allgegenwärtige Vater und öffentliche Vergelter der geheimsten kindlichen Gebete. | 87 |
| X. Das Gebet des Herrn. | 103 |
| XI. Unser Vater in dem Himmel. | 116 |
| XII. Dein Name werde geheiligt! | 132 |
| XIII. Fortsetzung. | 148 |
| XIV. Desgleichen. | 162 |
| XV. Dein Reich komme! | 178 |
| XVI. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! | 194 |
| XVII. Fortsetzung. | 207 |
| XVIII. Unser täglich Brod gib uns heute! | 220 |
| XIX. Fortsetzung. | 233 |
| XX. Vergib uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben! | 242 |
| XXI. Fortsetzung. | 257 |
| XXII. Fortsetzung. | 270 |
| XXIII. Fortsetzung. | 285 |
| XXIV. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel! | 296 |

| | |
|---|-----|
| XXV. Fortsetzung. | 308 |
| XXVI. Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. | 319 |
| XXVII. Wichtigkeit der fünften Bitte des Gebetes des Herrn. | 332 |
| XXVIII. Fortsetzung. | 341 |
| XXIX. Fortsetzung. | 347 |
| XXX. Von dem Fasten. | 362 |
| XXXI. Fortsetzung. | 375 |
| XXXII. Vom Sammeln irdischer Schätze. | 391 |
| XXXIII. Vom Sammeln himmlischer Schätze. | 404 |
| XXXIV. Wo der Schatz, da das Herz. | 416 |
| XXXV. Das Auge ist des Leibes Licht. | 427 |
| XXXVI. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. | 440 |
| XXXVII. Ermunterung zum Vertrauen auf Gott. | 453 |
| XXXVIII. Von dem weisen und unweisen Sorgen für seinen zeitlichen Unterhalt. | 465 |
| XXXIX. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung? | 480 |
| XL. Sehet die Vögel unter dem Himmel an! | 493 |
| XLI. Schauet die Lilien auf dem Felde! | 505 |
| XLII. Heuschreckische Nahrungsorgen sind zwecklos, heidnisch, unkindlich. | 518 |
| XLIII. Die Sorge für Gottes Reich und Gerechtigkeit gehe jeder andern Sorge vor. | 529 |
| XLIV. Sorget nicht für den andern Morgen! | 540 |

I.

„Habt Acht auf Eure Almosen, daß Ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß Ihr von ihnen gesehen werdet; Ihr habt anders keinen Lohn bei Euerm Vater im Himmel. Wenn du nun Almosen giebst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen; wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich Ich sage Euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß dein Almosen verborgen sei; und dein Vater, der in das Verborgne sieht, wird dir es vergelten öffentlich.“

So wie der Herr bis dahin die Sittenlehre der Pharisäer beleuchtet hatte, so beleuchtet Er nun
Stolz Vergpr. ater Th. 2

auch ihr sittliches Verhalten; Er stellt ihre gepriesene Menschenliebe, ihre hochbewunderte Frömmigkeit und ihre Tugendübungen, die sie in den Ruf der Heiligkeit brachten, in ihrem ganzen Umwerthe dar, und zeigt, daß dieses ihr Betragen zwar vollkommen ihren eignen verwerflichen Grundsätzen, aber durchaus nicht dem Geiste des göttlichen Gesetzes entspreche; und auch hier stellt Jesus Seine edlern Begriffe von Tugend, Frömmigkeit und Menschenliebe jenen unlautern pharisäischen Begriffen entgegen, und lehrt, wie das sittliche Betragen Seiner Schüler beschaffen sein müsse, um sich des göttlichen Beifalls erfreuen zu können.

Hier ist von wohlthätigen Handlungen die Rede, die in Luthers Uebersetzung Almosen heißen. Dies giebt uns Gelegenheit, über dasjenige, was hier Almosen heißt, einige allgemeine Bemerkungen zu machen. Dann werden wir das Betragen der Pharisäer in Ansehung des Almosengebens betrachten. Endlich werden wir der Lehre Jesus unsre Aufmerksamkeit widmen, der Seinen Schülern diesfalls eine edlere Vorschrift giebt.

I.

Viermal wird hier in unsrer Uebersetzung des Almosengebens gedacht. Es fragt sich also zu-

vörderst, was unter diesem Almosengeben zu verstehen sei, in Ansehung dessen Jesus Seinen Zuhörern sagt, sie sollten den Pharisäern nicht gleich werden, und ihnen reinere Grundsätze vorträgt, die Er den Grundsätzen und dem Betragen der Pharisäer entgegen stellt.

Wir haben es gewiß zu bedauern, daß das Wort Almosen, das vielleicht zu Luthers Zeit einen edlern Sinn hatte, diesen edeln Sinn allmählig verlor, so daß es ist in unsern Zeiten gewöhnlich eine geringe, werthlose, oft gar verächtliche Sache bezeichnet. Denn nun kann diese schöne Stelle der geistvollen Bergpredigt Jesus in unsrer Uebersetzung nicht mehr ganz den Eindruck machen, den sie in der Grundsprache auf den fühlenden Leser macht, weil das einzige Wort: Almosen diesen Eindruck um vieles schwächt.

Oder, wenn werden wohl die Nebengriffe unbekannt sein, die sich nun von diesem Worte beinahe nicht mehr trennen lassen? Wer denkt nicht, wenn er dies Wort hört oder liest, an die Scheidemünze, die man dem Bettler, dem oft sehr zweideutigen Kollektanten, dem Bagabunden, entweder gleichgültig oder ungerne, gewöhnlich mit Verachtung hinwirft, und die uns von seiner uns überlästigen Person befreien soll? Wer denkt nicht an die Beiträge, die man, zur Unterstützung einer

gemeinnützigen Polizeianstalt, an das Armeninstitut seines Orts ohne große Regungen von eigentlicher Barmherzigkeit giebt? An die Münze, die man in der Kirche in den Klingebbeutel wirft? An die um Gottes willen, wie man lästert, ach ungerne genug, oder mit großem Prunk, ohne theilnehmendes Gefühl, und unter von Zeit zu Zeit wiederholtem Vorrücken, verachtend oder unmuthig, hingeschobenen Thaler und andre Wohlthaten an Wittwen und Waisen, mit denen man in einigen Verhältnissen steht, an ärmere Verwandte, oder überhaupt an Personen, die das Unglück haben, dergleichen Wohlthaten zu bedürfen, und denen man doch — o widriges Geschick! — Ehre oder Schande halben, nicht umhin kann, wenigstens etwas zu geben? Oder auch an die oft manchem sehr zur Unzeit kommenden Subscriptionen, denen man sich unzufrieden unterzieht, und wofür man verdrüsslich die Summe auszahlt, zu der man sich durch Unterzeichnung verbindlich machte? Wer hat nicht schon in Gesellschaften der Almosen auf eine solche Weise erwähnen gehört, daß er bei sich selbst seßte: „O Gott bewahre mich nur vor solchen Almosen!“ Und wer weiß es nicht sehr gut, daß man etwas sehr verächtliches, geringschätzbares sagen will, wenn man in dem Tone nicht des Christlichen, sondern eines andern Mittelebens, das keiner weiteren Bezeichnung bedarf, von jemanden sagt: „Er lebt vom Almosen; er bedarmt Almosen; ohne Almosen

könnte er nicht bestehen.“ Und wer mag gerne Almosen haben? Und wer hat edeln Sinn, und arbeitet nicht lieber vom frühen Morgen bis zum späten Abend, schränkt sich ein, und lehrt seine Kinder durch sein Beispiel Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, als daß er von hochmüthigen Reichen, die nichts als Almosen auf eine unfeine Weise zu geben wissen, Almosen annähme?

Wir verbinden also freilich mit diesem Worte nicht den edeln Begriff, den wir gerne damit verbinden mögten, wenn es nur unser ige Sprachgebrauch erlaubte; und wir müssen allerdings hier erst die unangenehmen Nebengriffe, die sich uns beim Hören oder Lesen dieses Wortes unwillkürlich aufdringen, gänzlich entfernen, und dabei an nichts als an Handlungen der Barmherzigkeit denken, die man hülfsbedürftigen Personen erweist.

Von Handlungen der Barmherzigkeit, von Wohlthaten, die man Dürftigen irgend einer Art erweist, redet Jesus. Wer jemanden aus einem schlimmen Zustande in einen bessern versetzt, ihn von einem Druck, unter dem er schmachtet, befreit, oder ihm denselben erleichtert, indem er einen Theil seiner Last übernimmt, ihn aus Verlegenheiten zieht, die ihm seinen Lebensgenuß verbittern, oder auch Anstalten macht, daß er gewisse Werke:

genheiten nicht fühle, die ihm zu peinlich sein würden, wer fremde Bedürfnisse befriedigt, fremde Schmerzen lindert oder heilt, fremder Noth abhilft oder zuvorkommt, fremde Schulden tilgt, das Schicksal fremder Armuth, und vorzüglich auch des darbenden oder doch gedrückten Verdienstes lindert, der — ich brauche nicht gerne ein Wort, das verhaßte Nebenbegriffe erregt, sondern sage lieber: der thut dasjenige, was unsre Uebersetzung der Evangelien durch das Wort Almosengeben ausdrückt, oder, er übt Werke der Barmherzigkeit.

2.

Es konnte freilich nicht geläugnet werden, daß auch die Pharisäer manchem Armen und Dürftigen durch milde Gaben und andre gemeinnützige Handlungen sein Schicksal leichter machten; dies ward ihnen auch von Jesus nicht streitig gemacht; sie mußten sich auch wohl durch etwas empfehlen, wenn sie sich bei dem Volke in Ansehen setzen, und darin erhalten wollten. Wie hätten sie sich in den Ruf der Menschenliebe, Frömmigkeit und ernster Tugend setzen können, wenn sie nicht verschiedenes gethan hätten, was ihnen wenigstens den Schein dieser vortreflichen Eigenschaften gab?

Allein es war ihnen bei diesen wohlthätigen Handlungen eigentlich nicht darum zu thun, daß die

durch sie unterstützten und erquickten Armen ihres Lebens froher wurden; die Noth und Verlegenheit ihrer Nebenmenschen gieng ihnen nicht zu Herzen, und drang sie nicht, derselben abzuhelpen; sie machte nur insofern Eindruck auf sie, als sie eine Gelegenheit gefunden zu haben glaubten, sich in den Ruf der Wohlthätigkeit zu setzen, oder diesem Rufe neue Nahrung zu geben. Nicht das Wohlthun selbst machte ihnen also Freude, sondern nur die Ehre, die sie vom Wohlthun hatten. War keine Ehre davon zu hoffen, so konnte ihrenthalben der Dürstige hungern, frieren, verdienstlos sein, von Gläubigern gedrängt werden, seiner Familie wegen in Verlegenheit sein, sie regten weder Hand noch Fuß für ihn, sie öfneten ihm weder ihr Herz noch ihren Beutel, sie konnten die unempfindlichsten, unerbittlichsten, härtesten Menschen sein, essen und andre brodlos sehen, sich wärmen, und bei dem Frost des Nebenmenschen gleichgültig sein, die Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens genießen, und andre dieser Bequemlichkeiten und Freuden beraubt, ja so gar darben sehen, ohne daß sie ihnen etwas von ihrem Ueberflusse mitgetheilt hätten. Aber wenn die Nachricht von ihrem Wohlthun, von ihren Verwendungen für Unglückliche mit Geschicklichkeit in das Publikum gebracht werden konnte, oder wenn es angien, daß solche, wie es dann hieß, edelmüthige Verwendungen für Nothleidende mit einer gewissen Oeffentlichkeit ge-

schaben, dann bekamen die Dürftigen etwas von ihnen zu genießen. Und daß die Sache in das große Publikum käme, oder von einer Anzahl Zuschauer, die alsdann die Sache weiter verbreiteten, bemerkt würde, dafür mußten sie, wenn die Umstände auch nur ein wenig darnach waren, schon zu sorgen; die Kunst, mit Geräusch Gutes zu thun, und die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen, verstanden sie aus dem Grunde; an öffentlichen Orten, in Andachtshäusern, auf Straßen verweilten sie bei dem Hilfsbedürftigen gerne, ließen sich mit einem selbstgefällig umherschauenden, um Beifall huhlenden Blicke in ein Gespräch mit ihm ein, dehnten das Gespräch so lange aus, bis sich eine hinlängliche Anzahl von Menschen um sie versammelte, und gaben ihm dann zuletzt mit der huldreichen Miene eines Gönners ihre Gabe.

So hatte Jesus die Pharisäer kennen gelernt; er hatte sie in dem Innern ihrer Wohnungen geistig, gegen Schuldner hart, gegen fremde Noth gleichgültig, weichlich, gefühllos, und nur da, wo Lob zu ärndten war, freigebig und für Hilfsbedürftige geschäftig gefunden. Darum sagte Er: „Nehmet Euch in Acht, daß Ihr Eure Wohlthaten an Arme nicht vor den Leuten gebet, um von ihnen gesehen zu werden.“ Er tadelt nemlich eigentlich nicht das Oeffentliche ihrer wohlthätigen Handlungen; denn in vielen Fällen kann die Oeffentliche

Zeit nicht ausgewichen werden; und Jesus selbst that oft, wenn es sich gerade so fügte, an öffentlichen Orten, in Synagogen und auf Straßen Hülfbedürftigen Gutes. Aber das gesessentliche Veranlassen der Oeffentlichkeit, und der ausdrückliche Zweck, die Blicke der Menschen beim Wohlthun auf sich zu ziehen, wird hier von Ihm gerügt, weil Jesus gerade an den Pharisäern beides wahrgenommen hatte. Sie gaben ihre Wohlthaten an Arme vor den Leuten mit dem bestimmten Zwecke, um von ihnen bemerkt und gepriesen zu werden. Derselbe Mensch, dem sie öffentlich, wenn es von andern bemerkt ward, Almosen gaben, erfuhr ihre Härte, wenn er sie heimlich um eine Gabe ansprach; im Verborgnen gaben sie nicht, wenn sie nicht Wahrscheinlichkeit hatten, zu hoffen, daß ihr Geben bekannt würde. Denn um das Wohlthun selbst war es ihnen, wie schon bemerkt ward, nicht zu thun; die Noth des Nächsten ließ sie kalt, und die Erfreuung des Nächsten war ihnen an sich kein Genuß. Wenn man sie nur für Menschenfreunde hielt, und sie ihr eignes Lob in dem Munde anderer Menschen hörten, so war ihnen dies genug.

Von besonderm Nachdruck dürfte darum auch vielleicht das Wort sein, das Luther durch gesehen werden übersetzte; denn es heißt eben so viel, als: auf einem Theater auftreten, um die

Blicke des ganzen Publikums auf sich zu ziehen. Die Pharisäer wurden demnach von dem Herrn mit diesen Worten als Leute vorgestellt, die es ordentlich darauf anlegten, durch öffentliche Freigebigkeit in den Ruf wohlthätiger Menschenfreunde zu kommen, und denen der Beifall der Menge bei ihrem Wohlthun eben so sehr Zweck war, als es der Zweck des Schauspielers auf dem Theater ist, durch sein geschicktes Spiel den Beifall des Publikums zu erhalten.

Und damit stimmen auch die folgenden Worte überein, wenn Jesus sagt: „Sie ließen vor sich posaunen.“ Man mag nemlich annehmen, daß die Pharisäer die Bettler, die noch igt im Orient durch einige Stöße in eine Posaune die Vorübergehenden um eine Gabe bitten, oder für eine empfangene Gabe danken, wirklich erst in ein Horn stoßen ließen, ehe sie ihnen etwas gaben, oder diese Art von Dankbezeugung ausdrücklich von dem Armen, dem sie etwas gaben, verlangten, oder daß sie unter Posaunenschall zuweilen Gaben an Dürstige austheilten, oder daß diese Worte nur auf eine sprichwörtliche Weise das Prahlertische ihres Gebens bezeichnen — immer ist der Sinn derselben deutlich. Wir sollen daraus die Eitelkeit, die Ostentation der Pharisäer kennen lernen. Sie posauten, würden wir auch in unsrer Sprache sagen, ihr Wohlthun aus; sie mach-

ten es selbst, wo sie immer hinkamen, bekannt, wenn sie jemanden eine Wohlthat erwiesen; sie erzählten es jedem, der es hören wollte, und hielten ihrer eignen Freigebigkeit eine Lobrede, mogten auch gleich zuweilen die geheimern Umstände eines schamhaften Armen dadurch auf eine unedle Weise kundbar werden.

Aus demselben Grunde nennt Jesus sie auch Heuchler der Menschenfreundlichkeit, oder nach der ganzen Stärke des Ausdrucks, Schauspieler, die gleichsam nur auf einem Theater die Rolle von Menschenfreunden so gut wie möglich zu spielen sich bemühten, um von den Zuschauern gepriesen zu werden, aber diese Rolle nur so lange spielten, als sie den Blicken der Beifallklatschenden Zuschauer ausgesetzt waren. So wenig man nun von der Rolle, die ein Schauspieler auf einem Theater spielt, auf seinen wahren Charakter einen Schluß machen kann, so wenig konnte man von den öffentlichen Wohlthaten, die die Pharisäer gelegentlich der Armuth zufließen ließen, auf ihren eigentlichen Charakter schließen; man mußte sie wie Schauspieler beurtheilen, die einen doppelten Charakter haben, einen angenommenen für die Bühne, und einen andern wahren für das Leben neben der Bühne; ihre öffentlichen Handlungen waren keine Handlungen des Herzens, nur politische, nebenabsicht-

volle Handlungen; was sie beliebt machen, ihnen Einfluß verschaffen, oder Beifall erwerben konnte, das thaten sie; konnten sie also auch durch eine wohlthätige Handlung diesen Zweck erreichen, so unterließen sie dieselbe freilich nicht; aber die Handlung hatte nicht in ihrem Herzen ihren Grund; sie brauchten den Gegenstand des Mitleids nur wie jedes andre Mittel, um sich in Kredit zu setzen, und im Kredit zu erhalten, ohne weiter etwas für ihn zu fühlen; der Charakter eines Menschenfreundes war nur ihre politische Rolle für das öffentliche Leben. Dies ist das Gemählde, das uns Jesus von den Pharisäern in Ansehung der Wohlthätigkeit entwirft.

3.

Dagegen sagt nun Jesus: „Wenn du, Mein Schüler, Armen Wohlthaten erweistest, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, damit dein Almosen verborgen sei.“ Diese sprüchwörtliche Redensart hat keine Schwierigkeit. Die Pharisäer verschwiegen ihr Gutesethun vor niemanden; alles mußte, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, ausgesplandert, und zum Bistitengespräche gemacht werden; die Schüler Jesus hingegen sollten ihr Gutesethun, wo es nur von ihnen abhing, ganz verborgen halten, und es gleichsam vor sich selbst verschweigen. „Thu dein Gutes, will Jesus sagen, so im Stillen

len, so geheim, daß deine linke Hand, wenn sie Augen hätte, nichts von demjenigen wahrnehmen könnte, was die rechte thut. Verberge es, so zu sagen, vor dir selbst; bringe es so schnell wie möglich bei dir selbst in Vergessenheit; präge es nicht einmal deinem eignen Gedächtnisse, vielweniger dem Gedächtnisse andrer Menschen ein; halte kein Protokoll darüber; das Andenken an das verrichtete Gute werde immer wieder durch neue gute Handlungen verdrängt."

Wem es auch beim Wohlthum nur um das Wohlthun, nicht aber um den Ruhm des Wohlthuns zu thun ist, der thut das Gute am liebsten in der Stille; er freut sich der Wirkung seiner guten Handlungen; diese Freude ist ihm Belohnung genug; er bedarf der Lobsprüche anderer Menschen nicht, weil das Gutesethun selbst ihn schon reichlich belohnt; er sucht also auch dasjenige nicht, dessen er nicht bedarf; ja er entzieht absichtlich sein Gutes den Blicken andrer Menschen, weil ihm sein stiller Genuß der Wirkung seiner guten Handlungen nur verdorben würde, wenn die Sache unter die Leute käme und viel Redens davon entstünde. O wie wahr, wie ganz der menschlichen Natur entschöpft sind die Lehren unsers Herrn! Wann sind wir am gleichgültigsten gegen den Beifall andrer Menschen? Wann ist uns am wenigsten daran gelegen, ob unser Gutesethun von andern be-

merkt und gepriesen werde oder nicht? Unstreitig, wann wir am herzlichsten Gutes thun, wann das Gutes thun selbst uns nährt, erhebt, und beseligt. O dann bedürfen wir wahrlich des Lobs der Menschen nicht; unser eignes Herz ist unser Himmel. Je weniger Freude hingegen unser Herz an dem Guten selbst hat, und je geistloser unsre Tugend ist, um so wichtiger ist uns der Beifall andrer Menschen, um so ängstlicher suchen wir außer uns, was wir in uns selbst nicht finden; dann ist uns alles daran gelegen, daß das Gute, das wir thun, andern bekannt und von ihnen gepriesen werde. Die Pharisäer waren nur darum so eitel, so hungrig nach dem Lob der Menge, weil sie gegen das Gutes thun selbst gleichgültig waren, und keinen Geschnack an Erfreuung und Erquickung ihrer Nebenmenschen, ohne alle Rücksicht auf fremden Beifall, hatten. Ach man verlangt immer am stärksten nach dem Lobe derjenigen Tugend, die man sich am wenigsten zu eignen kann. Erbarme dich, Leser, von Herzen fremder Noth und du wirst keine Begierde in dir fühlen, das Gute, das du mit liebendem, nebenabsichtlosem Herzen thust, auszuposaunen; du wirst in dir selbst schon hinlängliche Belohnung finden, wenn du Werke der Barmherzigkeit übest, die aus dem Herzen, nicht blos aus dem kalt berechnenden Verstande kommen; und kaum wirst du sie ausgeübt haben, so wird das Andenken an

dieselben durch neue Thaten der Liebe verdrängt werden; du wirst sie vergessen, und ihrer weder bei andern noch bei dir selbst weiter gedenken; aber dein Vater, der das unbemerkteste Gute bemerkt, und das vergessenste Gute nicht vergißt, — dein Vater, der in der verborgensten Einsamkeit deine geheimsten Liebesthaten sieht, wird dir, was du so gar dir selbst gleichsam verbirgst, und bei dir in Vergessenheit bringst, einst öffentlich vergelten.

 II.

 Mannigfaltigkeit der Anwendung des Wortes der Mildthätigkeit.

Es ist schon bemerkt worden, daß der Begriff des Wortes, das unsre Uebersetzung durch Almosen ausgedrückt hat, viel weiter ist, als der des Wortes Almosen, der widrige Nebenbegriffe erregt, oder daß Jesus hier überhaupt von Wohlthaten redet, die man hilfsbedürftigen Personen erweist.

Wer also keine andre Arten von wohlthätigen Handlungen kennt, als diejenigen, die wir mit dem verächtlich gewordenen Worte Almosen bezeichnen, der versteht hier den Herrn noch nicht recht, und kennt nur Eine und bei weitem nicht die edelste Art von Wohlthätigkeit.

Treilich wird der Christ auch die öffentlichen Anstalten zur Unterstützung der Armuth, die Armeninstitute, die das Publikum von den Zudringlichkeiten der Bettler befreien, und die milden Stiftungen zur Versorgung dürstiger Waisen und zur

Ver:

liche Schuldenlast zu stürzen, oder die für außerordentliche und kostspielige häusliche Begegnisse, seien es nun Sterbfälle, oder Versorgungen und Ausstattungen von Kindern, oder schwere Krankheiten und Beschädigungen des Körpers, oder andre hier schicklicher Weise nicht nennbare Vorfälle keinen Vorrath haben. Solchen Personen oder Familien wohl thun, sie erquicken, ihre Lage erleichtern, ihrem Kummer begegnen, oder denselben lindern, oder wenn man es kann, gänzlich heben, das ihnen Unerschwingliche großmüthig übernehmen, zu ihrer Erfreung, zur Stärkung ihres Vertrauens auf Gott etwas beitragen, dies sind nicht nur bürgerlichnützliche, es sind menschenfreundliche, christliche Handlungen, es sind edle, gottwohlgefällige Almosen.

Sei aufmerksam, Leser, der du nicht selbst unter diese Armen gehörst, auf solche Personen und Familien, die die göttliche Vorsehung in deine Nähe gebracht, oder mit denen sie dich in irgend ein Verhältnis gesetzt hat. Wir verlangen nicht das Unmögliche von dir, und begreifen wohl, daß du nicht allem Mangel abhelfen kannst. Aber einige solcher Personen und Familien sind dir doch mehr als andre bekannt, oder gehen dich mehr als andre an; vielleicht sind es deine ehemaligen oder igtigen Nachbarn, oder sie gehören zu deinen nähern Bekannten, oder sie haben einst bei dir gebient, oder

für dich gearbeitet, oder sie haben mit dir einerlei Stand und Beruf, oder ihre Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit ist dir mehr als andern bekannt, oder sie sind dir von glaubwürdigen Personen vorzüglich empfohlen worden. Für solche, dir näher bekannte, dich näher angehende Personen kannst du sehr oft wenigstens etwas thun. Und ist es nicht wahr: Wenn nur dasjenige, was jeder diesfalls thun kann, von jedem gethan würde, wenn nur jeder für die ihm nächsten, bekanntesten schambastten Armen das seinige thäte, so würde manche Noth erleichtert, und mancher ganz abgeholfen werden. Keiner kann alles; aber jeder, den Gott in einigen Wohlstand gesetzt, oder auch nur mit einem anständigen Auskommen versehen hat, jeder, den Gott mit Verdienst in seinem Berufe segnet, kann etwas thun; ist es nicht viel, so ist es doch etwas; und jeder, auch der kleinste Beitrag zur Erleichterung der Armuth ist schätzbar.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß, nach der Lehre Jesus, die Gleichgültigkeit gegen wohlbekannte Arme, denen man, wenn nicht immer aus seinem Ueberflusse, doch aus seinem Vorrathe etwas mittheilen könnte, von den wichtigsten Folgen für das zukünftige Schicksal eines jeden ist. Jener arme Lazakus im Evangelium war eben ein solcher Armer, der dem Reichen, den uns Jesus nachher an einem Orte der Quaal zeigt, so

wenig unbekannt bleiben konnte, daß er ihn im Gegentheil jedesmal, so oft er ausging, sehen konnte, und an seine Umstände erinnert ward. Dennoch that er nichts für den Armen, den schon die von seinem Tische fallenden Brosamen, die den Hunden vorgeworfenen Ueberreste seiner üppigen Tafel glücklich gemacht hätten. Und gerade dies verdamnte ihn. Daß er sich in Purpur und köstliche Leinwand kleidete, und alle Tage herrlich und in Freuden lebte, dies verdamnte ihn nicht. Hatte ihm die Vorsehung Vermögen zugewandt, so durfte er es auch genießen, und sich alle Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens zueignen, deren Besitz und Genuß mit der Tugend und Menschenliebe verträglich ist. Daß er aber dem ihm wohlbekannten, mit wenigem zu befriedigenden Armen unempfindlich vorbeiging, ihm von seiner Tafel nichts zukommen ließ, seine Blöße nicht deckte, ihm nicht eine ordentliche Wohnung verschafte, für seine Wunden nicht menschliche Fürsorge that, dies brachte ihn an jenen Ort der Quaal, wo wir ihn nachher ohne Hoffnung sich selbst überlassen sehen. So gönnt Gott auch jedem andern, der im Wohlstand oder Ueberfluß lebt, seine bequeme Wohnung und Kleidung, seine Tafel, sein Landhaus, seine Kunstwerke, seine Familienfeste, seine gesellschaftlichen Freuden, seine Erholungsreisen; aber er vergesse darüber Gottes und seines Mitmenschen nicht, der einige nähere, nicht bloß allgemeine Ansprüche

auf seine Mildthätigkeit hat; vergesse nicht der Wittwe und der Waisen, mit denen er in einigen nähern Verhältnissen steht, oder deren Unterstützung ihm auf irgend eine Weise von der göttlichen Vorsehung nahe gelegt wird.

Es giebt aber auch außerdem noch viele andre Gegenstände und andre Arten christlicher Mildthätigkeit, und der Christ schränkt sich nicht auf Eine Art derselben ein, wenn er sie auf mehrere Arten ausüben kann. Wir haben schon bei der Betrachtung der Worte Jesus: „Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir borgen will, einige andre Arten wohlthätiger Handlungen angeführt,“ auf die wir uns, ohne sie hier wiederholen zu wollen, beziehen können. Hier wollen wir also nur sagen, daß auch das zu den wohlthätigen Handlungen, wovon Jesus hier redet, gerechnet werden kann, wenn man, was wir in jener Betrachtung nicht erwähnren, Personen, die von ihrem Verdienste leben müssen, und, so bald dieser aufhört, oder nachläßt, nicht mehr bestehen können, Gelegenheit giebt, etwas zu verdienen, oder wenn man eine Unternehmung eines rechtschaffenen Manns, die seiner Erfindung, seinen Kenntnissen, seinem Fleiße Ehre macht, und wobei er vielleicht etwas Beträchtliches zusehen mußte, zu seiner Aufmunterung und Belohnung unterstützt und befördert, oder wenn man Jünglinge, deren Aeltern nicht sehr

vieles an ihre Kinder wenden können, und die vor-
 zügliche Fähigkeiten und Lust zu einer Kunst oder
 Wissenschaft zeigen, in den Stand setzt, sich die-
 ser Kunst oder Wissenschaft zu widmen, oder wenn
 man einem Hausvater, dessen Bedürfnisse sich ver-
 mehren, einen neuen Nahrungsquell öfnet, und
 Anleitung zu mehrerem Verdienste giebt, oder wenn
 man Personen, die sich gern unterrichten mögten,
 und doch nicht in der Lage sind, etwas an Bücher
 wenden zu können, mit lehrreichen Schriften ver-
 sieht. Gewiß, wer nur Gutes thun will, dem
 fehlt es nie an Gelegenheit dazu, immer finden sich
 Gegenstände, an denen man Erbarmen, Edelmutb
 und Menschenfreundlichkeit beweisen kann. Selbst
 nach dem Tode so gar kann man noch Gutes thun,
 wenn man, so fern es ohne Beeinträchtigung nä-
 herer Gegenstände geschehen kann, bei einem an-
 sehnlichen Vermögen gemeinnützige Anstalten, oder
 rechtschaffene und würdige Familien durch Legate
 bedenkt. Nur muß man es freilich bei dieser letz-
 tern Art von Wohlthätigkeit nicht einzig bewenden
 lassen. Dies hieße, sich gegen die Wohlthätigkeit
 wehren, so lange man kann. Lebend wollen wir
 uns zu jeder Art von wohlthätigen Handlungen,
 nach dem Verhältnisse unsers Vermögens bereitwillig
 finden lassen, ohne darum dies letztere, falls wir
 es thun können, und freie Hand dazu haben, zu
 unterlassen.

III.

Fehler, die beim Wohlthun zu vermeiden sind.

Wir müssen zuvörderst unsre wohlthätigen Handlungen nicht Almosen heißen, weil wir den Werth derselben dadurch allein schon herabsetzen würden. Es versteht sich, daß hiervon dasjenige auszunehmen ist, was nach unserm Sprachgebrauche wirklich ein Almosen heißt; dies dürfen wir freilich so benennen, weil die Empfänger solcher Gaben sie gerne unter diesem Titel annehmen, und auch unter demselben darum bitten. Allein so bald durch diese Benennung der Empfänger einer Gabe erniedrigt würde, sollen wir derselben auch nicht einmal in Gedanken diesen Namen geben. Es verräth eine sehr unedle Denkensart, wenn man alles, was man für Unglückliche, die vielleicht einst bessere Tage sehen, oder für Jünglinge von eingeschränktem Vermögen thut, ein Almosen nennt, und nichts als Almosen geben kann. Wie wollen wir also von unsern wohlthätigen

Handlungen auf eine Weise reden, daß diejenigen, für die wir sie verrichten, dadurch beschämt und herabgesetzt werden; auch nicht einmal in Gedanken wollen wir die Empfänger milder Gaben unter uns erniedrigen, und wähnen, daß sie darum, weil wir ihnen Gutes thun, auch nur um etwas geringer als wir, und wir um etwas besser seien. Nicht schwer, sondern leicht wollen wir es ihnen machen, von uns etwas anzunehmen, und uns selbst wollen wir, wenn es ja noch nöthig sein sollte, sagen, daß Armuth keine Sünde und Schande, und Wohlstand und Reichthum keine Tugend ist, daß wir nur Verwalter desjenigen sind, was Gott in unsre Hand legte, und daß wir, wenn wir wohlthätig sind, im Grunde doch nichts anders thun, als was wir als Menschen und als Christen zu thun die größte Verpflichtung haben, und dessen Unterlassung unsrer Menschlichkeit und unserm Christenthum Schande machen würde.

Dann wollen wir aber auch den Pharisäern darin nicht gleich werden, daß wir unsre wohlthätigen Handlungen ausposaunen, und damit prahlen. Der Empfänger milder Gaben, der von uns Unterstützte dürfe sich die edelste und vollkommenste Discretion von uns versprechen; er dürfe sich mit völliger Ruhe darauf verlassen, daß alles, was wir für ihn thaten, zwischen ihm und uns bleibe, und nie fürchten, einem dritten oder vollends gar

dem ganzen Publikum preis gegeben oder verrathen zu werden. Und auch um unser selbst willen wollen wir mit unsern guten Handlungen nicht prahlen, und sie geffentlich zur Schau stellen. Die kleinste Liebesthat hat Werth, so lange wir sie im Stillen wirken lassen, ohne damit Geräusch zu machen; die größte wohlthätige Handlung hingegen schwindet in Ansehung ihres sittlichen Werthes zu Nichts, so bald damit geprahlt wird.

Endlich wollen wir bei unserm Wohlthun nicht Heuchler, nicht bloße Schauspieler sein; wir wollen uns nicht der feinem Unmenschlichkeit derjenigen schuldig machen, die gegen den Armen und Unglücklichen, gegen den Unterstützungsbedürftigen innerlich völlig gleichgültig sind, selbst dann, wann sie ihm wirklich etwas geben, und wirklich etwas für ihn thun; wir wollen nicht glauben, den Mangel an herzlicher Theilnehmung, an menschlichem Gefühl durch Gold, Silber oder Kupfer ersetzen zu können. Unsere gemeinnützige Wirksamkeit sei nicht ein bloßes feines Spiel der Eitelkeit, dem alle innere Wahrheit, alle Sittlichkeit, alle Liebe fehlt. Denn so würden wir abermal den Pharisäern gleichen, die keine herzliche Menschenfreunde waren, sondern nur um des Ruhms und Beifalls der Menschen willen Gutes thaten. Unsere wohlthätigen Handlungen seien vielmehr ein getreuer Abdruck unsrer menschenfreundlichen Gesinnungen.

Niemand werde durch unsre gemeinnützigen Handlungen auf Begriffe von unserm Herzen geführt, denen unser Herz nicht entspricht. Was wir scheinen, wollen wir auch sein, und uns durch Aufrichtigkeit und ächte Menschlichkeit ehrwürdig machen; als Heuchler der Menschlichkeit würden wir selbst bei den gemeinnützigsten Thaten dem Kenner doch immer verächtlich bleiben.

IV.

Der wahre Menschenfreund.

Dem Menschenfreunde, dessen Menschenfreundlichkeit nicht bloßes Schauspiel ist, sondern der sich wirklich und von Herzen erbarnt, ist es nur um das Wohlbeyn selbst, nicht um den Ruhm der Wohlthätigkeit zu thun. Er will Leiden vermindern, und Freuden vermehren; er will helfen, denn andern leichter machen, in seine Wunden Oel gießen, seinen Kummer lindern, seine Thränen trocknen oder sie in Thränen der Freude verwandeln; dies liegt ihm am Herzen; darin besteht seine Freude, sein Leben. Ob andre es bemerken, und ihn darum loben, dies ist ihm gerade das gleichgültigste. Er ist freilich gegen ungesuchtes und verdientes Lob nicht unempfindlich; er weiß es zu schätzen; nur bedarf er es nicht schlechterdings, um innerlich glücklich zu sein; ihm ist schon die wohlthuende Wirkung seiner wohlthätigen Handlungen, die Freude der durch ihn unterstützten Menschen, ihr

vermehrter Lebensgenuß, ihr erleichtertes Schicksal Genuß und Belohnung; er erkundigt sich also nicht, ob auch andre darum wissen, ob viel von der Sache gesprochen wird, ob man den Werth seiner Handlungen zu schätzen weiß; und noch viel weniger kann es ihm in dem Grade Hauptsache sein, dies zu wissen, daß er das Gute, was er thut, unterließe, wenn er keinen Beifall und Ruhm davon ärndtete. Er flieht im Gegentheil gerne den oft so werthlosen, oft so zweideutigen, oft nur das Herz verderbenden Ruhm der Menschen; er thut am liebsten sein Gutes im Stillen, und entzieht es der Aufmerksamkeit der Menschen, selbst seiner Vertrautesten; es ist ihm am wohlsten, wenn nur Gott der Zeuge seiner wohlthätigen Handlungen ist; darum verbirgt er sie auch sehr gerne, wo es angeht, selbst demjenigen, der der Gegenstand seiner Wohlthätigkeit ist. Er sucht sie endlich so bald wie möglich zu vergessen, und wendet deswegen seine Blicke und seine Gedanken schnell davon weg, richtet seine Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände, denen er wohlthun kann, und will auch von andern an das bereits verrichtete Gute nicht mehr erinnern sein.

In diesem Geiste wirke jeder von uns Gutes, so lange es noch Tag ist, ehe die Nacht anbricht, da niemand mehr wirken kann. Allezeit finden sich Gegenstände der Wohlthätigkeit; allezeit haben wir

Arme bei uns, und wenn wir wollen, können wir immer wenigstens einem Theile derselben Gutes thun, und die Summe der menschlichen Leiden wenigstens um etwas vermindern. Und was wir auch nur Einem selbst der Geringsten, die Jesus würdigt, Seine Brüder zu nennen, gethan haben werden, das wird uns von dem huldreichen und großmüthigen Vergelter jeder guten That einst so hoch angerechnet werden, als hätten wir es Ihm selbst gethan.

V.

**Göttliche Belohnungen, uneigennütziger
 Wohlthätigkeit. Eitelkeit des Menschen-
 lobes. Werth des göttlichen Beifalls.**

Gott will, wie Jesus versichert, das uneigennützi-
 ge, herzliche Wohlthun belohnen. Schon die
 Worte setzen dies voraus: „Ihr habet keine Bes-
 lohnung von Euerm himmlischen Vater zu erwarten,
 wenn Ihr Eure milden Gaben an Arme in der Ab-
 sicht vor den Leuten gebet, um von ihnen bemerkt
 und gepriesen zu werden.“ Denn, indem diese
 Worte dem eiteln Herzen, das nicht so fast durch
 die Bedürfnisse des Nächsten, als vielmehr nur
 durch die Begierde nach Ruhm zum Geben bewo-
 gen wird, alle Hoffnung auf göttliche Belohnungen
 abschneiden, so versichern sie zugleich dem liebenden
 Menschenfreunde, der des Wohlthuns selbst wegen
 wohlthut, besondere göttliche Belohnungen zu. Und
 nachher behauptet Jesus geradezu und ausdrücklich:
 „Das stille, bescheidene Wohlthun werde von Gott
 einst öffentlich vergolten werden.“

Jesus will also Seine Schüler gerade auch durch diesen Gedanken zur Wohlthätigkeit, nemlich nicht zur pharisäischen, sondern zur ächten, menschenfreundlichen Wohlthätigkeit erwecken, und lehrt uns also zugleich, daß es nicht unedel ist, bei seinem Wohlthum und überhaupt bei seiner Tugend auf zukünftige göttliche Belohnungen zu hoffen, und sich derselben schon zum voraus zu freuen.

Es ist zwar bekannt, daß man den Christen schon vorgeworfen hat, sie seien nur des ewigen Lebens wegen tugendhaft, und also bei ihrer Tugend immer noch sehr eigennützig, und daß man dabei die Bemerkung zu machen pflegt, es sei weit edler um des Guten selbst, und nicht um des ewigen Lebens willen Gutes zu thun. Allein es waltet hierbei ein Mißverständnis, der leicht gehoben werden kann.

Der Christ ist nicht bloß des ewigen Lebens wegen tugendhaft und ein Menschenfreund, so daß er also, wenn er kein ewiges Leben zu hoffen hätte, lasterhaft und gegen seine Mitmenschen gleichgültig sein würde. Eine so niedrige Denkensart wäre unstreitig nicht viel besser als die pharisäische, die von aller wahren Tugend und Menschenliebe völlig entblößt war. Denn es läuft allerdings am Ende auf dasselbe hinaus, ob man bloß des Ruhms und Beifalls der Menschen wegen, oder bloß des ewigen

Lebens wegen, Gutes thut, wenn man in beiden Fällen gegen das Gute selbst gleichgültig ist. Ich wüßte aber in der That nicht, womit es die Lehre Jesus verdient hätte, daß man sich so rohe unwürdige Vorstellungen von ihr machte, und dem treuen Befolger derselben eine so unedle Denkensart liehe. Jesus dringt ja eben darauf, daß man um des Guten selbst willen Gutes thue; Sein Schüler soll reine, uneigennützig, bescheidene Tugend üben; er soll nicht nur die Rolle eines Menschenfreundes spielen, sondern wirklicher Menschenfreund sein, sich herzlich des Nächsten erbarmen, und dem Dürftigen beistehen, nicht weil es Ehre bringt, nicht weil es belohnt wird, sondern, weil es dem Dürftigen wohlthut, und dem himmlischen Vater Freude und Ehre macht; und Sein ächter Schüler ist auch gerade so gesinnt; er liebt das Gute, eben darum, weil es gut ist; er thut wohl, eben darum, weil es wohlthut; er ist deswegen auch nicht bloß öffentlich wohlthätig, sondern auch im Verborgnen, wo es von keinem sterblichen Auge wahrgenommen wird, eben darum, weil ihm das Wohlthun selbst an sich Freude macht.

Wird er nun aber wohl darum mit Einmal eigennützig, und bekommt eine unedle Denkensart, weil er sich bei dieser Liebe des Guten und bei dieser uneigennützigen und bescheidenen Wirksamkeit im Gu-

ten auch noch besonderer göttlichen Belohnungen freut, und sich durch die Hoffnung dieser Belohnungen in der Munterkeit zum Gutesethun erhält? Und wird Jesus selbst etwa darum ein Lehrer eigennütziger Tugend, und pflanzt niedrige Gesinnungen in die Herzen Seiner Schüler, weil Er ihnen versichert, Gott wolle aufrichtige Tugend und Menschlichkeit belohnen, und weil Er sie vorzüglich auch durch die Verheißung dieser Belohnungen zu reiner Tugend und Menschlichkeit erweckt? Ist endlich etwa Gott selbst zu tadeln, wenn Er durch Seinen Sohn den Menschen versichern läßt, Er wolle herzerliche Thaten der Liebe, kindliche Gebete, demüthige Tugendübungen öffentlich vergelten, und verdirbe Er etwa dadurch die Menschen? Oder ist es nicht klar, daß es bei weitem nicht dasselbe ist: Jemanden durch Verheißung von Belohnungen zu edler Tugend aufmuntern, und in derselben stärken; und hingegen: Jemanden zu einem eigennützigem Menschen misbilden, der nur der Belohnung wegen Gutes thut? Und eben so klar, daß es nicht einerlei ist: Die Belohnungen nicht leichtsinnig verscherzen wollen, die Gott der demüthigen Tugend, der herzerlichen Frömmigkeit, der reinen Menschenliebe durch Jesus verheißsen ließ; und hingegen: Aus bloßem Eigennutz gewisse wohlthätige und tugendhafte Handlungen ausüben? So unedel das letztere ist, so edel ist das erstere. Es ist edel, auf Menschenlob Verzicht zu thun, und sich mit Gottes Beifall zu bescheiden.
 Stolz Bergort, 2ter Th. E

gnügen; für seine Tugend bei Menschen keine Belohnung zu suchen, noch von ihnen zu verlangen, und der göttlichen Belohnung mit froher Hoffnung entgegen zu sehen.

Darum sagt auch Jesus: „Die Heuchler, die Schauspieler der Menschenfreundlichkeit haben ihren Lohn dahin;“ oder: „Das ist ihre ganze Belohnung; sie bekommen dasjenige, wonach sie strebten, den leeren, schwankenden, zweideutigen, veränderlichen Ruhm der Menschen; weiter haben sie nichts zu erwarten.“ Diese Worte widerlegen noch vollends den unbilligen Vorwurf, der zuweilen dem Christenthum gemacht wird, daß es die Anhänger desselben bei ihrer Tugend eigennützig mache. Denn Jesus lehrt ausdrücklich: Der Mensch müsse bei seiner Wohlthätigkeit nicht pharisäisch zu Werk gehen, wenn er zum Genuße jener verheißenen göttlichen Belohnungen gelangen wolle; die eigennützig, ruhmstüchtige, prahlerische Tugend und Wohlthätigkeit wird von Ihm verworfen und von jenen Belohnungen ausgeschlossen.

Fürchte also nicht, daß du eigennützig werdest, wenn du eine göttliche Belohnung und öffentliche ehrenvolle Anerkennung geheimer, bescheidner, sich eher verhüllender als ehrgeizig sich hervordrängender Tugend erwartest, und in diesem Glauben die edelste Tugend übest. Denn Jesus lehrt nicht nur, daß du das

Gute uneigennützig lieben sollst, daß also nicht einmal das Erlangen göttlicher Belohnungen dein einziges Augenmerk, dein einziger Zweck bei deinen wohlthätigen Handlungen sein darf; Er behauptet auch, daß nur die ganz uneigennützige Wohlthätigkeit, die in der Wärme des Handelns nicht einmal an göttliche Belohnungen denkt, von Gott einst belohnt werden wird. Wie könnte denn der rechte Christ bei der Erwartung göttlicher Belohnungen reiner Menschenliebe eigennützig werden? Muß er nicht im Gegentheil immer uneigennütziger werden, je fester er sich auf diese Versicherungen Jesus verläßt? Ja freue dich nur, o Christ, von Herzen der verheißnen göttlichen Belohnungen! Sie sind der uneigennützigen Liebe, die sich selbst in andern gleichsam vergift, gegeben; du denkst und handelst gewiß nicht unedel, wenn du die Erwartung derselben in deiner Seele nührest, und sie in dir eine Triebfeder zu edeln, menschenfreundlichen Handlungen wird.

Eine Betrachtung der Nichtigkeit des Menschenlobs wird in dieser Absicht auch von wohlthätiger Wirkung auf unser Herz sein.

Wir sehen, daß Jesus mit den Worten: „Menschenlob ist der Pharisäer ganze Belohnung“ — die Vortheile der eiteln, rühmsüchtigen Menschen, welche nur des Ruhms wegen

Gutes thun, als äußerst gering, als unwerth der Bestrebungen edler Menschen vorstellen will. Und in der That verstehen sich solche Menschen noch nicht einmal auf ihren Vorthail, noch nicht einmal auf wahre Ehre. Wie äußerst wenig will meistens das Lob der Menschen sagen!

Es ist gewöhnlich nichts weniger als gründlich. Der Schein wird wie die Wahrheit gepriesen, ja der Schein der Tugend häufig der ächten Tugend vorgezogen. Das Urtheil der Menschen dringt selten in den Geist der Handlungen, sondern verweilt gemeiniglich bei der Oberfläche derselben; wie hätten sonst die Pharisäer mit ihrer geistlosen Tugend sich je in Ansehen sehen können?

Das Lob der Menschen ist auch selten herzlich und innig. Einer giebt den Ton, und die andern stimmen mit kaltem Herzen ein, loben ohne Theilnehmung, ohne Gefühl des Lobenswerthen, bloß weil es nun gerade Ton ist, diese Sache zu loben. Kann dies Lob einem feinern Gefühle eben sehr schmeichelhaft sein?

Es ist ferner meistens unbeständig. Was heute gepriesen wird, wird vielleicht morgen gescholten, oder ist vielleicht morgen schon vergessen. Selbst der Eitelste wird gestehen, daß er die Launen der Menschen im Loben und Schelten schon erfahren

habe. Oft lobt auch die Menge, was Verachtung und Schande verdient; oft ist sie gleichgültig gegen das vorzüglichste Verdienst, oder überhäuft es sogar mit Lästerung und Hohn; und welche Tirannin ist sie gewöhnlich gegen ihre Sklaven! Nie darf der Eitle und Ruhmsüchtige, dem Menschenlob das Beste ist, was er kennt, seiner Empfindung gemäß urtheilen, und handeln; immer muß er eine Menge kleiner Rücksichten nehmen, um seinen Gözen nicht zu erzürnen und bei ihm in Ungnade zu fallen; er darf kein lautes Wort zur Ehre der Wahrheit reden; überall muß er leise auftreten, und sich nach den Launen der Menge in seinem ganzen Betragen bequemen.

Und, was das Verächtliche des Menschenlobs, um das der Eitle, als um das höchste Gut, buhlt, am meisten fühlbar machen sollte, es kann dem Menschen keine Tugend geben, die er nicht besitzt. Waren denn jene heuchlerischen Pharisäer nun darum wirklich Menschenfreunde, weil man ihre prahlerischen Almosen lobte? Und kann es in den Augen der gesunden Vernunft eine Ehre sein, wenn man für etwas Großes gilt, und doch im Grunde sehr klein ist, oder für einen liebenswürdigen Menschenfreund gehalten wird, und doch in der That nichts weniger als liebenswürdig ist? Mit dieser verächtlichen Ehre soll der Schüler Jesus nicht vorlieb nehmen; sein Sinn soll edler sein; er soll es

nicht für Ehre, sondern für Schande halten, den Namen zu haben, daß ein sittliches Leben in ihm sich rege, mittlerweile er doch noch sittlich todt ist, und den Ruhm der Tugend ohne die Tugend selbst zu besitzen; er soll es einsehen, daß, wenn es schon der Eitelkeit schmeicheln mag, in den Ruf eines Menschenfreundes zu kommen, oder darin zu stehen, die Beschämung nur um so demüthigender ist, wenn man vor dem Blicke eines Kenners steht, der tiefer sieht, oder wenn auch, was nie ausbleibt, die Zukunft zeigt, daß der Ruf nur erschlichen war, oder wenn endlich die Erscheinung eines ächten Menschenfreundes das Unächte einer nur gespielten Menschenfreundlichkeit allgemein fühlbar macht; er soll also seine Ehre und sein Glück nicht in dem bloßen Namen ohne die Sache, sondern in der Sache selbst, in dem Besitze derjenigen Tugenden setzen, deren Namen dem Eiteln schon genügt, und dann versichert sein, daß ihm das gerechteste Wesen einst auch den Namen zukommen lassen wird, der ihm bei dem Besitze dieser Tugenden gebührt.

Vielleicht liegt auch ein Nachdruck in dem Worte Jesus: „Wenn du Almosen giebst“ — Das Betragen Seines Schülers wird dem Betragen der Pharisäer entgegengesetzt, und dem erstern ein edles Selbstgefühl eingebläst. „Du, Mein Schüler,“ will Jesus sagen, „sollst dich auszeichnen; von dir erwarte Ich eine vorzüglichere Tugend.“ Dies

stimmt auch mit den vorhergehenden Lehren Jesus genau überein. Jesus erwartet von Seinen Schülern eine in jeder Absicht vortrefflichere Tugend, als man sonst durchgängig bei den Menschen zu finden pflegt; sie sollen sich nach vortrefflichen Mustern als nur nach pharisäischen bilden. „Wollt Ihr nur wie die Eigennütigen denken und handeln?“ Ruft Er ihnen zu. „Ich traue Euch, etwas Bessers zu.“ Wie mußte dies edle Zutrauen auf den bessern Theil Seiner Zuhörer wirken! Wie sie höher stimmen! Wie sie begeistern, nicht bei mittelmäßiger Tugend stehen zu bleiben, sondern Ihm durch übergemeine Tugend Freude und Ehre zu machen!

Noch ermunternder sind aber die Worte Jesus: „Dein Vater sieht ins Verborgne.“ Es liegt in der menschlichen Natur ein Verlangen, gekannt und geschätzt zu sein, das nicht mit der Eitelkeit kleingeistiger Menschen verwechselt werden muß. Auch der beste, liebendste Mensch bedarf zu seiner innern Glückseligkeit eines Wesens, das seinen sittlichen Werth ganz kennt und schätzt, und um alles Gute weiß, das er thut. Kennt er aber ein solches Wesen, und ist er seiner Liebe gewiß, so kann er es allensfalls wohl tragen, wenn andre ihn nicht kennen oder verkennen, um seine guten Eigenschaften und Handlungen nichts wissen, oder nicht daran glauben; das selige Bewußtsein, daß

doch Ein Wesen ihn kennt, und ihm Gerechtigkeit wiederfahren läßt, hebt ihn empor, und stärkt ihn, die Miskennung der Menge zu tragen. Nun sage Jesus Seinen Zuhörern: „An Gott, Euerm himmlischen Vater, habet Ihr ein solches Wesen; Ihr dürfet nicht denken, daß Euer stilles Wohlthun, das Ihr sogar dem Blicke Eurer Vertrautesten entziehet, völlig unbekannt bleibe; ein alles bemerkendes, geistiges Wesen weiß um Eure geheimsten Thaten, und begleitet Euch in die zeugenloseste Einsamkeit. Dieser Gedanke sollte ihnen das Wohlthun im Stillen, das nach aller Menschen Empfindung weit edler als das geflissentliche öffentliche Wohlthun ist, erleichtern, und der sonst so leicht in Eitelkeit ausartenden Begierde, geschätzt zu sein, diejenige Richtung geben, die für ihr Herz die vortheilhafteste und wohlthuendste war. Nun konnten sie sich dem schönen Gedanken überlassen: „Wir sind doch Einem bekannt! Wie auch die Welt von uns denken möge — Einer weiß doch um alles, was wir thun, und dieser Eine vergift nichts; und dieser Eine sieht alles in seinem wahren Lichte.“ Und dadurch ward ihr Herz vor der Gefahr der Eitelkeit gesichert, in der sie beständig gewesen sein würden, wenn sie sich nicht gewöhnt hätten, im Verborgenen Gutes zu thun.

Unvergesslich wollen wir uns also den Gedanken einprägen: „Der himmlische Vater sieht ins Ver-

Borgne.“ Uns sei dieser Gedanke nicht, wie dem Lasterhaften, furchtbar, sondern herzerhebend; er bestimme uns, unsre besten wohlthätigen Handlungen, so wie unsre heiligsten Gebete und unsre verdienstlichsten Tugendübungen der Aufmerksamkeit der Menge zu entziehen, und sie nur dem ins Verborgene sehenden himmlischen Vater zu vertrauen, um auf diese Weise bessere Menschen zu werden, als wir ohne dieses Geheimhalten unsrer guten Handlungen nie werden würden. Man kann sich auch gewiß über Miskennung, ja selbst über Lästerung leicht wegsetzen, und alles Verachtenswürdige großmüthig verachten, wenn man viel Gutes, das niemand als der Vater im Verborgnen weiß, gethan hat, und sagen darf: „Mein Zeuge ist im Himmel, und der mich kennt, ist in der Höhe!“

Auf ein eben so natürliches menschliches Gefühl gründen sich endlich die Worte Jesus: „Das geheime Wohlthun wird einst öffentlich vergolten werden.“ Es ist für das menschliche Herz, das sich durch sittlich gute Handlungen sittlichen Werth erworben hat, äußerst schmeichelhaft, von einem großen Kenner des Verdienstes für dasjenige öffentlich erklärt zu werden, was man ist, zumal, wenn dieser öffentlichen ehrenvollen Erklärung eine Menge entgegengesetzter Urtheile, die allgemeinen Glauben fanden, vorhergingen. Dieses Gefühl für Ehre ist der menschlichen Natur von dem Schöpfer ders

selben eingeprägt, und darf, so lange es nicht in ungerechten und unmenschlichen Ehrgeiz ausartet, nicht verdammt werden. Jede Kraft Gottes in der Menschheit ist gut, und nichts ist verwerflich, das mit Dankagung gebraucht und durch ungeheuchelte Religiosität geheiligt wird. Die Empfindung für Ehre darf also auch in uns nicht unterdrückt, nur veredelt und ihr eine gute Richtung gegeben werden; Jesus selbst wirkt auf die in dem Menschen liegende Ehrbegierde; eben dadurch ermuntert Er Seine Schüler zum geheimen Wohlthun, daß Er ihnen versichert, der himmlische Vater werde einst das geheimste Gute öffentlich ehren und belohnen; das Gefühl für diese Ehre will Er eben in ihnen schärfen; mittlerweile die Pharisäer keine größere Ehre kannten, als für geistlose Tugenden ein flüchtiges Menschenlob zu erhaschen, macht Er Seine Schüler auf eine ungleich höhere Ehre aufmerksam. „Der himmlische Vater, sagt Er, belohnt freilich nicht pharisaisches Wohlthun, das sich selbst durch an sich gerissnes Lob belohnt, und sich durch Menschenlob schon reichlich belohnt glaubt; auch belohnt Er nicht so fast äußerliche Thaten, als den edeln Sinn, mit dem man diese Thaten verrichtet. Wer seine linke Hand nicht wissen läßt, was die rechte thut, oder sein Wohlthun geheim hält, und es so bald wie möglich zu vergessen sucht, den belohnt Er, weil er sich selbst und weil ihn die Welt nicht dafür belohnt; und Er belohnt ihn nicht, ohne daß jemand

es gewahr wird; Er rechtfertigt ihn vielmehr öffentlich, zeichnet ihn öffentlich als Seinen Liebling aus, giebt ihm öffentlich mit reichem Gewinn zurück, was er insgeheim mit Aufopferung eigner Vortheile zur Erfreuung und Erquickung andrer that."

Diese Ehre soll der Christ schätzen, und in Hinsicht auf dieselbe gerne auf Menschenlob Verzicht thun. Er darf auch nicht denken, daß er von dieser öffentlichen Vergeltung hienieden nichts genießen werde. Im Gegentheil wird dem ächten Menschenfreunde unstreitig auch schon in diesem Leben manche vorzügliche göttliche Gunstbezeugung nicht blos insgeheim, sondern auch öffentlich zu Theil werden. Ehrevoller als alles andre wird es aber freilich für ihn sein, einst aus dem Munde des großmüthigsten Menschenfreundes vor Menschen und Engeln das Wort des Lebens und der Wonne zu vernehmen: „Ich weiß deine Werke, und deine Liebe, und daß du je länger je mehr Gutes, und dies Gute je länger je geheimer thust. Wohl dir, du rechtschaffener und getreuer Knecht! Ueber weniges warst du treu; über vieles will ich dich setzen; gehe ein in deines Herrn Freude!"

VI.

„Wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich Ich sage Euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn aber du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schliesse die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgnen; und dein Vater, der in das Verborgne sieht, wird dir es vergelten öffentlich. Und wenn Ihr betet, sollt Ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt Ihr Euch ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was Ihr bedürftet, ehe denn Ihr Ihn bittet.“

Jesus spricht auch von der Frömmigkeit der Pharisäer; und auch diesfalls mußten sie freilich

bei einer nähern Beleuchtung ihres Charakters sehr verlieren; doch war es Ihm nicht so, fast um Erniedrigung der Pharisäer als vielmehr um die Veredlung Seiner Schüler zu thun. Wir wollen auch diesen Theil Seiner Lehre mit Aufmerksamkeit betrachten.

I.

Es ist vom Gebete die Rede, so wie bis dahin von der Wohlthätigkeit geredet worden war. Es fragt sich zuvörderst, was wir unter dem Gebete zu verstehen haben. Der allgemeinste Begriff dieses Wortes ist wohl eine Unterhaltung des Menschen mit Gott. Der Betende denkt sich ein von ihm selbst und von der sichtbaren Natur unterschiedenes, außer ihm und der sichtbaren Natur vorhandenes, zwar nicht in seine äußern Sinne fallendes, jedoch darum nichts desto weniger wirklich existirendes, lebendiges Wesen, das er als den unumschränkten Herrn aller Naturkräfte, und als den freien Lenker alles dessen, was man Schicksal nennt, verehrt, dem er zugleich die höchste Weisheit und Güte zuschreibt, und von dem er glaubt, daß es für ihn so gut wie gegenwärtig sei, und daß er allerdings in der Sprache des Volks von ihm sagen dürfe, es sehe ihn, höre ihn, und könne etwas für ihn thun. Mit diesem so gut wie gegenwärtig gedachten Wesen redet der Betende, er drückt gegen dasselbe die Empfindungen seines Her-

zens aus und ist überzeugt, daß er von diesem Wesen so gut wie gesehen und gehört werde, daß es Theil an demjenigen nehme, was er ihm sagt, und daß etwas auf diese Mittheilung seiner Empfindungen erfolge, das eben so viel als eine Antwort auf diese Mittheilung ist.

Also alles Beten ist im Grunde gerade dasselbe, was ein Gespräch ist. Bei jedem Gespräche ist ein Redender, und wenigstens Ein Hörender. Der Redende steht vor dem, mit welchem er redet; er richtet seine Blicke auf ihn; er überlegt die Worte, die er reden will; er spricht sie aus; und der Hörende sieht den Redenden und vernimmt, was er sagt. Alles dessen ist sich der Betende deutlich bewußt, und muß sich desselben bewußt sein, wenn er nicht etwas thun will, das völlig unvernünftig ist; er muß sich Gott als ein Wesen denken, das für ihn so gut wie persönlich gegenwärtig an dem Orte ist, an dem er sich befindet; er muß seine Gedanken, gleichsam seine Blicke auf dies Wesen richten, als wenn es ihm gegenüber stünde; er muß überlegen, was er ihm sagen will und zu sagen hat; er muß es aussprechen; er muß glauben, daß auch er von Gott so gut wie gesehen und gehört, und zwar so gesehen und gehört werde, wie, wenn Er sonst auf niemanden Seine Aufmerksamkeit zu richten hätte, wie, wenn Er sonst niemanden in demselben Augenblicke anhören würde. Je lebens-

diger der Betende dies alles denkt, je näher er sich gleichsam Gott vorstellen, je besser er sich den Gedanken an Seine Gegenwart vergegenwärtigen kann, um so vernünftiger, und um so eindringender, kraft- und seelevoller ist sein Gebet, und um so gewisser ist er der Wirkung desselben. So wie sich hingegen dies Bewußtsein bei dem Betenden verliert, in demselben Verhältnisse nimmt auch die Kraft seines Gebetes und der Glaube an die Wirkung desselben ab. Und ist dies Bewußtsein bei dem Betenden gar nicht vorhanden, so ist das Gebet völlig geistlos und ohne alle Kraft, ja eine unvernünftige, abergläubische, zwecklose Handlung.

Prüfe hier jeder seine Gebete! Er wird finden, daß das Beten etwas ganz anders ist, als was viele Menschen so heißen; und vielleicht finden, daß er weit seltner gebetet hat, als er bis jetzt dachte; ja man dürfte vielleicht sagen: daß viele Menschen nicht etwa blos in Südindien, sondern auch unter uns leben und sterben, ohne ein einziges Mal im Geiste und in der Wahrheit gebetet zu haben.

Es lohnt sich darum der Mühe, über diese dem Namen nach allbekannte, hingegen ihrem wahren Sinne nach bei weitem noch nicht genug bekannte, ja manchem vielleicht noch gänzlich unbekannte Sache nachzudenken.

Wir sagten: Der allgemeinste Begriff des Gebetes sei eine Unterhaltung, ein Gespräch des Menschen mit Gott. Der Betende hat also Gott etwas zu sagen, das er nur Ihm sagen kann, das er Ihm zu sagen sich gedrungen fühlt. Entweder betrachtet der Betende die Vollkommenheiten des geglaubten höchsten Wesens, betrachtet die Spuren der Macht, Weisheit und Güte Gottes in der Natur und in dem, was man Schicksal nennt, betrachtet den tiefen, herrlichen Sinn der göttlichen Aussprüche, und das Erstaunenswürdige der Art der Erfüllung derselben, und diese Betrachtung versetzt den Betenden in Erstaunen und Freude; dieses Erstaunen, diesen Jubel der Seele kann er nicht bei sich behalten; er muß ihn aussprechen, ausströmen; er muß sich in Anbetung, in Preis Gottes ergießen; in diesem Falle heißt das Gebet nach seinem Inhalt ein Lob Gottes. Oder der Betende ist von besondern Wohlthaten, die ihm wiederfahren sind, und die er Gott als der ersten Ursache zuschreibt, gerührt; er hat die Erfüllung geheimer Wünsche, oder die Befriedigung dringender Bedürfnisse erfahren; ihm ward aus unangenehmen Verlegenheiten, aus peinlichen Nöthen geholfen; eine liebliche Freude, ein außerordentliches Glück hat ihn überrascht; auch diese Gefühle seines Herzens wollen mitgetheilt sein; er dankt dem väterlichen Erfreuer, dem aufmunternden Belohnner, dem mächtigen Helfer; er spricht

die

die Freude aus, die Gottes Gunstbezeugungen ihm machen; in diesem Falle heißt das Gebet nach seinem Inhalt ein Dankgebet. Oder der Betende fühlt gewisse Bedürfnisse, deren Befriedigung er sucht; er kann sich dieselbe nicht selbst verschaffen; er sucht die Hülfe, die er weder in sich selbst findet, noch von sichtbaren Gegenständen außer ihm hoffen kann, bei Gott; er klagt Gott sein Leiden, stellt Ihm seine Lage, wie ein Kind seinem Vater vor, spricht vor Ihm die Empfindungen seines Herzens aus; er bittet Gott um dasjenige, dessen Mangel ihn drückt, äußert also Vertrauen gegen Gott; in diesem Falle heißt das Gebet nach seinem Inhalt eine Bitte; und in diesem engeren Sinne wird das Wort Gebet sehr häufig genommen; auch Jesus nimmt es hier vornemlich in diesem Sinne, wie dies der siebente und achte Vers zeigt, in welchen von Bedürfnissen, die im Gebete Gott vorgetragen werden, und von Erhörung der Gebete geredet wird. Wir können also ganz sicher sein, daß wir nicht irren, wenn wir unter dem Gebete, von welchem hier die Rede ist, nicht blos überhaupt Unterhaltung mit Gott, sondern insbesondere auch Vortrag seiner Bedürfnisse, und Bitte um Befriedigung derselben verstehen.

2.

Nun verrieth sich die schlechte, unedle Denkensart der Phariseer auch bei dem, was sie ihre Gebete

hießen. So wie es ihnen bei ihrer Wohlthätigkeit nicht um das Wohlthun, sondern nur um den Ruhm des Wohlthuns zu thun war, so war es ihnen auch bei ihren Unterhaltungen mit Gott nicht um das Beten selbst, sondern nur um den Ruhm des Betens zu thun. Sie hatten eigentlich Gott nie etwas zu sagen; ihre Seele war nie von Anbetung Gottes durchdrungen, und ergoß sich in Lob und Preis Gottes; gleichgültig ließ sie die herrliche Schöpfung; sie konnten mit unempfindlichen Herzen das sternbesäte Gewölbe des Himmels, den vollen Mond, das prachtvolle Morgen- und Abendroth, das wallende Aehrenfeld, die schönge schmückten Blumen des Feldes und der Gärten, die lebendige Thierwelt und den Herrn der Erde, den Menschen, betrachten; sie fühlten sich beim Lesen der göttlichen Offenbarungen nie zur Bewunderung Gottes erweckt; sie freuten sich des Fortschritts der göttlichen Anstalten nie aus lebendigem Interesse für dieselben; mit kaltem Herzen empfiengen sie an Eiznem fort göttliche Wohlthaten, und konnten Wochen, Monate, Jahre vorübergehen lassen, ohne die göttlichen Führungen in der Geschichte ihres Herzens, in den Schicksalen ihrer Familie, und in dem mannigfaltigen Wechsel der Umstände ihrer Nation mit Nachdenken und Gefühl zu erwägen; auch hatten sie keine eigne und keine fremde Angelegenheit Gott in ihrem Gebete zu empfehlen; sie konnten Tage und Wochen in der Einsamkeit sein,

ohne daß sie sich gedrungen gefühlt hätten, Gott um irgend eine Gnade herzlich zu bitten; ihr Herz mochte noch so sehr unter der Herrschaft tyrannischer Leidenschaften stehen, sie litten darunter nicht so, daß es ihnen Bedürfnis geworden wäre, Gott um Verbesserung ihres Herzens zu flehen; auch liebten sie weder ihre Kinder, noch ihre Freunde — um von Feinden noch nicht einmal zu sprechen — genug, um für sie warme Fürbitten Gott vorzutragen; auch bewegte die Noth und das Leiden ihres Nächsten sie so wenig, als der sittliche Verfall ihres Volks zu innigen Gebeten; ihr kaltes Herz konnte alles um sich her leiden oder in irgend einem Verderben sehen, und ganz gelassen dabei bleiben; es konnte sich selbst im Segen sehen, ohne je dankbar zu dem väterlichen Segner emporzublicken. Nichts affizirte, rührte sie genug, um für sie ein Gegenstand des Gebetes zu werden. Also die Seligkeiten des Betens selbst kannten sie nicht; ihr Herz war Gott fern; sie hatten auch kein Verlangen, Ihm näher zu kommen.

Allein sie beteten doch? Ja als Heuchler, das heißt, als Schauspieler, vor dem Publikum, um dessen Beifall sie buhlten. Man konnte sich damals durch den Ruf der Frömmigkeit bei den Leuten in Ansehen setzen; man konnte der Wittwen Häuser auf diese Weise plündern; einerseits galt man bei den Leuten noch einmal so viel, wenn man

von ihnen für fromm gehalten ward; anderseits konnte man alsdann von ihnen noch einmal so viel zeitliche Vortheile erhaschen; es war ihnen also alles daran gelegen, daß man sie als Menschen verehrte, die sich in der Einsamkeit oft mit dem Gebete beschäftigten; und sie konnten sich damals am leichtesten in diesen Ruf setzen, wenn sie sich an öffentlichen Orten, wo ein Zusammenfluß vieler Menschen war, äußerlich so betrug, daß sie in tiefer Andacht verloren schienen. Wenn sie also in öffentlichen Andachtshäusern erschienen, so hätte man geglaubt, daß sie beinahe nichts anders thaten, als beten; sie erhoben ihre Blicke mit Schauspielerandacht gen Himmel, oder senkten sie scheinheilig zur Erde, und sagten dabei auswendig gelernte Gebetsformeln her. Dies thaten sie aber nur, wenn Personen gegenwärtig waren, von denen sie bemerkt werden konnten; sie stellten sich dann an solche Stellen der Andachtshäuser, wo sie diesen Menschen in die Augen zu fallen Wahrscheinlichkeit hatten, und thaten dann von Zeit zu Zeit auf eine verstohlene Weise neugierige Seitenblicke, die bei der Versammlung gleichsam heimlich anfragten, ob man auch ihre Andacht wahrnehme. Ja so gar auf öffentlicher Straße, zumal in sehr volkreichen Straßen standen sie zuweilen still, schienen von dem Getümmel der Menge keine Kunde zu nehmen, und sagten stille gewisse Gebetsformeln her. Sie thaten zum Beispiele dies, wenn ihnen

etwa ein Zöllner und Sünder begegnete, oder wenn sie zu einer Stelle kamen, wo ehemals ein Gözenbild gestanden, oder ein Prophet in vorigen Zeiten eine große That verrichtet hatte.

Dies geffiffentliche Auswählen öffentlicher Derter zur Verrichtung der Andacht rügte Jesus an den Pharifäern, und führte es als einen Beweis ihres eiteln und von aller wahren Andacht leeren Herzens an. „Sie stehen gerne, sagt Er, und beten in den Synagogen und an den Kreuzstraßen, um von den Leuten gesehen zu werden.“ Der Nachdruck liegt in dem Worte: Gerne. Das Gernegefehen werden wollen wird als Hauptzug des Charakters der Pharifäer vorgestellt, nach welchem sich Seine Schüler nicht bilden sollten. Seine Meinung war also nicht, daß man in den Andachtshäusern gar nicht beten, und auf den Straßen jeden religiösen Gedanken abweisen sollte. Jesus selbst betete gewiß auch in den öffentlichen Andachtshäusern, und empfand gewiß auch häufig auf volkreichen Pläzen, wo ihn des armen, unwissenden, verwaheloseten Volkes jammerte, Regungen der Andacht, die Er nicht unterdrückte. Aber die Pharifäer hatten weder in der Einsamkeit, noch an öffentlichen Dertern Regungen der Andacht; sie wählten nur öffentliche Derter, um daselbst die Andächtigen zu spielen.

Zugleich rügt Jesus das geistlose Geschwätz der Pharisäer bei ihrem Gebete, das sie den Heiden gleich machte. „Wenn Ihr betet, sagt Er, sollt Ihr nicht plappern, wie die Heiden.“ Er hatte es nemlich auch an den Pharisäern wahrgenommen; aber Er nennt die Heiden, um die pharisäische Scheinschönmigkeit, die so ungeheure Forderungen von Verehrung an die Menschen machte, damit zu beschämen, daß Er dies Plappern für ein heidnisches Wesen erklärte. Was aber dies Plappern sei, dies hat der Herr auch dem Ungelehrtesten dadurch völlig deutlich gemacht, daß Er hinzusetzt: „Sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen.“ Wir haben also auch nicht nöthig, über die Bedeutung des Wortes, das durch Plappern übersetzt worden ist, hier gelehrte Untersuchungen anzustellen. Denn viele Worte beim Gebete machen, und glauben, daß die Menge der Worte beim Gebete die ganze Sache ausmache, oder daß die Gebete eine gewisse Länge haben müssen, um Gott wohlgefällig zu sein, und Plappern ist Eins und dasselbe.

Es versteht sich zwar allerdings, daß man auch lange beten darf, wenn das Herz dazu gestimmt ist. Jesus selbst durchwachte ganze Nächte im Gebete, und betete lange in der Gesellschaft Seiner Schüler an dem Abende vor Seinem Leiden. Die An-

dacht hat weder ein kurzes, noch ein langes Zeit-
 maass, an das sie gebunden wäre. So lange man
 Bedürfnis und Drang hat, mit Gott zu reden, so
 lange rede man mit Gott. Aber die eiteln Pha-
 risäer, die bei allem nur auf das armselige Lob der
 Menschen sahen, setzten eine Ehre darin, lange
 Gebete oder vielmehr nur Gebetsformeln herzusagen,
 als wenn es bei Gott nicht auf den Ernst und das
 Vertrauen des Betenden, sondern auf die Menge
 der Worte ankäme; und weil das Volk durch sie
 war gewöhnt worden, die Länge der Gebete zum
 Maassstabe der Frömmigkeit zu machen, so mußten
 sie auch schon um des Volkes willen, das sie ver-
 wöhnt hatten, ihren Gebeten eine gewisse Länge ge-
 ben, die ihnen das Lob des Volkes verschaffen sollte.
 Wer denkt aber nicht hierbei, so wie Jesus, an
 jene geistlosen langen Gebete der Priester Baals,
 deren Elia spottete, weil auch sie glaubten, sie
 würden erhört werden, wenn sie viele Worte mach-
 ten? Was für unwürdige, heidnische Begriffe muß-
 ten sich Menschen von Gott machen, die die Kraft
 und Wirksamkeit eines Gebetes nach der Menge
 der Worte schätzten! Jesus sagte darum Seinen
 Zuhörern: „Solchen Menschen sollt Ihr
 nicht gleichen!“ —

3.

Dagegen preist nun Jesus Seinen Schülern auch
 hier eine edlere Art des Betragens an. Sie sollen

sollen sich auch in diesem Stücke von der unedeln Denkensart der Pharisäer entfernen, also zuvörderst die Oeffentlichkeit, die die Pharisäer geoffentlich suchten, bei ihren Andachten, wo möglich, vermeiden. „Wenn du, Mein Zuhörer, betest, sagt Er, so gehe in dein Kämmerlein, an denjenigen Ort, wo du dich am ungestörtesten der Andacht widmen kannst, und wo du am sichersten bist, von niemanden bemerkt zu werden, und schließe, wie Elisa, die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgnen!“ Nur eine pharisäische Frömmigkeit, und auch sie nicht einmal kann öffentliche vollreiche Plätze und Gebäude für den bequemsten Ort zur Sammlung der Gedanken, und zur Unterhaltung des Herzens mit Gott halten. Hätten die Pharisäer wirklich ein Bedürfnis gehabt, sich mit Gott zu unterhalten, Ihm die Empfindungen ihres Herzens mitzutheilen, über eigne und fremde Angelegenheiten mit ihrem himmlischen Vater zu reden, unmöglich hätten sie Synagogen, Marktplätze, Kreuzstraßen wählen können, um daselbst ihre Gebete Gott vorzutragen.

Die wahre Andacht ist vertrauliche Unterhaltung, und alle Vertraulichkeit liebt, bedarf und sucht Stille und Einsamkeit; sie will den Genuß der Mittheilung ihrer Gefühle nur mit dem Vertrauten theilen; sie kann eben darum, weil sie frei mit dem Ver-

trauten spricht, weil sie laut denkt, und alle Fesseln ablegt, die ihr der Weltumgang anlegte, niemanden zum Zeugen ihrer vertraulichen Ergießungen machen; jeder Zuschauer, jeder Zuhörer würde sie hemmen. Eben so verhält es sich mit der religiösen Vertraulichkeit, mit dem Gebete. Der Betende, den sein Herz beten heißt, geht in sein Kammerlein, und schließt die Thüre zu; nun öfnet er sein Herz; nun ist er nur Kind seines Vaters im Himmel, der im Verborgnen höret; er nimmt keine Rücksichten auf Menschen; er redet, wie er fühlt; er entladet sich alles dessen, was ihm schwer auf dem Herzen liegt; auch ihn würde hierbei jeder Zeuge hemmen; selbst der vertrauteste Freund würde ihn hemmen, wenn er alles immer hören wollte oder müßte; so gar der bloße Gedanke, vielleicht von einem menschlichen Zeugen bemerkt zu werden, würde den Herzlichbetenden stören. Jesus verlange also nichts, als was die Natur der Sache verlangt, wenn Er Seinen Schüler in der Einsamkeit beten heißt.

Dann sollten aber auch Seine Schüler stets würdige Begriffe von Gott mit ihrem Gebete verbinden; sie sollten nicht denken, daß sie Gott etwas sagen könnten oder müßten, was Ihm unbekannt wäre, oder daß sie ein hartes, unbarmherziges Wesen anriefen, das erst durch eine Menge von Gründen und Vorstellungen aus seiner natürlichen Gleich-

gültigkeit und Unempfindlichkeit herausgerissen und mit vielen Worten bestürmt werden mußte. „Der himmlische Vater, sagt Er, weiß, was Ihr bedürftet, ehe denn Ihr Ihn bittet.“ Also mit kindlichem Vertrauen darf der Jünger Jesus Seine Bedürfnisse Gott vortragen, ohne Aengstlichkeit, und ohne Zweifel; er darf mit Gott als mit dem zärtlichsten Vater reden, dem er eigentlich nichts Unbekanntes sagen kann, der die Bedürfnisse, die sich ihm in ihm regen, noch ehe sie entstanden, vorher sah, der sie gerne befriedigen will, von dem er nur menschenfreundliche Güte erwarten, zu dem er also mit dem frohesten, sichersten Vorgefühl der Erhörung seiner auf wirkliche Bedürfnisse sich beziehenden Bitten kommen darf. Solche Begriffe giebt uns Jesus von Gott, die erwünschtesten, tröstlichsten für das vielbedürftige menschliche Herz.

Aber freilich nur wer diese Begriffe sich ganz eigen macht, erfährt die Kraft dieser menschlichen und erhabenen Lehre. Und wer wird wohl am meisten geneigt sein, diese Begriffe in seine Seele aufzunehmen, und ganz mit sich zu vereinigen? Gewiß nicht derjenige, der die Tugend zu wenig lieb hat, als daß sein Herz ihn zum Gebete für sich selbst dränge, und den Nächsten zu wenig lieb hat, als daß sein Herz ihn zur Fürbitte für andre dränge; gewiß nicht der Gleichgültige gegen wichtige und

heilige Wahrheit, der Satte im Besitze irdischer Güter und im Genuße sinnlicher Freuden; gewiß nicht der Unerfahrene in Leiden und Verlegenheiten. Solchen Menschen ist es nicht wichtig, zu wissen, ob der himmlische Vater ein so gutes Wesen ist; ihrenthalben kann dies wahr oder falsch sein; sie wollen nichts von Ihm weder für sich noch für andre. Aber dem, der sich nach Wahrheit und nach Tugend sehnt, und dem, der fremdes Leiden wie eigenes empfindet, und dem, der in eignen Leiden der Seele nach einer hülfreichen Gottheit, wie der durstende Hirsch nach frischem Wasser schmachtet, ist dies Wort des Herrn erwünscht; er benutzt es gern, weil es seinen innigsten Bedürfnissen entspricht, und ob es von Gott sei, zu dieser Erkenntnis wird ihn die Erfahrung führen.

VII.

Bemerkungen über diesen Theil der Rede Jesus.

Jesus ermahnt zum Gebete wie zur Wohlthätigkeit. Der ächte Schüler Jesus ist also nicht bloß ein herzlicher, thätiger, bescheidner Menschenfreund, sondern auch ein mit der Andacht vertrauter Gottesverehrer. Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, der Nothleidenden sich von Herzen erbarmen, ihnen beistehen, sie erquickern, sie erfreuen, zur Gründung und Erhaltung gemeinnütziger Anstalten freudig mitwirken und überhaupt Gutes thun, wo man kann, und so viel man kann, dies ist unstreitig, wie Jakobus sagt, reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, unserm Vater. Darum macht aber doch eine gemeinnützige Wirksamkeit, ein menschenfreundliches, dienstfertiges, gefälliges, theilnehmendes Betragen gegen seine Nebenmenschen noch nicht das ganze Christenthum aus. Denn nicht nur sagt

Jakobus, daß Reinerhaltung seiner selbst von den Befleckungen der Welt ebenfalls zu ächter Gottesverehrung gehöre, sondern er setzt dabei voraus, daß man den Umgang mit Gott nicht vernachlässige, und daß die Tugend und das Wohltun des Christen ein Ausdruck seiner Gesinnungen gegen Gott, nicht aber eine Beschaffenheit des Gemüths sei, bei der man an Gott gar nicht denkt, und von keinen religiösen Gesinnungen beseelt ist. So will auch Jesus Seine Schüler nicht blos zu Menschenfreunden bilden, die übrigens ohne Gott in der Welt leben, sondern Er will sie auch zu religiösen Menschen machen; Er lehrt sie beten zu ihrem Vater, der in das Verborgene sieht, und im Verborgenen hört; Er ermuntert sie, fordert sie auf zum vertrauensvollen, kindlichen Gebete, und versichert ihnen, nicht blos etwa, daß, wenn sie ihre Empfindungen auf solche Weise Gotte vortragen, dies einen wohlthätigen sittlichen Einfluß auf ihr Gemüth haben werde, sondern auch, daß es ihnen öffentlich werde von Gott vergolten, und daß ihre mit Kindersinn Gott vorgetragenen Bitten werden erhört und ihre Bedürfnisse befriedigt werden.

Wenn nemlich Jesus hier und in dieser ganzen Rede, und so oft er von diesem Gegenstande zu reden veranlaßt wurde, von dem Gebete redet, so will Er darunter, wie wir schon bemerkten, nicht blos Anbetungen der göttlichen Majestät, nicht blos

Dankbezeugungen für erwiesene Wohlthaten, nicht bloß Ergießungen der Freude wegen vorzüglicher Günstbezeugungen der göttlichen Vorsehung, nicht bloß Thränen und Klagen in Leiden und Widerwärtigkeiten verstanden wissen, so wenig als er diese Arten des Gebetes darum hier ausgeschlossen wissen will; sondern Seine Schüler sollen auch etwas vom Gott verlangen dürfen; sie sollen auch, wie Kinder gegen Aeltern zu thun pflegen, ihre Bedürfnisse Gott vortragen, und sich den herzerhebenden Gedanken, der ihnen eben Trieb und Muth zu solchen Bitten geben soll, erlauben dürfen, daß sie nach menschlicher Vorstellungsart, durch diese Bitten über den himmlischen Vater gleichsam eben so, wie liebenswürdige Kinder über ihre zärtlichen Aeltern, etwas vermögen, und daß ihnen Gott um dieser Bitten willen nicht etwas, das sie nicht bedürfen, sondern dasjenige, was sie bedürfen, und warum sie, weil sie es bedürfen, haben, geben werde, wenn sie es auch sonst nicht hätten erwarten dürfen. Daß dies der Lehre Jesus gemäß sei, daran wird niemand zweifeln, der die häufigen Stellen des Evangeliums, worauf sich dies gründet, auch nur Einmal mit Aufmerksamkeit, mit Nachdenken, und mit unbefangnem Gemüthe gelesen hat.

Diese Erinnerungen und Aufforderungen zum Gebete setzen aber auch Begriffe und Vorstellungsarten von Gott voraus, die sich von den Begriffen und

Vorstellungsarten vieler, zumal gebildeterer, Menschen unterscheiden mögen, und die wir eben deswegen einer um so größern Aufmerksamkeit werth achten sollen. Es kann nicht geläugnet werden, daß diese Lehre Jesus vom Gebete sehr vielen denkenden Personen mit beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten befangen zu sein scheint; und wenn sie richtig schließen wollen, so muß ihnen Seine Vorstellungsart von Gott, worauf sich diese Lehre gründet, nicht weniger Mühe machen. Deswegen hat auch ein Lehrer des Evangeliums, der es sich zur Pflicht macht, die Lehre Jesus in ihrer ursprünglichen Reinheit und Stärke, in der sie schon in den frühesten Zeiten manchem eine Thorheit, manchem ein Aergernis war, vorzutragen, und das Eigenthümliche derselben nicht so fast mit den Begriffen späterer Zeiten und Andersdenkender auszugleichen, als vielmehr von diesen Begriffen erst bestimmt zu unterscheiden, und dann als annehmenswürdig vorzustellen, vielleicht in keinem Punkte so viele Personen, vorzüglich der höhern oder durch Lektür und Wissenschaften gebildeten Stände gegen sich, wie wenn er bestimmt vorträgt, was Jesus in Ansehung dieser Sache gelehret und nicht gelehret hat. Allein sollte es nicht möglich sein, daß man sich über eine so wichtige Sache verstehe, ohne daß man Jesus etwas anders diesfalls sagen ließe, als Er offenbar gesagt hat, ohne daß man den Nachdruck Seiner Worte entkräftete, oder Zusätze zu Seiner Lehre

machte, die dem Sinne derselben Gewalt anhängen, und Ihm eine Denkensart liehen, die man in dem Evangelium selbst durchaus nicht findet? Man könnte sich vielleicht in Ansehung dieses Punktes einander weit mehr nähern, als man nicht denkt. Wenigstens wird es eines öffentlichen Lehrers des Evangeliums, der das Glück hat, in seinem Wirkungskreise so viele denkende Personen zu kennen, würdig sein, einen Versuch zu machen, diese Lehre Jesus vernunftmäßig vorzustellen, ohne daß er derselben das mindeste vergiebt, und ohne daß er das mindeste daran ändert. Wir wollen uns also bemühen, zu zeigen, wie sich die Vorstellungsart Jesus von Gott, worauf Seine Lehre vom Gebete gebaut ist, mit Begriffen von Gott vereinigen läßt, mit denen sie anfangs unvereinbar scheinen dürfte.

Jesus hat mit Seinen Schülern und mit vermischten Haufen Volks, wie jeder Leser der Evangelien weiß, sehr oft von Gott geredet; allein nie ließ Er sich darauf ein, zu lehren, was Gott nach Seiner innern Natur, ohne Beziehung auf die Menschen, ist; nur sagte Er bei einer gewissen Gelegenheit, Gott sei ein Geist, dessen Wirksamkeit nicht auf einen Ort oder auf einige geweihte Dörter eingeschränkt, sondern über die ganze Schöpfung ausgebreitet sei. Die innere Natur der Gottheit überstieg die Fassungskraft Seiner Zuhörer, und übersteigt überhaupt die Fassungskraft aller Menschen.

Wir

Wir endliche Geschöpfe können den Unendlichen nicht begreifen; uns schwindelt beim Gedanken an ein Wesen, das von uns, die wir uns alles in einem gewissen Raume und in einem gewissen Zeitmaasse existirend denken müssen, nicht nach dieser Regel gedacht werden kann, und dessen Natur, als der ersten, nothwendigen Ursache aller erschaffenen Wesen, von der Natur aller Geschöpfe wesentlich und völlig verschieden sein muß. Und wenn wir auch von dem, was das höchste Wesen seiner innern Natur nach, ohne Beziehung auf die Menschen, ist, etwas begreifen könnten, was doch nicht möglich ist, da unsre Sprache die Vollkommenheiten desselben immer mit unvollkommenen Bildern, die von endlichen Wesen entlehnt sind, bezeichnen, und mit mangelhaften Worten ausdrücken müßte, so wäre doch diese Kenntnis von nicht der mindesten Brauchbarkeit für uns; wir endliche Wesen könnten von unsrer Natur keinen Schluß auf die Seinige machen; wir könnten von Seinen Eigenschaften keine Anwendung, wenigstens keine unsers Bedürfnissen angemessne, tröstliche Anwendung auf uns selbst machen; und wenn wir auch von Seinem Dasein völlig überzeugt wären, so würde doch diese Kenntnis von keinem wirksamen Einflusse auf unsre sittlichen Gesinnungen sein, und wir würden dabei noch immer ohne Gott in der Welt leben.

Nicht also, was Gott ohne Beziehung auf Seine Geschöpfe in sich selbst ist, lehrte der weiseste Lehrer die Menschen; damit wäre ihnen nicht gedient, nicht geholfen gewesen; Er kannte die Bedürfnisse der Menschheit besser; Er unterrichtete die Menschen nicht so fast von den ihre Fassungskraft übersteigenden Eigenschaften eines ihnen unbegreiflichen Wesens, das noch kein Mensch gesehen hat, und keiner sehen kann, als vielmehr Er lehrte sie Vorstellungsarten von Gott, die ein Verhältnis zu ihrer Natur haben, und wodurch ihnen dies Wesen lieb und theuer, heilig und ehrwürdig, wichtig und interessant werden, und Zutrauen, Liebe und Ehrfurcht zu demselben in ihr Herz gepflanzt werden konnte. So lehrte Er sie zum Beispiele, daß sie sich dies Wesen barmherzig vorstellen sollten; Er lehrte sie, daß sie Ihm den holden Vaternamen geben und von den Gesinnungen eines guten Vaters gegen seine Kinder auf die Seinigen gegen die Menschen einen Schluß machen dürften; Er schrieb Ihm Vatergüte, und eine väterliche Fürsorge für die Menschen zu, und weil die Kinder eines jeden guten Vaters durch Bitten manches von ihm erhalten können, was sie auch sonst nicht hätten erwarten dürfen, so sagte Er, daß die Menschen allerdings auch diese Vorstellungsart auf den Gott der Menschen anwenden und Ihm ihre Bedürfnisse gerade auf dieselbe Weise vortragen

könnten, als wenn Er ein Wesen wäre, das menschliche Empfindungen hätte, und sich, um Liebe und Zutrauen für sich einzulösen, durch Bitten bestimmen ließe, etwas zu thun, was sich sonst nicht hätte erwarten lassen.

Nun fragt es sich: Sind diese Vorstellungsarten in dem Wesen Gottes wirklich gegründet, und läßt es sich vernünftiger Weise denken, daß sie in dem Wesen Gottes gegründet seien? Ist Gott wirklich, was wir barmherzig, und väterlich gesinnt heißen? Kann ein Mensch wirklich durch Bitten etwas von Gott erhalten, was er sonst nicht hätte erwarten dürfen?

Auf diese Frage wird von einem Theile der Menschen geantwortet: „Nein, es ist unwürdig, dies von Gott zu denken. Gott hatte von jeher eine untrügliche Kenntniss dessen, was das Beste für den Menschen ist. Dies geschieht; und kein Gebet kann die Wirkung haben, daß etwas anders geschehe, als was Gottes Weisheit als das Beste für den Menschen in Seinem ewigen Rathschlusse vorher bestimmt hat. Menschliche Empfindungen finden bei dem allerhöchsten Wesen nicht Statt. Er ist nicht in dem Sinne und auf die Weise barmherzig, wie Menschen es sind. Was in Ihm Güte ist, das ist etwas ganz anders, als was wir

Wahrgüte nennen. Solche sinnliche Vorstellungsarten vertragen sich nicht mit den geläuterten Begriffen eines verständigen Gottess Verehrers."

Andre hingegen, die nicht so viele Kenntnisse haben, daß sie einsehen könnten, was jenen Menschen es so schwer macht, jene Begriffe des Evangeliums in ihre Religionsbegriffe aufzunehmen, oder die sich auch überhaupt hierüber noch nicht in tiefem Nachdenken geübt haben, finden bei dieser Sache keine Schwierigkeit, und geben vielleicht jenen Gelegenheit, zu glauben, daß nur Mangel an Nachdenken einen Menschen geneigt machen könne, die Lehre Jesus vom Gebete, und von Gott, als einem Erhörer vertrauensvoller Gebete, so wie Jesus sie vorträgt, zu glauben.

Und wir sagen: „Wir müssen uns entweder gar keine Begriffe von Gott machen, also alle Religion gänzlich aufheben, oder wir müssen uns menschliche Begriffe von Gott machen. Ein Mensch kann nicht anders als menschlich von Gott denken, das heißt, er muß Ihm, will er sich einen Begriff von Gott machen, seine eignen guten und edeln sittlichen Triebe in dem vollkommensten Grade zuschreiben, und überhaupt alles Liebenswürdige, was in der menschlichen Natur gefunden wird, mit Abziehung alles dessen, was noch daran unvollkommen ist, mit dem Begriffe von Gott verbinden. Nun sagt Je-

aus den Menschen: An diese menschlichen Vorstellungsarten dürfen sie sich ohne Bedenken halten; sie können sich als Menschen keine wahrern, brauchbarern Begriffe von Gott machen; es liege dieser Vorstellungsart die glaubwürdigste, zuverlässigste Wahrheit zum Grunde, in sofern sie sich nemlich mit Sicherheit darauf verlassen dürfen, daß Gottes Gesinnungen gegen sie, und Gottes Führungen ihrer Schicksale in menschlicher Sprache noch am allereigentlichsten durch das Wort Barmherzigkeit bezeichnet werden, und hingegen durch das Wort Unbarmherzigkeit in menschlicher Sprache gerade am allerunrichtigsten bezeichnet würden, daß Gott nie unwäterlich, sondern immer und gegen jeden im höchsten Grade so gesinnet sei und handle, daß selbst die liebenswürdigste Gesinnung und das liebenswürdigste Betragen eines Vaters gegen seine Kinder nur als ein mattes Bild Seiner Güte angesehen werden könne, also nie weniger, sondern immer nur unendlich mehr von Gott als von dem besten Vater erwartet werden dürfe, daß also endlich auch Gott, aus menschlichem Gesichtspunkte betrachtet, auf Bitten des kindlichen Vertrauens allerdings etwas erfolgen lasse, was dem Betenden so vorkommen müsse, als hätte sein Gebet es bewirkt, nie aber diese Bitten des kindlichen Vertrauens bei aller Beharrlichkeit des Betenden so ohne allen Erfolg lasse, daß es dem Be-

tenden so vorkommen müsse, als wäre Gott ein hartes, gegen die Bedürfnisse und Leiden der Menschen gleichgültiges Wesen. Hierbei kann es also dem bedürfnisvollen Menschen völlig gleichgültig sein, was eigentlich dasjenige, was er in Gott Barmherzigkeit und Vatergüte nennt, wirklich in Gott selbst nach dessen innerer dem Menschen unerforschlicher Natur ist, wenn nur immer seinen sittlichen Begriffen von Gott Erfahrungen, die damit übereinstimmen, und seinen kindlich vertrauensvollen Bitten zu Gott als zu einem Vater Erfolge entsprechen, die er aus seinem Gesichtspunkte als Erhöhrungen derselben ansehen kann und muß.“

Sollte wohl jemand etwas den Vollkommenheiten Gottes Widersprechendes, oder Gottes Unwürdiges mit Grund hierin finden können??

Uns dünkt, daß Jesus hier wie überall in der Sprache des Volks mit den Menschen sprach, nicht in der Sprache der Schule, und daß Er also den Menschen nur solche Begriffe von Gott geben wollte, die auch dem Ungelehrten faßlich wären, und doch alle praktische Brauchbarkeit hätten, auch dem Menschen Liebe und Zutrauen zu Gott einflößen, also ihm das höchste Wesen wichtig machen könnten. Noch einmal: Was Gott in sich ist, was die Eigenschaften Seiner mit keinem endlichen Wesen vergleichbaren Natur sind,

dies kann von uns nicht erkannt werden; wir verlieren aber auch nichts dabei, wenn wir dies gleich nicht begreifen können. Wenn wir nur wissen, was Gott für uns Menschen nach unsrer menschlichen Fassungskraft ist, nur wissen, ob wir Befriedigung unsrer Bedürfnisse hoffen dürfen, wann wir von eigener oder fremder Noth, von eignen oder fremden Leiden innig bewegt, von aller menschlichen Hülfe verlassen, keine Aussicht vor uns sehend, uns an das höchste Wesen, das sich unsre Seele als Vater denkt, mit Demuth und froher Zuversicht wenden, und bei Ihm suchen, was anders woher nicht mehr zu hoffen ist — wenn wir uns nur daran halten können, daß auf Gebete, zu denen uns Noth, Mitleiden, Liebe dringt, etwas erfolgt, was uns als eine Wirkung unsers Gebetes vorzukommen muß, und uns aus unserm Gesichtspunkte in Gott ein väterliches Wesen zeigt. Ob Er darum, wenn wir uns strenge philosophisch, in der Sprache der Schule ausdrücken wollen, von uns so vorgestellt werden könne und dürfe, oder ob sich das, was hier Erfahrungssache sein muß, wenn in der Lehre Jesus Wahrheit ist, nicht vielleicht noch anders erklären lasse, dies kommt uns, die Wahrheit zu gestehen, nur als Nebensache vor. Die Hauptsache ist, ob wir auf Gebete kindlichen, und festen Vertrauens zu erhalten hoffen dürfen, was wir bedürfen, und dessen Bedürfnis uns zum Gebete drang. Und hier sagt Jesus: „Wir dür-

fen uns dies versprechen, woferne wir nicht wie Heiden und wie Pharisäer, sondern wie Kinder bitten.“ Er sagt uns: „Der Mensch halte sich an keine täuschenden, irreführenden Begriffe, sondern an Begriffe, die für ihn menschliche Wahrheit haben, wenn er sich einen barmherzigen, väterlichen, erhörenden Gott denke; Er kann diese Begriffe Seinen Schülern nicht oft genug wiederholen, nicht stark genug ausdrücken, nicht tief genug einprägen; Er will, daß sie, ohne sich durch den unendlichen Abstand des Menschen von Gott im mindesten irre machen zu lassen, von der Barmherzigkeit eines edeln Menschenfreundes, von der leichten Erbittlichkeit eines liebenden Vaters einen kühnen Schluß auf Gott machen, und von Ihm nicht etwas wesentlich anders, sondern nur weit mehr, unendlich mehr erwarten.“

Und wenn wir es auch recht bedenken, so müssen wir uns schlechterdings an diese menschlichen Vorstellungsarten halten, wenn wir nicht diejenige Art des Gebetes, die in eigentlichen Bitten besteht, und die doch Jesus in Seiner Lehre vom Gebete gerade am allerwenigsten ausschließt, gänzlich aufgeben wollen. Wer sich Gott bei eigentlichen Bitten nicht als einen Vater, mithin als ein nach menschlicher Vorstellungsart bestimmbares Wesen, also wenn man will nach philosophisch unvollkom-

menen Begriffen denken kann, der hat nicht den mindesten Trieb, Ihn um etwas zu bitten; Er kann wohl den Schöpfer in Seiner Schöpfung bewundern; Er kann die Führungen der Vorsehung preisen; Er kann Gott durch Unterwerfung seines Willens unter die göttlichen Wege verehren; aber er kann nicht bitten, weil er keinen Glauben haben kann, daß er etwas erhalten werde, was er nicht auch sonst erhalten haben würde, wenn er Gott nicht darum gebeten hätte. Und doch werden wir von Jesus auch zum Bitten für uns und für andre auf das nachdrücklichste erweckt; deutlichere, stärkere, bestimmtere Verheißungen kann es nicht geben, als Seine Verheißungen der Erhörung kindlicher, vertrauensvoller Bitten. Was kann also weiser sein, als wenn wir uns an diejenigen Begriffe halten, die uns Kraft zum Gebete geben, und unser Ohr vor allem verschließen, was diese Kraft in uns schwächen, oder uns dieselbe rauben kann, wie unwiderleglich es uns auch immer scheinen mögte. Thun wir dies letztere nicht, so verlieren wir, wenn nemlich Jesus auch hier Wahrheit gelehrt hat; thun wir es hingegen, so gewinnen wir. In jenem Falle erfahren wir nichts von der Belohnung kindlicher Bitten, und lernen Gott nicht kennen, als den Vergelter derer, die Ihn suchen; wir scheinen vielleicht aufgeklärter, und kommen doch nicht weiter in der beseligenden Erkenntnis des Vaters, den uns Jesus kennen lehrt,

und der doch der einzige wahre Gott ist. In diesem Falle hingegen scheinen wir zwar vielleicht manchem an Aufklärung sehr zurück zu stehen, weil wir uns, wie er meinen kann, an so dürftige, sinnliche, unvollkommene Begriffe halten; aber wir befinden uns sehr wohl dabei; wir bitten und empfangen, suchen und finden, klopfen an, und es wird uns aufgethan; der Gott, zu dem wir beten, ist unserm Herzen, wenn ich so sagen darf, das allerinteressanteste Wesen; Er ist uns theuer und wird uns immer theurer; wir freuen uns Sein; Er ist uns ein Vater, und wir wollten Ihn um alle Schätze der Welt nicht anders als wie einen Vater kennen. So denkt der Verehrer auch dieser Lehre Jesus; er will nicht weiser als Jesus sein, und glaubt, am sichersten zu gehen, und am vernünftigsten zu denken, und am weisesten zu handeln, wenn er auch in Ansehung dieser Sache der Anweisung seines allerweisesten Lehrers folgt. Weder die Behauptungen des Unglaubens, noch die Vorstellungsarten des eben so erfahrungslosen Schwachglaubens, der zwar das Wort des Herrn zu verehren angesehen sein will, aber es doch nie so läßt, wie Er es gegeben hat, und wie es nach allen Regeln richtiger Auslegung verstanden werden muß, haben so viel Gewicht bei ihm, wie das Wort Jesus, in dessen Munde niemals auch nur der geringste Betrug gefunden worden ist.

VIII.

Fortsetzung.

Jesus rügt beim Vortrag der Lehre vom Gebete die Fehler, die Er an den Pharisäern, wann sie beteten, wahrgenommen hatte; und dies mußte Er freilich thun, wenn Er würdigere Begriffe von Gott in die Gemüther Seiner Zuhörer pflanzen wollte; Er mußte ihnen das Gottentehrende der pharisäischen Begriffe fühlbar machen, um sie auf edlere Begriffe von Gott zu führen; die Beschämung der Pharisäer war dabei nicht sein Zweck; eine schlechte Denkensart sollte nur verdrängt, und eine bessere Gotteserkenntnis allgemeiner gemacht werden.

Man kann die Fehler der Gebete der Pharisäer in drei Worte zusammenfassen; sie waren nicht aufrichtig; sie waren nicht herzlich; sie waren nicht geistig.

Die Gebete der Pharisäer waren nicht aufrichtig. Sie lagen nicht in ihrer Seele, der Sinn derselben war nicht Ausdruck ihrer Empfindungen oder Gesinnungen. Waren es Bitten, was sie Gott vortrugen, so war es ihnen nicht Bedürfnis, dasjenige, warum sie baten, von Gott zu erlangen. Und sollten ihre Gebete Lobpreisungen Gottes oder Dankfagungen ausdrücken, so fühlten sie nicht, was sie Gott sagten.

Und der unwiderlegliche Beweis hiervon ist, weil sie nur beteten, wann es andre bemerkten; nur beteten an öffentlichen Orten, auf vollreichen Straßen, in starkbesuchten Andachtshäusern. Nur der Zuschauer wegen beteten sie also; die Zuschauer waren ihr einziges Augenmerk; waren sie ganz allein, so hatten sie Gott nichts zu sagen, Ihm für nichts zu danken, Ihn um nichts zu bitten; lobten sie demnach Gott öffentlich, oder dankten sie Ihm für erwiesene Wohlthaten, so war dies nicht ihre Empfindung; und baten sie Gott öffentlich um etwas, so wollten sie die Sache nicht, die sie zu verlangen angesehen sein wollten; sie sagten es nur um der Personen willen, bei denen sie sich in den Ruf der Frömmigkeit setzen, oder darin erhalten wollten.

Ihre Gebete konnten also auch nicht herzlich sein, schon darum nicht, weil sie nur aus Eitelkeit be-

teten, und sich selbst immer dabei hörten. Was giebt einem Gebete Wärme, Herzlichkeit, Innigkeit? Empfindung, Bedürfnis, Drang der Seele. Wo dies vorhanden ist, da denkt man an keinen Zuschauer oder Zuhörer; es ist einem solchen Betenden nicht um das Lob und die Verwunderung der Menschen, sondern einzig und allein um die Sache zu thun, die der Inhalt seines Gebetes ist; dies giebt seinem Gebete eine natürliche Wärme, die sich von dem künstlichen Feuer eines Gebetes, das nur der Zuschauer oder Zuhörer wegen schauspielermäßig Gott vorgetragen wird, wenigstens dem Kenner unvermischbar unterscheidet. Sie konnten aber auch darum nicht herzlich sein, weil die Pharisäer keine Gedanken damit verbanden, sondern nur gewisse Formeln gedankenlos plapperten. Es waren nicht ihre eignen Gebete, was sie in den Synagogen und an den Ecken der Straßen beteten, sondern es waren nur gewisse auswendig gelernte Formeln, die entweder so geistlos abgefaßt waren, daß sie nicht leicht mit Empfindung Gott vorgetragen werden konnten, oder auch darum nicht mit Theilnehmung ausgesprochen werden konnten, weil in ihrem Herzen andre Triebe und Gesinnungen herrschten, als durch diese Hülfsmittel der Andacht ausgedrückt werden sollten.

Ihre Gebete konnten also auch nicht fähig sein, in ihrem Gemüthe das selige Vorgefühl der Erhörnung

zu wirken, wodurch ein Gebet geistig wird. Der aufrichtig und herzlich Betende kann allein mit Vertrauen und Zuversicht beten. Da es ihm bei seinem Gebete ernst ist, und er an dem Inhalte desselben innigen Antheil nimmt, so verdammt ihn sein Herz nicht; er kann es glauben, daß Gott sein Gebet erhöhe, und behält auch dann guten Muth, wann sich die Erhöhung desselben verzieht. Die Phariseer hingegen konnten nicht mit kindlichem Vertrauen beten, da sie sich nur mit der Lippe zu Gott naheten, und nur aus Eitelkeit, oder aus Gewohnheit, ohne inneres Bedürfnis, und mit einem von Neid, Geiz, Ehrsucht und Wollust beherrschten Herzen nicht so fast beteten als nur gewisse Gebetsformeln hersagten. Eben daher kam auch die Länge ihrer Gebetsformeln, und der heidenische Wahn, sie würden erhört werden, wenn sie viele Worte machten. Was nemlich ihren Gebeten an Geist und Kraft abgieng, das wollten sie durch die Länge derselben ersetzen; durch die Länge derselben wollten sie als durch ein künstliches Mittel das Vertrauen auf Gott, den Glauben an die Erhöhung ihrer Gebete in ihrer Seele hervorbringen, da die Kälte und mehr noch als die Kälte, das Unwahre und Heuchlerische ihrer Gebete diesen Glauben und dies Vertrauen in ihrer Seele nicht aufkommen ließ. Aber umsonst! Die Länge konnte ihren geistlosen Gebeten keine Kraft geben; sie konnten zu Gott nicht als

zu einem Vater beten; sie konnten ihren Gebeten keine Wirkung zutrauen, da sie nicht aus dem Herzen kamen; die Hoffnung mußte ihrer Seele fehlen.

Und sollten wohl diese Fehler der pharisäischen Gebete unter uns ganz ausgestorben sein? Sollten wir alle, die wir die Eitelkeit und den Prunk der pharisäischen Frömmigkeit freilich mit Recht verachten, darum allein schon ganz rein von allen ihren Fehlern sein?

Ist's allemal Erhebung des Herzens zu Gott, wenn auch wir in den Andachtshäusern die Stellung der Betenden annehmen, und uns mit dem Gebete zu beschäftigen scheinen? Oder geschieht es nicht auch zuweilen der andern Personen wegen, die mit uns in demselben Andachtshause versammelt sind? Ist's nicht auch uns zuweilen mehr um den Schein der Andacht, als um die Andacht selbst zu thun? Und wenn wir überhaupt an den öffentlichen Andachten, und auch an häuslichen nur um andrer willen Theil nehmen, können wir sagen, daß unsre Andachten aufrichtig sind? Und wenn wir auch die Fälle nicht rechnen wollen, da wir um andrer willen einen Schein von Frömmigkeit annehmen, wovon das Gefühl zu derselben Zeit nicht in unsrer Seele liegt, wie oft geschieht es außerdem, daß unser Gebet nicht aus eigener Empfindung quillt, daß der

Sinn desselben nicht in unsrer Seele liegt! Vorzüglich oft tritt dieser Fall bei denjenigen ein, die sich bei ihren Andachten stets fremder Anleitung bedienen. Ist jeder Gedanke, und jede Empfindung, die in den Büchern, welche sie zur Andacht stimmen sollen, ausgedrückt ist, auch ihnen allemal wahr, wann sie es als den Sinn ihres eignen Herzens Gott vortragen? Oder wird nicht oft nach Anleitung solcher Hülfsmittel der Andacht manches von ihnen als eigner Gedanke und eignes Gefühl ausgesprochen, das mit ihren wahren Gesinnungen und mit der Gemüthsstimmung derselben Zeit im Widerspruch steht?

Und wenn auch unsre Gebete aufrichtig sind, wie oft sind sie noch lau und unherzlich! Wir tragen wohl etwa Gotte Gedanken in unserm Gebete vor; aber wir können sie nicht in Empfindungen verwandeln; unser Verstand sieht es wohl ein, daß wir Gotte für dies und jenes danken sollten, und daß dies und jenes unsrer Seele nützlich und nöthig wäre; aber es liegt uns nicht genug am Herzen; wir sind doch noch beinahe gleichgültig dagegen; wir danken, ohne vom Gefühle des Werths der Wohlthat, für die wir danken, durchdrungen zu sein, ohne es lebhaft zu empfinden, daß wir sie Gotte zu danken haben, und daß wir so viel Huld und Güte nicht verdieneten; und so bitten wir auch oft noch Gott um etwas, das uns eben nicht sehr anliegt,

das

Das wir noch leicht entbehren können, und wofür höchstens ein kalter, unwirksamer Wunsch in unserm Herzen liegt. Dies nimmt unserm Gebete alle Wärme; es ist eher eine frostige Betrachtung als ein Gebet.

Und darum ist auch gewöhnlich unser Gebet geistlos, unkindlich, und mit tausend Zweifeln besangen. Wogegen man im Grunde noch gleichgültig ist, darum hat man keinen Trieb herzlich zu beten; und warum man nicht herzlich beten kann, das kann man auch nicht mit Vertrauen von Gott erwarten. Auch uns ist Gott noch viel zu wenig Vater; wir sind noch viel zu wenig Kinder gegen ihn; wir trauen Ihm noch viel zu wenig Vatergüte zu; wir machen von den edeln Trieben und Gesinnungen der menschlichen Natur keine Schlüsse auf Seine Gesinnungen gegen uns, sondern beurtheilen Ihn oft nur nach unserm Wankelmuth, nach unsern Launen und Leidenschaften; ja wir zweifeln oft, bloß deswegen, weil wir unserm lauen Gebete, wie natürlich, keine Wirkung zutrauen können, überhaupt an der Wirksamkeit selbst eines von Liebe und Glauben beseelten Gebetes.

Wenn wir uns also auch von dem Aberglauben unwissender und verwahrloseter Personen völlig freisprechen können, die auswendig gelernte Gebete hersagen, welche keinen Sinn haben, oder keinen ver-

nünftigen Gedanken enthalten, oder von ihnen nicht verstanden werden, oder auf ihre Lage und die Beschaffenheit ihres Herzens nicht passen, und die dies Hersagen für das ächte, gottwohlgefällige Beten halten, ja vielleicht alle Pflichten des Christenthums erfüllt zu haben glauben, wenn sie diese Worte zu gewissen Zeiten hergesagt haben, so dürften sich doch noch vielleicht bei manchem, der es übrigens nicht mit Unrecht als eine Beleidigung ansehen könnte, wenn man ihn zu den Unerleuchteten rechnete, in Ansehung seiner Gebete dieselben Fehler wahrnehmen lassen, die wir an den Pharisäern tadelten, und es dürfte nicht schaden, wenn man ihm, der sich von allen diesen Fehlern frei glaubt, zuriefe: „Sei nicht stolz, sondern fürchte dich!“

Die erste Eigenschaft eines gottwohlgefälligen Gebetes ist demnach Aufrichtigkeit. Mund und Herz muß beim Gebete mit einander übereinstimmen; die Gedanken und Empfindungen, die man Gotte im Gebete vorträgt, müssen in der Seele des Betenden liegen; seinen Sinn, sein Gefühl muß das Gebet ausdrücken. Ohne diese Aufrichtigkeit hat kein Gebet sittlichen Werth; was diesen Charakter nicht hat, das empfiehlt sich bei Gott so wenig als bei Menschen. Ist es uns hingegen wirklich ernst, wann wir beten, schwebt unser Lob Gottes, unser Dank gegen Gott nicht bloß auf den

lippen, sondern kommt beides aus dem Herzen, und ist unser Bedürfnis nach einer Sache, die wir von Gott im Gebete verlangen, gerade so stark, als wir es angeben, ist zumal ein geistiges Gut, um das wir Gott bitten, uns wirklich zu unsrer innern Glückseligkeit unentbehrlich, so darf sich diese Aufrichtigkeit die Huld Gottes auf das gewisseste versprechen, und wir dürfen erwarten, daß Gott unser Gebet, — (wir drücken uns in menschlicher Sprache, nach menschlicher Vorstellungsart aus) — einer unterscheidenden Aufmerksamkeit würdigen werde, sei, daß wir unsre Empfindungen und Gesinnungen mit den Worten eines andern oder mit unsern eignen ausdrücken. Nicht auf die Worte, sondern auf den Sinn bei den Worten kommt es an. Würden wir auch von den geistreichsten Gesängen, und Gebeten andrer Personen Gebrauch machen, und der Sinn der Gesänge oder Gebete läge nicht in uns, so wäre es uns nichts nütze. Hingegen wenn auch die Worte eines Gebetes viel schwächer als unsre Empfindung sind, und unsre Gesinnungen nur sehr unvollkommen ausdrücken, oder wenn wir auch gleich zuweilen unsre Gefühle und Bedürfnisse mit den Worten eines andern ausdrücken, und diese Worte nur mit unsern Empfindungen übereinstimmen, so haben wir uns des Wohlgefallens Gottes zu erfreuen.

Die zweite Eigenschaft eines gottwohlgefälligen Gebetes ist Herzlichkeit und Wärme. Schon wir Menschen verlangen, daß derjenige, der uns etwas vorzutragen hat, nicht nur aufrichtig in seinen Aeußerungen sei, sondern daß er auch Theil an der Sache nehme, die er uns vorträgt, und er misfällt uns nach dem Verhältnisse seines Kaltsinns gegen die Sache, die er vorträgt, eben so sehr, als er uns nach dem Verhältnisse der Wärme seines Vortrags gefällt. Wir sind zum Beispiele noch nicht damit zufrieden, daß uns der öffentliche Lehrer der Religion nichts anders vortrage, als was seiner eignen Ueberzeugung gemäß ist; sondern wir verlangen auch, daß ihm dasjenige, was er vorträgt, wichtig sei, daß uns dies sein Gefühl der Wichtigkeit der Wahrheit, die er uns an das Herz legt, empfindbar werde, daß die Wärme, mit der er uns zur Tugend ermahnt, im Vertrauen auf Gott, auf eine bessere Zukunft vertroestet, die Tugenden und Verdienste des Herrn preist, in uns übergehe; und je mehr wir auch von dieser Seite befriedigt werden, um so werthet uns sein Vortrag. So verhält es sich mit Aeltern, Kindern, Geschwistern, Ehegenossen, Freunden. Jedermann will nicht nur Aufrichtigkeit, so hoch man sie auch schätzt, und so wenig man sie auch irgend jemanden, den man lieben und schätzen soll, erlassen kann; man will auch Theilnehmung und Wärme der Liebe; ein Kaltsinniger, wenn auch übrigens von al-

ler Heuchelei entfernter Mensch zieht uns nicht an. So will auch Gott, daß der Betende herzlich bete. Lobt er Gott, so sollte alles, was in ihm ist, Gottes Güte preisen. Dankt er Gott, so sollte seine Seele gleichsam von Dank überfließen. Bittet er Gott um etwas, so sollte es ihm nicht gleichviel gelten, ob er das Verlangte empfangen oder nicht; auch sollte er sich nicht allzuleicht darein finden, nicht allzuleicht sich dabei beruhigen können, wenn ihm das Verlangte lange nicht gewährt, oder gänzlich versagt wird; sein ganzes Herz sollte daran hängen, wenn er gleichsam in Gott um Gewährung seiner Bitte, um Befriedigung seines Bedürfnisses dringt. Gleichgültigkeit, Frostigkeit kann der Gottheit an dem Betenden unmöglich gefallen; sie will nicht nur keine Heuchler, sie will auch liebende Menschen.

Die dritte Eigenschaft eines gottwohlgefälligen Gebetes ist endlich festes Vertrauen, das dem Gebete Geist und Leben giebt. Weder Trug noch Heuchelei und stürmische Unruhe kleidet den Betenden. Er komme zu Gott mit der Demuth und Einfalt, mit der unbefangenen Zuversicht eines guten Kindes, und sehe in Ihm nur einen guten und weisen Vater; er vergesse gleichsam ganz, daß Gott ein unendliches, seiner innern Natur nach unergreifliches und unvergleichbares Wesen ist, und halte sich nur an die menschliche Vorstellungsart,

an die Jesus, der weiseste Lehrer und der vollkommenste Kenner der menschlichen Natur und der Gottheit, Seine Schüler sich halten heißt. Wie mit einem Vater rede er mit Gott, und was er von einem weisen und guten Vater erwartete, der im Besitze einer unbegrenzten Macht wäre, das erwartete er von Gott, wenn er Bedürfnis und Drang hat, Ihn um etwas zu bitten. Ein solches kindliches Vertrauen, ein solches Vergessen des unendlichen Abstands des sterblichen und fehlervollen Menschen von der Gottheit im Augenblicke des Drangs zum Gebete, ein solches Festhalten des erhabenen Gedankens, daß der Mensch ein Kind Gottes ist, und daß der Allmächtige von dem Menschen als Vater geliebt sein will, liebt Gott an dem Betenden, und belohnt es auf das Herrlichste.

IX.

**Der allwissende, allgegenwärtige Vater
und öffentliche Vergelter der geheimsten
kindlichen Gebete.**

Bete, sagt Jesus, zu Gott als zu einem Vater!

Bete zu einem um alle deine auch die geheimsten Bedürfnisse wissenden, und auch im Verborgnen dich sehenden und hörenden, allgegenwärtigen Vater!

Bete zu Ihm, als zu einem öffentlichen Vergelter der geheimsten kindlichen Gebete!

Lauter herzerhebende, zum Gebete kräftig ermunternde, tröstliche Gedanken!

Ueber den ersten dieser Gedanken machen wir hier nur noch folgende Bemerkung:

Wenn es dem weisen Sokrates zum vorzüglichsten Verdienste angerechnet ward, daß er die Weisheit vom Himmel herabgebracht, und in die Wohnungen der sterblichen Menschen eingeführt habe, so muß dies Verdienst noch in einem ungleich höhern Grade dem weisern Jesus zugeschrieben werden, der nicht bloß die Sittenlehre und andre damit verwandte Kenntnisse und Wissenschaften, sondern auch die Lehre von Gott in den Fassungskreis der Menschen gebracht, und ohne sich auf unfruchtbare Betrachtungen über sein inneres Wesen einzulassen, den Menschen nur solche Begriffe von Gott mitgetheilt hat, die ihnen dies Wesen lieb, wichtig und interessant machen konnten. Ein solcher den Bedürfnissen der Menschheit angemessener Begriff von Gott liegt in dem Worte Vater, dessen sich Jesus, so oft Er von Gott redete, bediente. Kein Wort in der menschlichen Sprache sagt dem Menschen so viel wichtiges von Gott; keins macht dem Menschen dies allerhöchste Wesen, für das er sich sonst, wegen seines unendlichen Abstands von demselben, nicht genug interessiren, das er wohl kalt sinnig, wie etwas, das man nicht begreift, bewundern, das er aber nicht lieben, und zu dem er kein Zutrauen haben könnte, so theuer; keins ist so geschickt, ihn mehr als nur zu beruhigen, ihn mit Wonne zu erfüllen, ihn zu beseligen, zu erheben, und zugleich seine sittliche Natur zu veredeln. Oder setzet nur an die Stelle des Wortes Vater ein Wort aus der

Büchersprache der Gelehrten, das Euch philosophischer und der Natur eines unendlichen Wesens angemessener vorkommen mag, — dies gelehrtere Wort, mögte es auch die unendliche Erhabenheit Gottes über alle endlichen Wesen vortreflich ausdrücken, wird doch auf Eure Menschheit bei weitem nicht den schönen und wohlthuenden Eindruck machen, den das einfache ungelehrte, aber herzliche und menschliche Wort: Vater — auf das menschliche Herz macht. Dem menschlichen Herzen geht nichts über ein Wesen, das auf der einen Seite ihm alles geben kann, was ihm mangelt und in der Folge mangeln wird, das also unendlich mächtiger ist, als alles mächtige, das er kennt, dem es aber auch auf der andern Seite alle edeln Gesinnungen seiner sittlichen Natur, also auch Vatergüte zutrauen, den es Vater nennen, und wie einen Vater lieben, von dem es sich also auch nicht weniger, aber wohl unendlich mehr Gutes als von einem weisen und guten Vater versprechen darf. Mögte sich nun auch der Mensch in seinen Gedanken noch höher schwingen, mögte er sich immerhin gleichsam über die Menschheit und über alles, was menschliche Vorstellungsart heißt, hinaus versteigen, um Gott noch mehr zu erhöhen — umsonst! Der freundliche, holde Vatername macht die meiste Wirkung auf die Menschheit; sie muß sich zu menschlichen Begriffen, wenn Ihr wollt, herablassen, also, wenn Ihr wollt, minder von Gott sagen, als von dem

höchsten Wesen gesagt werden kann, um Gott den Menschen lieber und zugleich größer als alles andre zu machen, das er sich vorstellen kann.

Halte dich also immerhin an die Begriffe, die dir Jesus von Gott giebt; es giebt keine edlern, größern, erhabnern für die Menschheit, und das Evangelium ist wahrlich auch in dieser Absicht göttliche Weisheit, die niemand verkennen wird, der die Bedürfnisse der Menschheit kennt, und sich seiner eignen Menschheit nicht schämt.

Ich wende mich darum auch nicht blos an den Ungelehrten, wenn ich sage, daß man sich an die Vorstellungsarten des Evangeliums von Gott als von einem Vater halten solle; meine Meinung ist nicht, daß nur der Ungelehrte wohlthut, sich an diese menschlichen Begriffe zu halten, weil er sich zu reichern und höhern Begriffen nicht erheben kann. Auch an dich, Gelehrter und Belesener, wende ich mich in vollem Bewußtsein der Güte meiner Sache. Zur Uebung deines Verstandes magst du dich zwar immerhin, wenn du dazu Beruf und Neigung hast, auch mit philosophischen Spekulationen über das Dasein und Wesen Gottes beschäftigen; aber wann du betest, so sei nicht Gelehrter, sei Mensch, bete als zu einem Vater, das ist herzlich und menschlich! Dies vervollkommnet deine Seele; es giebt dir Kraft, Muth, Zuversicht, Selbstge-

fühlt; es beruhigt dich über Begegnisse, in Ansehung derer dich sonst nichts gründlich beruhigen kann; es macht dir Leiden erträglich, ja erwünscht, unter denen du sonst erliegen würdest; es tröstet dich in jedem traurigen Wechsel deiner Schicksale; es giebt deinem Gebete Geist und Leben, und führt dich weiter in einer lebendigen und fruchtbaren Gotteserkenntnis, als wenn du dich an irgend einen andern Begriff von Gott hieltest. Es ist also auch nicht Schwäche des Geistes, sondern wirkliche Geistesstärke, wenn du bei deinem Gebete gewissermaßen alle Spekulationen der Weltweisen über das Wesen Gottes vergisst, und dir Gott nur als eine persönliche Liebe, als einen Vater denkst, mit dem du wie ein Kind mit seinem Vater reden darfst, und der dich väterlich behandeln will.

Jesus nennt Gott ferner einen um unsre geheimsten Bedürfnisse wissenden, ins Verborgne sehenden, und im Verborgnen hörenden, allgegenwärtigen Vater. Uebermal lauter menschliche Vorstellungsarten, über die wir uns aber nicht unnöthiger Weise aufhalten sollen. So spricht der Lehrer eines Volks, der geistige Wahrheiten durch Versinnlichung anschaulich machen will, um zu sagen, daß Gott für jeden einzelnen Menschen ein so väterliches Wesen sei, daß Ihm auch dasjenige, was kein menschliches Auge sehe, und kein menschliches Ohr höre, und kein Sterblicher wisse, so bekannt sei,

als wäre Er persönlich an dem Orte gegenwärtig, wo diese Sache gesehen und gehört werden kann, daß man also, wenn man im Verborgenen betet, nicht denken dürfe, es sei in Ansehung Gottes eine überflüssige, zwecklose Handlung, der einzelne Mensch verliere sich zu sehr in der unendlichen Schöpfung und der Abstand von ihm zu Gott sei zu groß, als das er hoffen dürfte, bemerkt zu werden, und um seines Gebetes willen etwas von Gott zu empfangen, daß er vielmehr überzeugt sein könne, eben in der Einsamkeit lasse Gott den kindlich Betenden am kräftigsten erfahren, daß Er um ihn wisse, ihn Seiner Aufmerksamkeit würdige, seine Gebete bemerke, und seine Bedürfnisse kenne. Und dies sind ja wichtige, dem Betenden tröstliche und zum Gebete ermunternde Wahrheiten, die nicht kürzer, faßlicher, herzlicher ausgedrückt werden könnten, als mit den Worten: „Gott steht und hört im Verborgnen,“ oder, wie Jesus sich bei einer andern Gelegenheit ausdrückte: „Gott ist ein Geist; Seine Wirksamkeit ist nicht auf Einen Ort, oder nur auf gewisse Dörter eingeschränkt; überall, wo man Ihn verehrt, und zu Ihm betet, ist Er ein gegenwärtiger Gott.“

Halte dich also, mein Leser, auch an diese Begriffe, die dir der weiseste Lehrer von Gott giebt, und freue dich derselben mit unaussprechlicher und herzlicher Freude. Der Gott, den du Vater nen-

nen darfst, ist ein Allgegenwärtiger. Du darfst nicht erst einen fernen Tempel besuchen, um von ihm bemerkt zu werden. Ueberall, wo sich Himmel über dir wölbt, ist eine Stätte Seiner Offenbarung; überall giebt Er demjenigen, der mit kindlichem Vertrauen zu Ihm betet, Beweise, daß Er um sein Gebet wisse, und Wohlgefallen daran habe. Ja Er sieht auch ins Verborgne, wo Menschen nicht hinschauen können; das Geheimste entgeht nicht Seinem alles beobachtenden Vaterblicke! Mögen wir auch in schlaflosen nächtlichen Stunden — ja mögten wir auch in lichtlosen unterirdischen Kerkern, aus denen auch die lauteste Klage in keins menschliches Ohr dränge, zu Ihm beten, nicht einmal Worte aussprechen, nur zu Ihm emporblicken, nur leise an Ihn denken, nur uns stille nach Ihm und einem Zeichen, daß Er auch um uns wisse, sehnen — Er weiß es eben so gut, als wir etwas wissen, das wir sehen oder hören; Er schläft und schlummert nicht; Er wendet sich nicht weg.

So weiß Er es auch, wenn wir im Verborgnen; ohne daß ein Mensch es wahrnehmen kann, und ohne daß es uns von irgend jemanden als ein Verdienst angerechnet wird, gegen unsre sinnlichen Leidenschaften und gegen böse Gewohnheiten ankämpfen, wenn wir uns im Verborgnen auf eine gemeinnützige Weise beschäftigen, und an unsrer Verbesserung arbeiten, wenn wir im Verborgnen über unsre eignen

Verirrungen und über den Verfall andrer Menschen trauern, wenn wir im Verborgnen edle Vorsätze fassen, und ohne Geräusch dieselben ausführen, wenn wir gern des Guten noch viel mehr thäten, als wir thun, und nur darum nicht mehr thun, weil unsre äußre Lage es nicht erlaubt, oder wir von andern daran verhindert werden. Und Er bemerkt es überall als Vater. Er ist nicht nur hier oder dort Vater, nicht nur Vater in derjenigen Einsamkeit, in der uns frohe Empfindungen beglücken, in der wir uns in Lob und Dank gegen Gott ergießen; auch in derjenigen, in der ein unabsehbares Leiden vor unserer Seele steht, und wir uns in stille Klagen ergießen, oder heiße Thränen weinen. Auch dort ist Er Vater. Nicht im Zorn hat Er uns dies Leiden aufgelegt; nicht verlassen von Ihm dürfen wir uns darin denken; auch wenn Er uns zu vergessen scheinen mögte, ist Er doch Vater. Keine unsrer Zähren fließt, ohne daß Er sie bemerkt, und die Summe derselben ist schon bestimmt; sie werden nicht länger fließen, als sie zu unserm eignen Besten fließen sollen; wir weinen sie einem Vater; und wir finden Ihn, wenn man sich so ausdrücken darf, gerade am leichtesten in der Einsamkeit; mit Nachdruck sagt Jesus: Dein Vater ist im Verborgnen.

Im Gewühl der Berufsgeschäfte, und im Taumel der Zerstreuungen verliert der Mensch gewöhnlich

das Gefühl der nahen Gegenwart Gottes. Dieses letztern Ausdrucks dürfen wir uns ohne Bedenken bedienen, ob wir gleich Gott allgegenwärtig, oder überall wirksam nannten. Denn nach menschlicher Vorstellungsart oder nach menschlicher Empfindung kommt Gott dem Betenden, der ernstlich, herzlich, kindlich betet, gleichsam näher; Gott wird ihm, indem er mit Inbrunst betet, gleichsam ein persönlich gegenwärtiger Gott. Dies Gefühl der Gottesnähe, oder diese lebendigere Vorstellung, daß der Allgegenwärtige insbesondere auch für den Betenden so gut wie ein persönlichgegenwärtiges Wesen sei, verliert sich gewöhnlich, wann wir unter Menschen sind; es kommt uns dann so vor, als vertheilte sich der Antheil, den der Mensch an Gottes Vatergüte hat, unter unzählig viele, und als verlören wir bei dieser Vertheilung; oder das Sichtbare zerstreut uns auch zu sehr, und entfernt den Gedanken an den Unsichtbaren, so daß wir oft über der sichtbaren Natur des geistigen Herrn der sichtbaren Natur ganz vergessen, dieser sich uns in jener gleichsam ganz verliert. Gehen wir aber in die Einsamkeit, so sammelt sich die Seele wieder, und indem sie sich sammelt, und ihre Gedanken auf Gott richtet, so findet sie gewissermaßen Gott wieder; der allgemeine Gott aller Geschöpfe wird für den, der im Verborgnen innig betet, ein persönlicher, sich, so zu sagen, vereinzelter Gott; wer Ihn im Verborgnen sucht,

der kann mit Ihm reden, wie er mit einem gegenwärtigen Wesen, mit einem Vater reden würde. Jesus sagt auch darum: „Bete zu deinem Vater im Verborgnen.“ Gott wird in der Einsamkeit so ganz des innig Betenden Vater, als wenn Er es sonst für niemanden wäre, als wenn Er sich nur diesem einzelnen Wesen widmete. Und so müssen wir auch zu Gott beten, wenn wir kindlich beten wollen; wir müssen uns Gott für dieselbe Zeit gleichsam ganz zueignen, als wenn Er nur unser Gott, und derjenigen Gott wäre, für die wir beten, als wenn Er nur unsre Bitten anzuhören, und nur für unsre Bedürfnisse zu sorgen hätte. Je besser wir dies können, mit um so kindlicherem Sinne beten wir, und um so wichtigere und rührendere Erfahrungen können wir machen, daß Gott auch unser Vater sei. Bete, Leser, als zu deinem Vater! So wie du die Sonne, die uns allen leuchtet, doch deine Sonne heißen kannst, weil du die Kräfte derselben dir zueignen kannst, als leuchtete sie nur für dich allein, so darfst du den, der aller Seiner Verehrer Schutzgott ist, doch deinen Gott, deinen Vater nennen, weil du dir Seine Allmacht, Weisheit und Vatergüte so ganz zueignen kannst, als wärest du der einzige, der eines solchen Gottes bedürfte.

Wir sollen endlich, nach der Lehre Jesus, zu Gott, als zu einem öffentlichen Vergelter der geheimsten
 Findlitz

Kindlichen Gebete, beten. Wer mit Kindlichem Vertrauen betet, betet nie umsonst. Gott belohnt freilich nicht immer sogleich des Betenden kindliches Vertrauen; und wie ließe sich dieses von Gottes Weisheit erwarten, da ja eben damit dem Vertrauen alle Gelegenheit abgeschnitten würde, sich in seiner vollen Größe zu zeigen. Gott verzieht gerade auch deswegen zuweilen mit der Belohnung des auf Ihn gesetzten Vertrauens, um uns im Vertrauen auf Ihn zu üben, und den sittlichen Werth desselben zu erhöhen, also um die Belohnung desselben vergrößern zu können. Aber immer bleibt diese Belohnung nicht aus. Sollte auch der Betende sein kindliches Gebet schon ganz vergessen haben, der Gott, den wir Vater nennen dürfen, und der sich Seinen Verehrern als Vater beweist, vergißt es doch nicht. Zur unerwarteten Stunde überrascht Er ihn mit einer Erfreuung, die sich auf sein Gebet bezieht, entweder gerade mit derjenigen Sache, die er sich in seinem vertrauensvollen Gebete ersuchte, oder mit einer noch ungleich größern, schätzbare'n Gabe, um die er nicht einmal wagte zu bitten. Immer entspricht die Art, wie Gott den kindlich Betenden führt, seinen Begriffen von Gott; in demselben Maaße, wie er kindliches Vertrauen gegen Gott äußert, beweist sich ihm Gott als Vater; er kann nie zu viel, immer nur zu wenig Vätergüte von Gott erwarten. Nur muß er warten lernen; seine Stunde ist nicht immer Gottes Stunde.

Etolz Vergpr. 2ter Th. G

de. Zwar wird Gott in Fällen, wo eine baldige Vergeltung kindlicher Gebete nothwendig zu sein scheint, wenn der Betende unter der Last, deren Gefühl ihn zum Gebete drang, nicht erliegen soll, sein festes Vertrauen auf Ihn nicht täuschen, sondern der Sache eine Wendung geben, daß er sich nicht nur dabei beruhigen kann, sondern auch Gelegenheit bekommt, Gott als Vergelter des auf Ihn gesetzten Vertrauens zu preisen. Allein es giebt auch sehr viele Fälle, wo Gott den Wünschen und Bitten Seiner Verehrer nicht sogleich entspricht, und dennoch ihren Kindersinn gegen Ihn nicht unvergolten läßt. Auch im Verzug der göttlichen Belohnungen ist Vatergüte. Und auf zu schwere Proben läßt Gott ihr Vertrauen nie kommen. Immer schon hienieden erfährt der gottvertrauende Fromme mannigfaltige öffentliche Belohnungen seiner geheimsten Gebete; Er zeichnet ihn so durch sein Schicksal aus, daß es jedem, der Sinn für Gottes Führungen hat, augenscheinlich wird, daß Gott mit ihm ist. Je geräuschloser, geheimer seine Frömmigkeit ist, und je weniger er darauf eitel ist, um so lauter spricht Gott für ihn, um so mehrere Erfahrungen läßt ihn Gott von Seiner Vaterhuld machen, die ihm und allen Verehrern Gottes, die ihn kennen, überzeugend beweisen, daß Gott denen, die Ihn suchen, ein Vergelter ist. In einem zukünftigen Vergeltungszustande wird aber freilich Gott den bescheidenen und herzlichen Gottes-

verehrer noch herrlicher, öffentlicher, feierlicher, auszeichnender ehren; dann wird es erst völlig offenbar werden, welch hohen Werth Gott auf ächte Frömmigkeit legte; über alles Hoffen und Ahnden wird ihn Gott durch rührende Erinnerungen an längst vergessne Gebete, durch Erfüllungen längst aufgegebenen Wünsche, durch volle Befriedigungen hienieden nur zum Theil befriedigter Bedürfnisse beseligen, und ihm und andern Frommen vollen Aufschluß über den ganzen Umfang des Sinns geben, in dem Gott der Vater Seiner kindlichen Verehrer sein will.

Man erlaube hier dem Verfasser dieser Betrachtungen nur noch Eine Bemerkung: Wäre es nicht möglich, daß diejenigen, denen es Mühe macht, anzunehmen, daß Gott um der Bitte eines Menschen willen etwas geschehen lasse, was sonst nicht würde zu erwarten gewesen sein, sich alle Gebets-erhörungen als Belohnungen des auf Gott gesetzten Vertrauens ansehen könnten? So wäre ihre Schwierigkeit gehoben, und die Sache wäre doch dem Wesentlichen nach dieselbe. Der Bittende empfieng so nach doch immer, der Suchende fände, und dem Anklopfenden würde aufgethan. Und die Vorstellungsart, nach der man sich jeden solchen Erfolg des Gebetes als Belohnung des auf Gott gesetzten Vertrauens vorstellte, empfehle sich auch deswegen, weil sie mit der Lehr Jesus voll:

kommen übereinstimmte, indem Jesus ausdrücklich sagte: „Der im Verborgnen hörende Vater wird dem Betenden sein geheimes, kindliches Gebet öffentlich vergelten.“

„Aber,“ fragen einige noch in einem Tone, mit einem Accente, mit Blicken und Gebehrden, die dem Feinfühlenden wehe thun, und nicht einmal einen edeln moralischen Sinn verrathen — „warum, soll man denn bitten, wenn Gott dies alles ohne unser Bitten schon weiß? Er wird es uns schon geben, wenn wir dessen bedürfen.“ Wie gefällt dir, Leser, diese Bemerkung? Stimmt du mit Wohlgefallen in dieselbe ein? Findest du sie gründlich, edel, einer Seele voll Liebe und Glauben entquollen? Ich sollte es nicht denken. Was würden wir von einem Kinde sagen, das desselben Grundes wegen sich immer in Entfernung von seinen Aeltern halten, und sie um nichts ansprechen wollte, weil sie ohnehin schon alles wissen werden, dessen es bedürfe, und es ihm zu seiner Zeit schon geben werden? Müßten wir nicht den Stolz dieses Kindes auf seine vermeinte Weisheit bemitleiden, und in einen gerechten Unwillen gegen diejenigen ausbrechen, die dies Kind gemishandelt, ihm seinen liebenswürdigen Kindersinn geraubt, und eine so schiefe, unherzliche, unnatürliche Denkensart mitgetheilt hätten? Oder wenn dies Kind, was doch schwer zu glauben wäre,

aus sich selbst auf diese Gedanken würde gekommen sein, und dieselben mit großen Ansprüchen auf eine kühne, freiere, der Fesseln des Vorurtheils sich entledigende Denkensart vortrage, würde es nicht einen unverwerflichen Beweis von seinem Mangel an feinem Gefühl, und an Zärtlichkeit ablegen, der seinem Herzen wahrlich keine Ehre machen würde. Und könnte es uns sehr verdacht werden, wenn wir so gar an der Redlichkeit dieses Kindes zweifelten, indem es etwas behauptete, wovon es kaum eine feste innere Ueberzeugung haben könnte, und wozu, sollte man denken, der kleinste Rest von Gefühl, der noch in seinem Herzen vorhanden sein mögte, Nein sagen müßte? Und ist nicht derselbe Fall, wenn dieselben Gedanken mit Rücksicht auf die Lehre vom Gebete vorgetragen werden? Der Betende unterhält sich mit Gott wie ein Kind mit seinem Vater, und trägt Ihm mit kindlicher Freimüthigkeit seine Bedürfnisse vor. Soll er nun dies nicht thun, darum, weil Gott auch ohnedem schon alle seine Bedürfnisse weiß, und er Ihm nichts unbekanntes sagen kann? Ferne von uns dieser schiefe, unherzliche Sinn! Gebet ist ein Ausdruck von Kindersinn, von Liebe und Zutrauen, und unterhält und nährt zugleich diese schönen Gesinnungen, weil der Betende das Gute, um das er bat, wenn er es empfängt, zugleich als eine Wirkung, oder als eine Belohnung seines Gebetes ansehen kann, und es

also dadurch für ihn einen doppelten Werth erhält. Wollen wir nun diese Gefinnungen nicht pflegen? Wollen wir nicht Kinder gegen Gott sein? Und soll Gott von uns nicht als Vater geliebet werden? O dann, was Gott verhüte, dann verstünden wir wahrlich das Wort des größten Weisen nicht: „Wer Gottes Reich nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen.“

X.

Das Gebet des Herrn.

Die Absicht Jesus bei der Mittheilung des Gebetes, das uns nun zu betrachten folgt, zeigt sich aus dem Zusammenhange Seiner Rede. Er hatte in den unmittelbar vorhergehenden Worten den heidnischen Wahn der Pharisäer, daß man beim Gebete, um von Gott erhört zu sein, viele Worte machen müsse, und also zugleich die unwürdigen Begriffe von Gott gerügt, die dieser heidnische Wahn verrieth. Um nun diesen durch die Pharisäer herrschend gewordenen Wahn aus dem Herzen Seiner Zuhörer zu verdrängen, setzte Er den langen Gebeten, womit die Pharisäer, so wie die Heiden, die göttliche Erhörung gleichsam erzwingen zu können wähten, und worin sie eine große Ehre setzten, ein kurzes Gebet entgegen, das zugleich lauter würdige Begriffe von Gott enthält.

Jesus wollte also Seinen Zuhörern damit zu verstehen geben, daß es beim Gebete so wenig auf die Menge der Worte ankomme, daß vielmehr auch ein kurzes Gebet, mit Sammlung der Gedanken, mit Ernst und Andacht vorgetragen, Gott wohlgefällig wäre, und sich Erhörung versprechen dürfte.

Damit wollte Er aber freilich nicht sagen, daß man sich nicht auch länger mit Gott unterhalten dürfte. Das Gebet sollte vielmehr auch in dieser Absicht nach Seinem Sinne dasselbe sein, was der Umgang eines Kindes mit seinem Vater ist. Hat ein Kind seinem Vater etwas zu sagen, ihn um etwas zu bitten, sich bei ihm einer Last zu entladen, so richtet sich dies nach keinem Zeit- oder Wort-Maasse. Zuweilen faßt es sich kurz, und beweist durch die Kürze seines Vortrags die Größe, die Fülle seines Vertrauens zu dem Vater. Zuweilen ist es ihm auch ein Genuß, sich lange mit seinem Vater zu unterhalten, in seinen Herzensergießungen umständlicher zu sein, und Stunden und halbe Tage bei seinem theilnehmenden, zärtlichen Vater zubringen. So sollte auch der Verehrer Gottes alle Freiheit haben, sich nach jedesmaliger Gemüthsstimmung kürzer oder länger mit Gott zu unterhalten. So lange er irgend etwas auf dem Herzen hätte, das er vor als ein väterliches Wesen gedachten Gottheit gerne sagen möchte, so lange sollte er dem Drange seines Herzens folgen. Die Ge-

Schichtschreiber des Lebens Jesus erzählen auch von Jesus selbst, daß er ganze Nächte im Gebete durchgewacht habe, und einer derselben hat uns ein in Gegenwart mehrerer Schüler Gott vorgetragenes Gebet Jesus aufbewahrt, das beträchtlich länger ist, als dasjenige, welches Er in dieser Rede Seine Schüler lehrte.

Hier war es Ihm nur darum zu thun, den geistlosen langen Gebeten der Pharisäer und Heiden ein geistreiches kurzes Gebet entgegen zu setzen, und Seine Schüler zu lehren, daß auch ein so kurzes Gebet, mit Nachdenken und Gefühl, mit Ehrfurcht und Vertrauen Gott vorgetragen, ein gottwohlgefälliges Gebet wäre. Sie sollten also nicht denken, daß wenn sie ihre Bitten schmucklos und herzlich Gott vorgetragen hätten, und nun für einmal Gott nichts mehr zu sagen hätten, sie noch ein gewisses Maaß von Zeit mit dem Hersagen besonderer Gebetsformeln ausfüllen müßten, in der abergläubischen Einbildung, daß sie sonst nicht hoffen dürften, von Gott erhört zu werden. Wahrscheinlich wollte Er sie auch durch die Kürze des Gebetes, das Er sie lehrte, an den Gedanken erinnern, daß man bei langen Gebeten sehr leicht Gefahr liefe, zuletzt bloße Worte herzusagen, an deren Inhalte das Herz keinen Theil nähme, weil die Andacht zu lange dabei angestrengt würde, und daß es also besser wäre,

Kurze Gebete mit wahrer und anhaltender Erhebung des Herzens Gott vorzutragen, als sich solcher Hülfsmittel zur Erweckung der Andacht zu bedienen, bei deren Gebrauch die Andacht sich ermüdete, und also nothwendig allmählig abnehmen und zuletzt erlöschen müßte.

Das bis dahin gesagte führt uns also nun auch auf die Beantwortung der Frage: Was für einen Gebrauch sollten die Schüler Jesus von diesem Gebete machen, das der Herr den weitschweifigen Gebeten der Pharisäer und Heiden entgegensetzte? Sollte es nur überhaupt ein Muster eines würdigen Gebetes, oder sollte es zugleich eine Gebetsform für Seine Schüler sein, deren Gebrauch sie von den Pharisäern und Heiden unterschiede?

Daß es ein vortreffliches Muster eines würdigen Gebetes sei, ist wohl keinem Zweifel ausgesetzt. Seine Schüler sollten allerdings mit solchen Gesinnungen der Ehrfurcht und des Vertrauens, als in diesem Gebete ausgedrückt sind, Gott um solche Dinge, als in diesem Gebete genannt sind, auf solche Weise, als es in diesem Gebete geschieht, bitten.

Doch ist darum das letztere, daß es nemlich zugleich eine Gebetsform für Seine Schüler sein sollte, nicht weniger wahrscheinlich, und, vernünftig verstanden, ist es auch des Herrn vollkommen würdig.

Daß es seine Wahrscheinlichkeit habe, zeigt sich aus dem Zusammenhange. Es war von den Gebetsformeln der Pharisäer und Heiden die Rede, welche unwürdige Begriffe von Gott enthielten, und durch ihre Weitschweifigkeit die Andacht ermüdeten; es ist also natürlich, anzunehmen, daß Jesus Seinen Schülern an deren Statt eine Gebetsform geben wollte, die die würdigsten Begriffe von Gott enthält, und dabei so kurz ist, daß die Andacht dabei ausdauern kann. Auch wird es durch eine Parallelstelle bei Lukas wahrscheinlich, wo der Herr von Seinen Schülern ausdrücklich gebeten wird, ihnen nach dem Beispiele Johannes des Täufers, der seinen Schülern dieselbe Bitte gewährt habe, eine Gebetsform zu geben, und Er ihnen zur Antwort giebt: „Wann Ihr betet, so sprecht also“ — worauf dasselbe Gebet folgt, das Jesus hier in dieser Rede vorträgt.

Aber auch des Herrn nichts weniger als unwürdig war es, Seinen Schülern eine solche Gebetsform mitzutheilen. Es versteht sich freilich, daß es nach Seiner Absicht nicht in dem Sinne eine Gebetsform war, daß Seine Schüler sich auf dieses einzige Gebet einschränken sollten. Noch viel weniger konnte Seine Meinung sein, daß sie sich beim Vortrage desselben mit abergläubischer Knechtslichkeit genau an Seine Worte, wie vortrefflich sie auch

feinen, oder vollends gar an die Ausdrücke einer einzelnen Uebersetzung in irgend einer Sprache, binden sollten. Sie durften nach dem Triebe ihres Herzens und nach ihrer äußern Lage auch auf andre Weise ihre Gesinnungen gegen Gott ausdrücken, und ihre Wünsche und Bedürfnisse Gott vortragen; sie durften die Sachen, von denen dies Gebet redet, auch mit andern Worten benennen, oder die Bitten desselben ausführlicher vortragen, oder auch noch andre Gedanken mit diesem Gebete vereinigen, daran knüpfen oder darein legen. Auch würde es der Herr sicher nicht tadeln, sondern vielmehr billigen, wenn ein christlicher Hausvater oder christlicher Lehrer sich zuweilen absichtlich beim Vortrage dieses Gebetes, damit es nicht allmählig ohne Nachdenken und Empfindung gebetet würde, anderer Worte bediente, die die Worte des Gebetes des Herrn erklärten, oder auf den Sinn und Nachdruck derselben, worauf manche, nur darum, weil ihnen die Ausdrücke dieses Gebetes zu geläufig sind, nicht mehr achten, aufmerksam machten.

Hier gilt also der Ausspruch Paulus: „Wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ Ferne von uns alle kleinkeisrige und gottentehrende, abergläubische Aengstlichkeit! Die Worte dieses Gebetes sind keine geweihten Zauberworte, in denen nach dem Wahne des Aberglaubens eine geheime Kraft läge, und die deswegen, auch in einer unvoll-

Kommenen Uebersetzung auf keine Weise verändert werden dürften. Zur Freiheit der Kinder Gottes sind wir berufen. Den Geist des Gebetes des Herrn, wollen wir uns bestreben, uns immer mehr eigen zu machen, und dann diesen Geist mit Seinen oder auch mit andern unserm Sprachgebrauche und unsrer Empfindung angemessenen Worten ausdrücken; dies ist vernünftige Gottesverehrung.

So versteht es sich allerdings auch von selbst, daß Jesus dies Gebet nicht in sofern zu einer Form für Seine Schüler bestimmt haben kann, daß sie es nur auswendig lernen, und täglich einigemale mechanisch hersagen sollten. Denn freilich wäre dies bei aller Vortreflichkeit dieses Gebetes doch nur wieder eine neue Art des Plapperns, und keine Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit gewesen. Seine Schüler sollten beim Gebrauche dieses Gebets wissen und verstehen, was sie sagten; sie sollten es mit gesammelter Aufmerksamkeit beten; ihre Seele sollte an dem Inhalte desselben Theil nehmen; es sollte kein abergläubischer Mißbrauch damit getrieben werden; man sollte es nicht Kinder beten lassen, die noch nicht fähig wären, den Sinn desselben zu begreifen, oder denen man es noch nicht erklärt hätte; man sollte es nicht durch gedankenlosen Vortrag entweihen.

Ein solcher Mißbrauch hebt aber den vernünftigen und weisen Gebrauch dieses Gebets als einer Gebetsform nicht auf. Denn für einmal prägen sich mit den Worten desselben auch die edeln würdigen Begriffe von Gott und die Gesinnungen, wovon der Mensch gegen Gott durchdrungen sein soll, allmählig dem Gemüthe desjenigen immer tiefer ein, der es mit gesammelten Gedanken betet. Und dann ist auch der Gebrauch desselben ein Mittel, sich zur Andacht zu stimmen. Wenn wir es mit Aufmerksamkeit auf die Gedanken, die es enthält, und an denen es so reich ist, in frühen Morgen- oder späten Abendstunden langsam beten, und wir auch vorher zum Gebete nicht aufgelegt waren, so facht es oft unsre Andacht an, erleichtert uns den Vortrag eigener Gebete, und stimmt uns dazu. In sofern war es gewiß unsers Herrn würdig, Seinen Schülern mit diesem Gebete auch eine Art von Gebetsform zu geben, deren sie sich als eines Gefäßes edler, würdiger Gedanken und zur Erleichterung eigener Andacht bedienen könnten.

Hier auch noch einige wenige allgemeine Worte von der Vortreflichkeit dieses Gebetes.

Wir bemerkten schon die gebrungene Kürze desselben, die die Andacht nicht ermüdet, und uns den ganzen Inhalt leicht überschauen läßt.

Bei dieser Kürze ist dennoch dessen Reichthum an Gedanken so groß, daß man mit Recht davon sagen kann: So viel Worte, so viel Gedanken von Gewicht. Jedes Wort hat seinen Nachdruck, und giebt dem denkenden Gottesverehrer immer neuen Stof zum Nachdenken.

Und dabei verdient es doch den Ruhm der Vollständigkeit. In welcher Lage und Gemüthsstimmung wir immer sein mögen, wir werden immer unsere Gedanken und Empfindungen in die Worte dieses Gebetes legen können; denn es faßt alles in sich, was sich in irgend einer Lage und Gemüthsstimmung vernünftiger Weise Gott vortragen läßt.

Es ist deswegen auch für Menschen von allen Ständen, Berufsarten, Lebensaltern brauchbar. Nicht bloß der Gelehrte und durch mannigfaltige Kenntnisse Gebildete kann es Gott vortragen; jeder religiöse oder der religiositätsfähige Mensch kann sich desselben in allen Umständen seines Lebens, in frohen und in traurigen Stunden, in der Jugend und im Alter, in Gesundheit und in Krankheit, im Reichthum und in Armuth, in eignen und in fremden Angelegenheiten bedienen; jeden führt es in jeder Lage und Gemüthsstimmung auf diejenigen Gedanken und Empfindungen, die einem erleuchteten Gottesverehrer in derselben geziemen. Freilich setzt, um mit Verstand gebetet zu werden, schon

einige Kenntniss der Lehre Jesus voraus. Allein auch der Ungelehrte, der Verlangen nach Erkenntnis hat, kann sich diese Kenntniss leicht in dem Grade erwerben, daß er dies Gebet mit Verstand und Theilnehmung beten kann. In sofern können wir es also doch auch faßlich, deutlich und einfach nennen.

Es ist aber auch zugleich unergründlich selbst für den tiefsinnigsten Geist, selbst für das lebendigste Gefühl. Wie große Fortschritte wir auch in der Tugend und in der Erkenntnis der Wahrheit machen mögen, nie werden wir dies Gebet erschöpfen; nie werden wir mit Grund sagen können, daß es für einen gegebenen Grad von sittlicher Bildung, für ein gegebenes Maass von Erkenntnis zu leer sei, als daß es uns befriedigen könnte; im Gegentheil werden wir finden, daß wir, nach dem Verhältnisse unsers Wachsthums an Geist, dies Gebet auch mit mehr Erhebung des Herzens werden beten und um so mehr Sinn darein werden legen können. Nicht unschicklicher Weise hat man darum auch schon oft die Worte eines alten Kirchenlehrers auf dies Gebet angewandt und bemerkt: „Es sei ein Strom, in dem ein Schaaf waten und eine Elephant schwimmen könne;“ denn in der That vereinigen sich Einfalt und Tiefsinn in demselben auf die bewundernswürdigste Weise.

Man

Man darf auch nicht die schöne Gedankenfolge dieses Gebetes übersehen. Jesus lehrt zuvörderst Seine Zuhörer in diesem Gebete, daß sie sich mit allem Zutrauen eines Kindes an Gott, wie an einen guten Vater, wenden sollen. Dann lehrt Er sie, daß ihnen nichts so sehr am Herzen liegen sollte, als die immer weitere Ausbreitung einer lebendigen und fruchtbaren Erkenntnis der Macht, Weisheit und Vatergüte Gottes, die Offenbarung und immer weitere Entwicklung Seiner preiswürdigen Anstalten zum Heile der Menschen, und die immer allgemeinere Anerkennung Seines Willens, als des weisesten und besten. Dann lehrt Er sie ihre eignen Bedürfnisse, die sinnlichen wie die geistigen, dem himmlischen Vater vortragen, und Ihn um die Befriedigung eines Theils derselben auf eine solche Weise bitten, daß sie Ihm zugleich etwas versprechen, durch dessen Erfüllung ihr Herz sich veredelt und liebenswürdiger wird. Endlich schließt sich das Gebet wieder mit Aeußerungen der Ehrfurcht und des kindlichsten Vertrauens. Es lehrt also die Schüler Jesus, zu wem, um was, und mit welchen Gesinnungen sie beten sollen.

Es lehrt sie aber auch zugleich, daß sie in Ansehung aller dieser Bitten gewiß werden erhört werden, wenn sie mit kindlichem Vertrauen beten. Denn Jesus würde sie nicht zum Vortrag

dieser Bitten ermuntert haben, wenn Er nicht vollkommen überzeugt gewesen wäre, daß Gott alle diese Bitten erhören würde. So viele Bitten also dies Gebet enthält, so viele Verheißungen enthält es zugleich. Es verheißt dem erleuchteten Gottesverehrer, daß eine Zeit kommen werde, da Gottes Macht, Weisheit und Güte auf Erden allgemein werde anerkannt werden, da Gottes Anstalten zur Beglückung der Menschen nach dem ganzen Umfang der göttlichen Aussprüche in Erfüllung gehen werden, da man es endlich auf Erden wie im Himmel einsehen wird, daß Gottes Wille der allerweiseste und der allerbeste ist. Es verheißt ihm, daß es dem Gottvertrauenden an dem täglichen Brode, und an dem, was ihm so nöthig wie Brod ist, nie fehlen werde, daß dem, der mit seinem fehlenden Bruder Nachsicht hat, und ihm herzlich verzeiht, auch von Gott Nachsicht und Vergebung wiederfahren werde, daß die Prüfungen, die Gott über den Menschen verhängt, die Kräfte des Verehrers Gottes nie übersteigen, und die Versuchungen, in die er geräth, nie für ihn schlechterdings unüberwindlich sein werden, und daß er einst von allem, was ihn drückt und seine Kräfte hemmt, von allem, was ihn wahrhaft elend macht, auf ewig befreit werden. Endlich verheißt es ihm, und dies ist gerade die wichtigste und tröstlichste Verheißung, daß alle diese Verheißungen ewig gültig sind,

daß Gott ewig der Vater aller sein wird, die
 Ihn im Geiste und in der Wahrheit verehren, daß
 das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, oder
 das Vermögen, dies alles zur Wirklichkeit zu
 bringen, und den Betenden zu erhören, ist und
 in allen künftigen Zeiten Sein bleiben wird.

 XI.

Ihr sollt also beten: Unser Vater in dem Himmel.

Schon die Propheten nennen Gott zuweilen, doch nur sehr selten, einen Vater. „Du Jehovah, sagt Jesaias, bist unser Vater und unser Erbschäfer; von Alters her ist das dein Name.“ Und Malachias sagt: „Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen?“ Und David hat in einem seiner Psalmen den schönen und großen Gedanken: „Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich Jehovah über Seine Verehrer.“ Auch lassen die Propheten zuweilen den Gott Israels ganz im Tone eines Vaters sprechen, zum Beispiele in den von Barmherzigkeit und Vatergüte überfließenden Worten: „Was soll ich aus dir machen, Ephraim? Soll ich dich schützen, Israel? Sollte ich nicht billig ein Adama aus dir machen, und dich wie Zebaim

zurichten? Aber mein Herz ist anders Sinns; meine Barmherzigkeit ist zu brünstig."

Dennoch war der eigentliche Vortrag der erhabenen Lehre von Gottes Vatergüte dem Sohne Gottes vorbehalten. Er zog zuerst diese Wahrheit an das helle Licht hervor, und machte sie unter den Menschen allgemeiner bekannt. Er sagte zuerst: „Ihr sollt also beten: Unser Vater in dem Himmel!“ Er nannte zuerst Gott beständig Vater, und lehrte Seine Schüler zuerst, Gott beständig einen Vater der Menschen nennen; Er machte zuerst das Vaterverhältnis Gottes zu den Menschen, zumal zu Seinen Verehrern zur Grundlage, zum Mittelpunkte Seines Unterrichts, und gab zuerst über den ganzen Umfang des Sinnes, in welchem Gott ein Vater genannt werden darf, und in welchem sich Seine Verehrer Gotteskinder nennen dürfen, theils Winke, theils ausführliche Belehrung.

Der nächste Gedanke, der in diesem Namen liegt, ist wohl dieser: „Wir haben Gott unser Leben und alle unsre ighen und künftigen Kräfte zu danken; als der Urheber unsers Daseins, als der Mittheiler unsrer Kräfte heißt Er in Rücksicht auf uns ein Vater, und wir dürfen uns ansehen als Seine Kinder.“

Allein dieser Gedanke ist noch viel zu allgemein, als daß er uns diejenigen Gesinnungen der Liebe und des Vertrauens zu Gott einflößen könnte, die ein gutes Kind gegen seinen guten Vater empfindet. Denn in diesem allgemeinen Sinne ist Gott der Vater aller Seiner Geschöpfe; alles, was lebt, lebt durch Ihn; Er ist der Urquell der Kräfte aller Seiner Geschöpfe.

So ist Er auch als Erhalter und Fürsorger aller Seiner Geschöpfe der allgemeine Vater von allen. Aller Augen warten auf Ihn, daß Er ihnen Speise gebe zu rechter Zeit. Er giebt; die Geschöpfe sammeln; Er öfnet die Schätze Seiner Allmacht; sie werden alle nach ihren Bedürfnissen mit Gutem gesättigt; nimmt Er ihnen den Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staube.

Wir dürfen uns aber unstreitig in einem ungleich höhern Sinne, als keines der uns bekannten Geschöpfe als Gottes Kinder, und Gott als Vater der Menschen ansehen. Wir sind das edelste von allen; wir sind das einzige der uns sinnlich bekannten Geschöpfe, das einer Erkenntnis seines Schöpfers, eines Vertrauens auf ein unsichtbares höchstes Wesen, einer Verehrung eines geistigen Urhebers des Weltalls fähig ist; wir sind geschaffen nach dem Bilde der Gottheit; Gott hat

uns etwas von Seiner Natur mitgetheilt, und bei der Fähigkeit unsrer Natur, sich ins Unendliche zu vervollkommen, können wir unserm Schöpfer an Weisheit, Güte und Macht immer ähnlicher werden. Schon um dieser Vorzüge unsrer Menschheit willen dürfen wir Gott in einem vorzüglichern Sinne unsern Vater, und uns Seine Kinder nennen; unsre Vorzüge sollen uns ein edles Selbstgefühl einflößen; wir sollen es uns oft sagen: „Wir sind besser als viele Sperlinge; wir haben gewissermaßen ein näheres Recht auf die Gottheit, weil wir gleichsam näher mit Ihm verwandt sind, weil Er sich uns weit mehr als unzähligen andern Geschöpfen, die auf der Stufenleiter der Geschöpfe unter uns stehen, mittheilen kann.“

Und Jesus giebt uns im Namen der Gottheit hierüber noch bestimmtere Versicherungen. Er sagt uns, in welchen Verhältnissen Gott wirklich mit uns Menschen stehen will, nemlich in den Verhältnissen eines Vaters; wir sind durch Seine Lehre berechtigt, Ihm väterliche Gesinnungen gegen uns Menschen zuzutrauen. Alles, was uns an einem guten Vater rührt, und Thränen der Freude entlockt, was uns ihn liebenswürdig macht, und uns das Herz gegen ihn öffnet, dies alles dürfen wir Gott nach unsrer menschlichen Vorstellungsart, die von unsrer Menschennatur unzertrennlich ist, ohne Bedenken zuschreiben; wir dürfen uns gerade auf

dieselbe Weise mit Gott unterhalten, als wäre Er ein gegenwärtiges, persönliches Wesen, das die liebens- und vertrauenswürdigen Eigenschaften und Gesinnungen eines guten Vaters hätte; Seine Gottheit soll uns nicht drücken; Sein unendlicher Abstand von uns soll uns nicht von Ihm entfernen, ob uns gleich Seine Weisheit und Seine Allmacht ganz zu gut kommen soll; Er will gegen uns nur Vater sein, und als Vater auf uns wirken, gegen uns vollkommen so handeln, wie wir es immer von einem edelherzigen Vater erwarten könnten und würden, der im Stande wäre, so viel für uns zu thun. Haben wir etwas nöthig, dessen Mangel uns peinigt, oder auch nur in Verlegenheit setzt, wir dürfen uns dieser Sache wegen an Ihn als an einen guten Vater wenden. Haben wir einen Fehler, auch einen großen Fehler begangen, den wir aber nun schmerzlich bereuen, so ist bei Ihm, wie bei einem guten Vater, viel Vergebung. Haben wir eine uns drückende Last auf dem Herzen, die niemand uns abnehmen kann, wir können uns derselben bei Ihm, wie bei einem Vater, entladen. Stehen uns Gefahren bevor, die uns beunruhigen, wir können mit unsern Besorgnissen vor Ihn, wie vor einen Vater, treten, und Ihn bitten, sie abzuwenden oder unschädlich zu machen. Bedürfen wir Aufschluß über eine wichtige Wahrheit, wir dürfen Ihn, wie einen Vater, darum bitten. Ueberhaupt soll es uns vergönnt sein, von den Ge-

sinnungen und dem Betragen eines guten, edeln Vaters einen Schluß auf Gott zu machen, und wenn wir es mit vestem kindlichem Vertrauen thun, so sollen wir Gott auch nach dem Umfange unsers Begriffs von Seiner väterlichen Güte als Vater erfahren.

Dies lehrte Jesus das ganze Volk, das Er auf jenem Berge um sich her versammelt sah. Als allgemeine Wahrheit trug Er es vor: So wolle Gott gegen jeden handeln, der auch diesen Theil der Lehre Jesus als glaubwürdige Wahrheit anerkenne; denn so väterlich sei Gott wirklich gegen jeden gesinnt.

Weil aber nicht alle Menschen Gott so viel zutrauen, weil im Gegentheil vielen gerade dieser Gedanke, daß alle liebenswürdigen Eigenschaften eines guten Vaters der Gottheit zugeschrieben werden dürfen, anstößig ist, oder sie auch aus Schwäche sich nicht getrauen, sich vest an diesen Gedanken zu halten, und ihn nicht zu verlassen, so darf es nicht befremden, wenn nicht alle Menschen solche Erfahrungen von Gottes Vaterliebe machen. Die Allgemeinheit dieser evangelischen Wahrheit wird dadurch nicht aufgehoben. Es bleibt darum immer wahr: „Allen will sich Gott als Vater zu erkennen geben.“ Nur kann der es nicht erfahren, der es nicht glaubt, und also dies kind-

liche Zutrauen zu Gottes Vatergüte nicht besitzt. Man pflegt darum auch zu sagen: Gott sei ein Vater der Glaubenden. Alle erführen Ihn in diesem vorzüglichen Sinne als Vater, wenn sie gewissermaßen den Unendlichen in Ihm vergessen, und nur den Vater in Ihm umfassen könnten. Weil es aber nicht allen gegeben ist, dies zu thun, so ist es richtig gesprochen, wenn man sagt: So handle Er nur gegen Seine kindlichen Verehrer.

Damit ist indessen der Sinn des Vaternamens Gottes noch nicht erschöpft; das Evangelium lehrt uns noch mehr dabei denken, wenn wir Gott Vater nennen. Wir wissen nemlich aus der evangelischen Geschichte, wie vorzüglich sich Gott als der Vater Jesus geoffenbaret hat. Auf die auszeichnendste Weise erfuhr Jesus in Gott einen Vater, der Seinen kindlichen Gehorsam und Sein standhaftes Vertrauen belohnte, Seine Unschuld, Seine Tugend, Seine göttliche Würde rechtfertigte, und Ihn als Seinen Sohn den Menschen beglaubigte. Nun tritt nach der evangelischen Lehre ein jeder, der in Jesus diesen Gottessohn mit Ueberzeugung verehrt, und dieser Ueberzeugung gemäß sich beträgt, mit Ihm in dieselben Rechte; der Gott und Vater Jesus wird dem Wesentlichen nach in demselben Sinne, nach dem Verhältnisse der Aehnlichkeit der Gesinnungen mit den Gesinnungen Jesus, auch sein Gott und Va-

ter; er wird ein Erbe Gottes, und Miterbe Christus. Duldet Er wie Jesus mit standhaftem Vertrauen auf Gott, mit Sanftmuth, Ruhe, und Großmuth Böses um Gutes, so nimmt er auch einst Theil an Seinen Ehren; er steht einst wie Jesus vom Tode auf; sein Leib wird ähnlich dem verklärten Leibe des Herrn; er wird mit Christus in den Himmel versetzt; als einem Ueberwinder wird ihm Macht gegeben, an der Herrschaft Christus Theil zu nehmen. Mit Rücksicht auf diese Vorzüge sagt Johannes in seinem Evangelium: „Wie viele den Herrn aufnahmen, denen gab Er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ Und in seinem Sendschreiben ruft er aus: „Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! Schon ist sind wir Gottes Kinder; doch ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, daß, wann der Herr erscheinen wird, wir Ihm gleich sein werden; denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist.“

Unsern Vater sollen wir Gott nennen. Dies führt uns zuvörderst auf den Gedanken: daß jeder Betende den allgemeinen Vater der Menschen, zumal Seiner Verehrer, sich zueignen darf. Es ist auch nicht wohl möglich, daß jemand herzlich beten könne, wenn er sich nicht Gottes Vaterliebe zueignet, und mit Gott als mit seinem Vater spricht. Der Betende muß von dem edeln

Selbstgefühl beseelt sein, das sich mit der aufrichtigsten Demuth vollkommen gut verträgt, daß Gott auch ihn unter der zahllosen Schaar seiner Kinder unterscheide, und Seiner Aufmerksamkeit würdige; er muß zuversichtlich glauben, er, einzelner Mensch, verliere nicht das mindeste dabei, daß sich Gottes Vatergüte über so unzählige Gegenstände ausbreite, Gott sei vielmehr auch für ihn so ganz Vater, als wäre Er es nur für ihn. Dies Gefühl giebt dem Betenden Trieb zum Gebete; es macht ihm das sonst beinahe Unmögliche möglich, sich mit dem höchsten Wesen wie mit einem Vater zu unterhalten, und in demselben ungespannten, natürlichen, ruhigen und zugleich innigen Tone mit Ihm zu reden, wie man mit einem edeln, guten Vater in einer Herzensangelegenheit redet. So bald auch ein Mensch mit wahrer Empfindung und Ueberzeugung Gott seinen Vater nennen kann, sieht er sich bei seinen kindlichen Bitten schon so gut als erhört an; die Zueignung der göttlichen Vaterliebe läßt ihn die Erhörung so ruhig erwarten, als hätte er die Sache schon, um die er Gott bat; sie erzeugt in seiner Seele einen göttlichen Frieden, unerreichtlich der von der himmlischen Lehre nicht erleuchteten Vernunft.

Dies Wort der Anrede an Gott erinnert uns zugleich, daß wir an den Angelegenheiten andrer Menschen, wie an unsern eignen, Theil nehmen, und, indem

wir für uns selbst beten, auch ihrer in unserm Gebete eingedenk sein sollen. Der Schüler Jesus sieht sich nicht als das einzige Kind Gottes an; er ist sich bewußt, daß ihrer noch viel mehrere neben ihm, daß ihrer unzählige sind, die Gott eben so väterlich wie ihn liebt. Diese alle sind ihm Brüder und Schwestern; in demselben Grade der Empfindung, in dem er Gott als Vater liebt, liebt er sie als Geschwister. Ihre Bedürfnisse gehen ihm wie seine eignen nahe; die andern trägt er mit den seinigen Gott im Gebete vor, und wird gleichsam ihr Sachwalter bei Gott.

Wir dürfen freilich auch in eignen, zumal dringenden, Angelegenheiten für uns allein beten; und Jesus will es nicht strenge gesetzlich verstanden wissen, als wenn wir für uns alleine nie beten dürften, wann Er uns den Wink giebt, auch die Angelegenheiten unsrer Nebenmenschen in unsre Gebete einzuschließen. Dagegen ist es aber auch gewiß: Wer nur dann betet, wann eigne Angelegenheiten ihn dazu dringen, und durch die Leiden und Bedürfnisse, oder durch die Erfreungen, Rettungen und Segnungen andrer Menschen nie zum Gebete gestimmt wird, der muß ein eigennütziger, selbstsüchtiger Mensch sein. So natürlich es ist, für sich selbst zu beten, so menschlich ist es, für andre zu beten, wenn man anders von der Wirksamkeit des Gebetes überzeugt ist. Das Vorhan-

denſein, oder Nichtvorhandenſein, die Stärke oder die Schwäche des Triebes, für andre wie für uns ſelbſt zu beten, iſt ein untrüglicher Wärmemesser unsers Herzens. Der untheilnehmende Menſch betet entweder gar nie aus eigenem Triebe, oder, wenn er es noch thut, ſo thut er es nur, wann er ſelbſt in einer Lage iſt, die den Trieb zum Gebete in ihm erweckt; die Umſtände anderer Menſchen machen nie, oder nur ſehr ſelten ſo viel Eindruck auf ihn, daß ſie ihn zum Gebete begeisterten. Der theilnehmende Menſch hingegen, deſſen Seele zur Religioſität geſtimmt iſt, wird durch die Umſtände, in denen er ſeine Nebenmenſchen ſieht, ſehr oft zum Gebete begeistert. Sieht er andre in Unſehung ihrer Sittlichkeit ſich verſchlummern, oder ſich verunedeln, ſieht er ſie mit harter Armutz kämpfen, oder in ſchweren Krankheiten danieder liegen, ſo dringt ihn ſein Herz zur Fürbitte für ſie. Und ſieht er ſie von ihren Leiden befreit, aus den ſie drückenden Verlegenheiten geriffen, in eine glücklichere Lage verſetzt, oder ihr Schickſal auch nur merklich gemildert, ſieht er ſie weiſer und beſſer geworden, ſieht er den Saamen der in ihr Herz gepflanzten Wahrheit aufgehen und Frucht tragen, ſo erweckt es ihn zum Preise Gottes für ſie. Und betet er auch für ſich ſelbſt, ſo erinnert er ſich oft während des Gebetes der ähnlichen Umſtände, in denen ſich andre mit ihm befinden, und dieſe Erinnerungen geben ſeinem Gebete neuen Schwung; die

Gürbitte für andre und das Gebet für sich selbst
schmelzen bei ihm zusammen; und werden Ein
Gebet zu dem gemeinschaftlichen Vater.

So wollen wir oft in unserm und in andrer Na-
men vor unserm Vater treten. Eben weil Er andre
wie uns liebt, so sieht Er es gnädig an, wenn wir
auch sie in unser Gebet einschließen, und ihre An-
gelegenheiten Seiner Vatergüte, der sie freilich
schon ohnedem empfohlen sind, empfehlen. Und
damit es uns leichter werde, immer mehrere Perso-
nen in unserm Gebete zu umfassen, so wollen wir
nicht bei dem Schwersten, sondern bei dem Leichtes-
ten anfangen; wir wollen nicht für den ersten An-
fang schon die ganze Menschheit oder Christenheit in
unser Gebet einschließen, ehe wir uns stark genug
fühlen, ein Ganzes von so großem Umfange zu um-
fassen; sondern für einmal wollen wir nur die näch-
sten Gegenstände unsrer Liebe, unsre Aeltern, Kin-
der, Geschwister, Gatten, Freunde und Freun-
dinnen, oder die nächsten Gegenstände unsers Mit-
leidens und ihre Angelegenheiten mit den unsrigen
im Gebete vereinigen; dadurch wird es uns immer
leichter werden, eine größere Anzahl von Personen
und Angelegenheiten in unserm Gebete zu um-
fassen, und auch die Angelegenheiten unsers Va-
terlandes, ganzer Völker, der ganzen christlichen
Kirche, der ganzen Menschheit zu den unsrigen zu
machen.

Wer hat, läßt sich auch hier sagen, dem wird gegeben werden, und er wird bis zum Ueberflusse empfangen; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen werden, was er hat, und nie zu verlieren glaubt.

Und wen dürfen wir unsern Vater nennen? Menschheit, erstaune! Den Schöpfer des Weltalls, der sich in den zahllosen Gestirnen des unermesslichen Himmels verherrlicht; den, der zur Sonne spricht, so geht sie nicht auf; dessen Machtwort, wenn Er es wollte, die Sterne wie mit einem Siegel versiegelte, daß kein Strahl mehr von ihnen auf unsre Erde käme; den, der den Wagen am Himmel gemacht hat, und den Orion und das Siebengestirn, und alle Geschöpfe dieser Gestirne; den, der alle jene unzähligen in dem unermesslichen Raume sich regelmäßig bewegenden Welten, deren ferne Schimmer wir in hellen Nächten wie kleine, leuchtende Punkte wahrnehmen, und bei deren Anblick uns zuweilen selige Ahnungen der Zukunft, kostbare Vorgefühle unsrer Unsterblichkeit durchschauern, in ihrem Dasein, und in ihrer Bahn erhält, sie alle und alle Bewohner derselben kennt, und mit Namen nennt, sie alle mit Einem Blicke überschaut, für sie alle sorgt, in allen Seine Macht, Weisheit und Güte auf unendliche Weisen offenbaret! Dies Wesen dürfen wir unsern Vater nennen; diesem dürfen wir die höchste menschl-

menschliche Liebe; die Liebe eines Vaters, der jedes seiner Kinder wie seinen Augapfel liebt, zu schreiben; mit diesem darf jeder von uns wie mit seinem Vater reden. Allmächtiger, wenn wir den Himmel ansehen, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du gemacht hast, was ist dann der Mensch, zumal der einzelne Mensch, daß du sein gedenkst? Was ist der Sterbliche, daß du dich seiner annehmen solltest? Wir erliegen unter dem Gefühle der Unendlichkeit deiner Schöpfung; wir dünken uns vernichtet bei der Betrachtung deiner unzählbaren Welten. Dennoch, dennoch — ist's möglich? — dennoch dürfen wir, darf jeder einzelne in dir nicht bloß den Schöpfer anbetend bewundern, darf in dir einen Vater lieben; jedem einzelnen willst du dich widmen; jeder einzelne soll dich als Vater so ganz besitzen, als besäße er dich alleine. Haben wir diesen erhabenen Gedanken auch schon recht erwogen? Haben wir uns auch schon innig gefreut, daß wir, Menschen von gestern her, Sterbliche und Sünder, einen Allmächtigen, den Herrn des Himmels, zum Vater haben, als Vater ansehen, und eine väterliche Behandlung uns von Ihm versprechen dürfen, daß Er nicht bloß als Weltenschöpfer verehrt, auch als Vater geliebt sein, jedem Einzelnen ganz Vater sein will? In der That müßten wir entweder die Majestät des Urhebers und Lenkers der Gestirne noch nie unter dem Gewölbe des Him-

mels empfunden haben, noch nie von Gefühlen der Ehrfurcht für dies namenlosgroße Wesen durchdrungen gewesen sein; oder wir müßten die Liebe eines Vaters, und alles Liebenswürdige der väterlichen Freundlichkeit, Güte, Geduld, Erbittlichkeit, Barmherzigkeit gar nicht anschaulich kennen; oder wir müßten endlich den Gedanken an die unendliche Größe des in allen Welten Seine Herrlichkeit offenbarenden Schöpfers und den Gedanken an die Liebe eines Vaters noch nie mit einander verbunden, noch nie das in Erstaunen setzende dieser beinahe unglaublichen Verbindung lebhaft gefühlt haben, wenn wir nicht von Freude gleichsam überflößen über dem unschätzbaren Glücke und der Ehre, daß der Herr des Himmels unser Vater sein, und als Vater von uns angebetet und geliebt sein will.

Freue sich doch, wer Mensch heißt, seines himmlischen Vaters! Wir haben nicht Ursache, traurig, oder auch nur gegen die Gottheit kalt zu sein, wie die Heiden, die Gott nicht kennen, und darum keine Hofnung haben. Wir wissen, auf wen wir unser Vertrauen setzen, und zu wem wir im Leiden unsre Zuflucht nehmen dürfen. Der im Himmel thront, hat ein Vaterohr für unsre Bitten, und ein Vaterherz für unsre Leiden. Er kann unser nicht vergessen, uns nicht verlassen noch ver-

säumen; auf Ihn dürfen wir alle unsre Sorgen werfen. Er, der Allmächtige im Himmel, nicht eine ohnmächtige, oder nicht mit hinlänglicher Kraft versehene Liebe sorgt für uns. Mit einem solchen Vater überwinden wir weit in allem, und nichts mag uns scheiden von Seiner Liebe.

XII.

Dein Name werde geheiligt!

Immer empfahl sich mir vorzüglich diejenige Erklärung dieser Worte, die den zu heiligenden Namen Gottes mit der Anrede: „Unser Vater im Himmel!“ — unmittelbar verbindet und darauf bezieht, also in diese erste Bitte des Gebetes den schönen, großen und einfachen Sinn legt: „Möge doch, o Gott, dein Vatername, von den Menschen immer besser verstanden und erkannt werden! Mögen die Menschen es immer besser einsehen, wie unendlich viel darin liegt, daß wir dich unsern Vater nennen dürfen!“ Immer fand ich auch, daß diese Erklärung von der Jugend am schnellsten gefaßt wird, und auf ihr sittliches Gefühl einen bestimmten wohlthuenden Eindruck macht.

Dennoch erlaube mir der Leser dieser Betrachtungen, und der geistreiche Verfasser einer schönen Schrift über den Namen Gottes, die viel-

umfassenden und erhabenen Ideen des letztern hier in diese Schrift aufzunehmen. Nicht meine Verdanken trage ich also hier vor, sondern die Gedanken eines andern, die bei der ersten Kenntniss, welche ich davon bekam, so tief auf mich wirkten, daß ich mich unvermögend fühle, etwas, das eine Vergleichung damit aushalten könnte, an deren Stelle zu setzen.

„Was ist Gottes Name?“ Ehe wir diese Frage beantworten können, müssen wir zuerst untersuchen, was ein Name überhaupt ist.

Ein Name ist ein Wort, womit wir eine Person oder Sache bezeichnen, und von andern Personen oder Sachen unterscheiden. Die Absicht, warum wir einer Person oder Sache einen Namen geben, ist wohl keine andre als diese: Der Name soll uns an die damit bezeichnete Person erinnern, soll das Bild der Person oder Sache, die diesen Namen trägt, oder den Gedanken an dieselbe, oder die Empfindung von derselben in unserer Seele erwecken und erneuern. Man soll also nicht bei dem Namen selbst, nicht bei den Buchstaben des Namens mit seinen Gedanken verweilen, sondern vielmehr den Namen als Namen vergessen, und nur an die Person oder Sache denken, die er uns in Erinnerung bringen soll.

Ein Name ist also auch um so vortreflicher, passender, angemessener, je schneller und besser er uns an die Person oder Sache, die er bezeichnen soll, erinnert, je kräftiger er uns dieselbe vergegenwärtigt, je leichter wir ihn über der Person oder Sache, die er bezeichnet, vergessen können. Derjenige Name hingegen, der uns an die Person oder Sache, die er bezeichnen soll, nur langsam, oder unvollkommen, oder eben so gut auch an andre Personen oder Sachen erinnert, der unrichtige Begriffe von demjenigen, was er bezeichnen soll, erweckt, und die wahren Begriffe nicht in Erinnerung bringt, der endlich mehr auf sich als auf die Person oder Sache, die er vorstellen soll, aufmerksam macht, ist ein unschicklicher, unwürdiger, verwerflicher Name.

Ein Name wird auch häufig als Stellvertreter der Person oder Sache, die er bezeichnen soll, gebraucht, und dann hat er denselben Werth, den die Person oder Sache selbst hat, die er vorstellt. Der Name oder die Unterschrift eines Regenten vertritt wie oft die Person des Regenten selbst, und hat eben so viel Werth als seine Person. Wo er nicht persönlich gegenwärtig ist, da gilt seine eigenhändige Unterschrift eben so viel als er selbst. Wer des Königs Namen ehrt, ehrt den König selbst. Wer diesen Namen verächtlich behandelt, behandelt den König selbst verächtlich. Der König muß

auch zu seinem Namen stehen. Eine Schrift, in der etwas mit des Königs eigenhändig geschriebenem Namen einem einzelnen Menschen, oder dem ganzen Volke versprochen wird, hat denselben, ja weil die Schrift bleibend ist, eher noch einen höhern Werth, als des gegenwärtigen Königs mündliches Wort. Auch bei Privatpersonen findet dasselbe Statt. Ihr Name, ihre Unterschrift hat in Wechsell, Briefen, Versicherungen, Vermächtnissen, Schuldscheinen, vollkommen dieselbe Kraft, denselben Werth, den ihre lebende Person hat. Wie ganz verschieden auch die Züge einer Schrift, und der aus bloßen Buchstaben zusammengesetzte Name von der Person oder Sache selbst seien, die dadurch bezeichnet werden, so ist man gleichwohl um der großen Bequemlichkeit dieser Einrichtung willen allgemein überein gekommen, daß der Name die Stelle der lebenden Person vertreten und in solchen Fällen den völligen Werth derselben haben solle. Auch eine mit einem solchen und solchen Namen bezeichnete Münze vertritt die Stelle von Dingen, die von ihr völlig verschieden sind, und hat durch Uebereinkunft der Menschen, oder durch das Ansehen eines einzelnen Regenten denselben Werth bekommen, den diese Dinge selbst haben. Auch ein so und so beschriebenes oder gedrucktes Papier, das den Namen eines Wechsels, einer Verschreibung, einer Anweisung, einer Banknote, einer Silber- oder Goldmünze hat, vertritt die Stelle bestimmter Summen

Geldes, und unzähliger Dinge, deren Werth durch Geld bezeichnet wird, und hat denselben Werth, den diese Summen Geldes oder diese Dinge selbst haben. Wie werthlos dies Papier an sich sei, und wie ganz verschieden von dem Gelde, oder von den Dingen, deren Stelle es vertritt, es auch sei, es erhält dennoch durch den Ausspruch eines Höhern, oder durch Uebereinkunft der bürgerlichen Gesellschaften denselben Werth, den die Sachen haben, die es vorstellt.

Diese Begriffe lassen sich auch auf den Namen Gottes anwenden.

Je weniger nemlich eine Person oder eine Sache in die Sinne fällt, oder sinnlich gegenwärtig ist, um so nöthiger ist ein Name, der uns an diesen Gegenstand erinnere, oder uns denselben gleichsam gegenwärtig mache, zumal wenn der Gedanke an denselben auf uns wirken soll; und um so wichtiger ist es, daß dieser Name uns genau an diese und keine andre Person oder Sache — und daß er uns schnell und kräftig daran erinnere.

Also auch das höchste Wesen, das sich die Menschen als den ersten Gegenstand der Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe denken, mußte mit einem Namen bezeichnet werden, und vielleicht bedurfte niemand und nichts so sehr eines solchen Namens.

Dieser Name sollte das höchste Wesen von allen geringern Wesen unterscheiden; er sollte die Menschen an dies Wesen erinnern; er sollte richtige Begriffe von demselben in dem Menschen erwecken; er sollte es den Menschen gleichsam vergegenwärtigen, und zuweilen gewissermaßen die Stelle desselben vertreten.

Daher gaben auch alle Völker, die jemals irgendwo eine Gottheit verehrten, dieser Gottheit einen, sei es nun würdigen oder unwürdigen, schicklichen oder unschicklichen Namen. Sie unterschieden mittelst desselben, wenigstens war es ihre Absicht, glücklich oder unglücklich, die verehrte Gottheit von allen geringer geachteten Wesen; dieser Name galt ihnen eben so viel als die Gottheit selbst; alles, was die verehrte Gottheit vorstellen, an sie erinnern, den Gedanken an sie erwecken sollte, alles, was sich auf sie bezog, oder mit Ehrfurcht auf sie bezogen ward, war ihnen eben so heilig als der Gegenstand ihrer göttlichen Verehrung selbst. Wer den Namen ihrer Gottheit mit Ehrfurcht aussprach, und alles, was dieser Gottheit geweiht war, mit Ehrfurcht behandelte, der ehrte nach ihren Begriffen die Gottheit selbst; wer diesen Namen lästerte, oder das der verehrten Gottheit Geweihte unehrerbietig behandelte, der ward von ihnen als ein Verächter oder Lasterer ihrer Gottheit selbst angesehen. Umsonst mochte er sagen, daß die Gottheit selbst

etwas ganz anders als das ihr Geweihte sei, daß Namen nur Buchstaben, und Heiligthümer, nur gewisse körperliche Gestalten seien, die mit der Gottheit selbst keine Aehnlichkeit haben, daß er für die Gottheit selbst alle Ehrfurcht habe, daß er nur dem, was sie bezeichnen, vorstellen, erinnernlich machen solle, seine Ehrfurcht versage, dies rettete ihn nicht; er ward als ein Verächter, oder Lasterer der Gottheit selbst behandelt.

Auch die Gottheit, die die israelitische Nation verehrte, hatte einen Namen, und zufolge der heiligen Geschichte dieses Volks hatte sich diese Gottheit selbst diesen Namen gegeben. Unter dem Namen: Jehovah, Immer derselbe — sollten die Israeliten ihren Gott verehren; mittelst desselben sollten sie Ihn von allen vorgegebenen Gottheiten der andern Völker unterscheiden; dieser Name sollte sie an Gott selbst erinnern, sollte die Begriffe von Seiner unveränderlichen, durch alle Zeitalter fortdauernden Huld gegen Seine Verehrer, von Seiner stets fortdauernden Beschützung derselben, von Seiner nie geschwächten und nie zu schwächenden Macht, von Seiner Unüberwindlichkeit, also gerade die wichtigsten und wichtigsten Begriffe von Ihm in ihrem Gemüthe erwecken; die Buchstaben, aus denen der Name bestand, sollten vergessen, hingegen die Begriffe, die dieser Name ihnen in Erinnerung bringen sollte, erweckt, festgehalten, in Empfindung

verwandelt werden. Niemand konnte ein Israelit sein, ohne diesen Namen wie Gott selbst zu verehren; und wer sich zu der Religion der Israeliten bekannte, versprach, diesen Namen Jehovah keinem andern Wesen, und vornemlich keiner andern Gottheit, als dem Schutzhotte des israelitischen Volkes zu geben, und diesen Gott unter keinem andern Namen, als unter demjenigen, den Er sich selbst gegeben hatte, zu verehren; er gelobte, diesen Namen heilig zu halten, und nie anders als mit Ehrfurcht auszusprechen.

Der Gott Israels gab aber nicht nur sich selbst einen Namen, den Er wie sich selbst verehrt wissen wollte, sondern Er trug auch Seinen Namen auf das Volk, das Ihn verehrte, über; Er nannte Seine Verehrer nach Seinem Namen; sie hießen Jehovahs Volk, Volk Isra-El; sie trugen also den Namen des Gottes, zu dem sie sich bekannten, dem sie vertrauten und gehorchten. Auch dies Seinen Namen tragende Volk sollte, als Volk Jehovahs, als Volk, das einen so mächtigen Beschützer hatte, daß es sich durch Vertrauen auf Seinen Beistand unüberwindlich machen konnte, von allen übrigen Nationen unterschieden und geehrt werden; ja so gar jeder einzelne Verehrer Jehovahs, der die Ehre ganz zu schätzen wußte, Mitglied eines Volks zu sein, das sich nach der einzigen wahr-

hastigen Gottheit nennen durfte, sollte um Jehovens willen, als eine heilige, unverlethliche Person angesehen werden. Jehovens Volk, als solches, oder einen Verehrer Jehovens, als solchen, verachten, lästern, verhöhnen, war nach israelitischen Grundsätzen eben so viel, als Jehoven selbst verachten, lästern und verhöhnen. Ein Goliath, der David, als Verehrer Jehovens, verachtete, verachtete Jehoven selbst. Ein Sancherib, der dem Könige Hiskia, als einem Verehrer Jehovens, Hohn sprach, sprach Jehoven selbst Hohn. Wer hingegen das Volk Jehovens, als solches, oder einen einzelnen Verehrer Jehovens, als solchen, also um Jehovens selbst willen ehrte, der ehrte Jehoven selbst, so wie derjenige, der den Repräsentanten eines Königs, als solchen, ehrt, dem Könige selbst damit seine Ehrfurcht bezeugt. Das israelitische Volk trug also einen Namen nach dem Namen der Gottheit, zu der es sich bekannte; und die Religion des Israeliten war im Grunde nichts anders als lebendige und fruchtbare Erkenntnis der Ehre, zu Jehovens Volke zu gehören, nach Ihm sich nennen zu dürfen, und gewissermaßen Sein Repräsentant zu sein.

Auch das vornehmste Heiligthum des Ihm geweihten Versammlungszeltes, und nachher des Ihm geweihten Tempels, die Bundeslade, trug auf Jehovens Befehl Jehovens Namen; ihr Name war: „Der

Name Gottes, der Name des Herrn Jehaoth; Jehovah heiligte die Bundeslade; die Bundeslade heiligte den Tempel; um der Bundeslade willen, deren Name war:“ Der Name Gottes, hieß der Tempel Gottes Wohnung. Wer also diese an sich gemeine Bundeslade als ein sinnliches Zeichen der gegenwärtigen Wirksamkeit Jehovahs, Seiner Regierung, Seines Schutzes ansah, wem dieser ledige Thron in dem innersten Heiligthum des heiligen Gezeltes und nachher des Tempels kein gemeines Geräth, sondern um der Verordnung Jehovahs willen ein Heiligthum, ein Jehovah selbst gleichsam repräsentirendes Sinnbild war, der ehrte Jehovah selbst. Wer hingegen einen Götzen auf diesen ledigen Thron gesetzt, oder denselben nicht als ein sinnliches Zeichen der Regierung Jehovahs verehrt hätte, der hätte die Ehrfurcht, die Jehovah selbst gebührte, verlegt; derjenige zum Beispiel, der einst dies Heiligthum als ein gemeines Geräth mit profanen Händen, auf eine unehrerbietige Weise berührte, ward nicht mit Unrecht als ein Verächter Jehovahs selbst angesehen. Denn obgleich dies Geräth an sich nur ein mit Gold ausgelegter Thron von feinem Holz war, so erhielt es doch dadurch, daß es Jehovah sinnlich vergegenwärtigen sollte, und als ein Sinnbild von Ihm, Seinem Namen trug, einen unbestimmbaren Werth; man beging das Verbrechen beleidigter göttlichen Ma-

jestät, wenn man dies größte Heiligthum des heiligen Gezeltes und nachher des Tempels vorsätzlich unehrerbietig behandelte.

In dem vollkommensten Sinne, der sich denken läßt, kann Jesus Christus als Gottes Name angesehen werden. Trug schon die Bundeslade, darum weil sie Gottes Person sinnlich vorstellte, Gottes Namen, so gilt dasselbe in dem höchsten Sinne, der sich denken läßt, von Ihm. Er stellte in Seiner Person die Gottheit nach ihrer Macht, Weisheit und Güte auf das vollkommenste dar; kein Tempel, keine Bundeslade, kein Israelit, kein Priester, kein Prophet, kein König Israels, keine Gemeinde von Verehrern Jehovens vergegenwärtigte den Menschen jemals so sehr die Gottheit, machte sie den Menschen so gewiß, zeigte sie von so vielen Seiten, erweckte so kräftig den Gedanken an sie, machte Sein Dasein, und Seine Wirksamkeit so anschaulich wie Er; in Ihm wohnte leibhaftig alle Fülle der Gottheit; niemand konnte also so sehr wie Er verdienen, nach Gottes Namen genannt zu werden; und Ihm ward auch in der That ein Name über alle Namen, der höchste Name also, der sich denken läßt, der Name Gottes gegeben; Er heißt der wahrhaftige Gott, und das ewige Leben, Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit. Wer Gott in Ihm verehrt, verehrt Gott selbst; und umgekehrt läßt

sich auch keine eigentlichere Verachtung und Lästerung Gottes denken, als diejenige, die Gott in der Person Seines Sohns, Jesus Christus, wiederfährt. Was Jehovah in frühern Zeiten für die Israeliten gewesen war, das ist der Sohn Gottes, Jesus Christus, für die Verehrer Seiner göttlichen Würde. Der gottverehrende Israelit verehrte in den Aussprüchen und Dazwischenkünften eines sich sinnlich mittheilenden höhern Wesens, die unsichtbare Macht, die das Weltall hervorgebracht hat und regiert. Denselben unsichtbaren Gott verehrt der Christ in Jesus Christus, der sich ebenfalls als ein göttlicher Lehrer und Retter der Menschen zu erkennen gab; dieser unvergleichbare Gottessohn ist dem Christen ein Medium oder eine Mittelsperson zur Erkenntnis des unsichtbaren Ewigen, den kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann, und ein Gegenstand göttlicher Verehrung.

Und auch in der evangelischen Verfassung ward der Name, den Jesus Christus trägt, auf die Gemeinde Seiner Verehrer übergetragen. Der Christ und die Gemeinde der Christen darf sich nach Christus nennen, so wie sich die Israeliten nach Jehoven nennen durften. Die Glaubenden an Gottes Sohn sind Eins mit Ihm, so wie Er es mit dem Vater ist. Wer darum auch einen Christen um des Namens willen, den er trägt, und zu dem er sich mit Ueberzeugung bekennt, aufnimmt, liebt,

ehrt und ihm wohlthut, der ehrt dadurch Christus selbst. Und umgekehrt, wer einen ächten Christen, als solchen, verachtet, haßt, verhöhnt, mishandelt, der wird von Christus angesehen, als verachtete, haßte, verhöhnte, mishandelte er Ihn selbst. Hieraus ergiebt also auch, daß der Christ, um ganz zu sein, was er sein soll, sich nur stets bestreben darf, den Namen, nach dem er sich nennt, Ehre zu machen, und durch sein ganzes Betragen an denselben zu erinnern. Der Christ darf nur an den Namen denken, den er sich zueignen darf; in diesem Namen liegen alle seine Pflichten; sein Schweigen und Reden, Thun und Lassen, Beten und Arbeiten soll für andere Mittel der Erkenntnis der Tugenden Christus sein; er soll über Christus, in dessen Geiste er handelt, vergessen, und Christus durch ihn andern kenntlicher und theurer werden. Je besser er dies thut, um so besser Christ ist er.

Ein Heiligthum der evangelischen Verfassung ist endlich das Brod und der Wein bei dem Mahle des Herrn, darum weil sie sinnliche, stellvertretende Zeichen Seines Leibes und Blutes, also Seiner Selbst und Seiner Verdienste um die Menschheit, sind, und an Ihn erinnern sollen. Sie tragen darum auch gewissermaßen den Namen des Herrn, heißen Sein Leib und Sein Blut, und sollen als etwas Heiliges von

von dem Christen angesehen und behandelt werden. Der Christ soll, während der Feier dieses Mahls, des Brods und des Weins, dessen er genießt, gleichsam ganz vergessen, und nur dem Herrn darin sehen, dessen Verdienste um uns und dessen Gemeinschaft mit uns durch diese Speisen uns sinnlich vergegenwärtigt werden. Wer also auch das Brod und den Wein in dem heiligen Mahle, um der Verordnung des Herrn willen, nicht wie gemeines Brod und gemeinen Wein, sondern als etwas, das dem Glaubenden den abwesenden und unsichtbaren Christus im Geiste nahe bringen soll, betrachtet, und sich dadurch zur Liebe Seiner liebenswürdigsten Person bei jeder neuen Abendmahlsfeier von neuem erwecken läßt, der ehrt dadurch Christus selbst. Wer hingegen diese Zeichen Seiner selbst unehrerbietig behandelte, und durch leichtsinnigen Genuß dieser Speisen dies Heilige entweichte, der würde sich, wie Paulus sagt, an dem Leibe und Blute des Herrn selbst, das ist, an Seiner eignen Person versündigen.

Und wir können hier auch noch der Taufe gedenken, die nach der Verordnung des Herrn an jedem, der sich zu Ihm bekennt, oder der Sein Schüler werden soll, vollzogen werden soll. Diese Taufe geschieht auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gottes Name wird gewissermaßen jedem Täufling angetauft oder mittelst

der Taufe mitgetheilt; er wird in Gottes Familie, und in die Gemeinschaft Seines Sohnes und Seines Geistes aufgenommen, und ihm die Versicherung gegeben, daß es künftig nur bei ihm stehe, die Rechte gelten zu machen, in die er durch diese Aufnahme in Gottes Familie, durch dies Uebertragen des Namens Gottes auf ihn trete. Jeder Christ trägt also schon, als Getaufte auf den Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes, Gottes Namen, und wenn anders die feierliche Taufhandlung ein bedeutendes Sinnbild ist, so wird ihm mit dem Namen auch etwas gegeben, das dem Namen als Sache entspricht; nur hat er freilich erst dann Genuß davon, wann er Gebrauch von seinen Rechten macht, und sich als Aufgenommenen in Gottes Familie, als Theilhabenden an allen Rechten eines Gottessohnes fühlt.

Wir fassen zusammen. Alles, was an Gott, wie ein Zeichen an das Bezeichnete, erinnert, alles, was die Absicht hat, Gott dem Menschen gleichsam sinnlich näher zu bringen und gegenwärtig zu machen, alles, was lebendiges Gefühl der Macht, Weisheit, Huld und Fürsorge Gottes in unsrer Seele erweckt, und uns einen starken Eindruck von Gottes Größe und Güte giebt, kann von uns als Name Gottes gedacht werden. Und alles dies soll von uns mit Ehrfurcht angesehen und behandelt

werden. Wie gemein es auch an sich sein mögte, es verdient doch, in sofern es Zeichen von etwas Göttlichem ist, die Ehrfurcht eines jeden Gottesverehrs. Und daß nun Gott in allem, was Gottes Namen trägt, oder Zeichen von etwas Göttlichem ist, immer allgemeiner erkannt und verehrt werden möge, darum kann der erleuchtete Christ Gott bitten, indem er, gelehrt von seinem göttlichen Lehrer, zu Gott bittet: „Dein Name, himmlischer Vater, werde geheiligt!“

XIII.

Fortsetzung.

Heiligen ist wohl eben so viel als absondern, alleinstellen, vor Vermischung sicherstellen, die Einzigkeit und Unvergleichbarkeit einer Person oder Sache anerkennen.

So wird eine Kirche von dem gemeinen Gebrauche abgesondert, und unterschieden; es wird dafür gesorgt, daß dies Gebäude in Ansehung seines Gebrauchs vor der Vermischung mit andern Gebäuden sicher, und nur zu gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesverehrungen bestimmt bleibe; man würde auch nicht zugeben, daß jemand dasselbe zu seiner und seiner Familie gewöhnlichen Wohnung, oder als Werkstätte, als Marktplatz, als Schauspielhaus, als Börse, als Speise- und Tanzsaal gebrauchte; in sofern wird also die Einzigkeit, und Unvergleichbarkeit dieses Gebäudes von der zum Christenthum sich bekennenden bürgerlichen Gesell-

schaft anerkannt, oder mit andern Worten, man heiligt dies Gebäude, man würde eine Anwendung desselben, wie diejenige, deren wir so eben gedachten, als eine Entheiligung eines der Andacht geweihten Gebäudes ansehen.

So wird von den Christen der erste Wochentag von dem gewöhnlichen Gebrauche abgesondert und unterschieden; er wird vor der Vermischung mit andern Tagen sicher gestellt; es wird dafür gesorgt, daß an diesem Tage nicht wie an andern Tagen öffentlich gearbeitet werde, und daß man dagegen in besonders dazu gewidmeten Andachtshäusern ungestört Gott verehren und Seinen Offenbarungen und Anstalten betrachten könne; der erste Wochentag wird unter den Wochentagen als der einzige in seiner Art angesehen, also man heiligt ihn; gänzliche Vermischung desselben mit den übrigen Tagen wird als Entheiligung angesehen.

So ist das Mahl des Herrn ein von dem gemeinen Gebrauche abgesondertes Mahl; es wird von der Vermischung mit andern Mahlzeiten sicher gestellt; die Einzigkeit und Unvergleichbarkeit desselben wird von den Christen und christlichen Gemeinen anerkannt, und es würde nicht zugegeben werden, daß man sich bei diesem Mahle völlig wie bei einer gewöhnlichen Mahlzeit betrüge, von allem, was irgend jemanden einfallen möchte, redete, sich

Scherze erlaubte, mehrere Gerichte auftrüge; also man heiligt dies Mahl; und ein solches Betragen würde als eine Entheiligung desselben angesehen werden.

Den Namen Gottes heiligen, wird also eben so viel sein, als: Alles dasjenige, wodurch Gott bezeichnet, sinnlich vorgestellt, vergegenwärtigt, erinnerlich gemacht werden soll, von allem andern unterscheiden, es absondern, also mit keiner geringern Sache vermischen oder verwechseln, es um Gottes willen, wovon es gleichsam ein stellvertretendes sinnliches Zeichen ist, ehren.

Der Name Jehovah ward dem zufolge von den Israeliten geheiligt, wenn sie nur den Schutzgott ihrer Nation, der durch Mose, Josua, Samuel, David, Jesajas und andre Propheten Seine Aussprüche dem Volke bekannt machte, unter diesem Namen verehrten, wenn sie nichts geringers damit bezeichneten, also diesen Namen von allen andern Namen absonderten, und vor aller Vermischung mit andern Namen, zumal mit den Namen falscher Gottheiten, sicher stellten. Der Name Jehovah war das Höchste in der Sprache des Israeliten; über diesen Namen gieng nichts; mit ihm ließ sich nichts vergleichen; ihm ließ sich nichts an die Seite setzen. Wer den Namen des Gottes Israels heiligte, dem war

derselbe heilig, wie der Gott Israels selbst. Allerdings verehrte der verständige Israelit hierbei nicht auf eine abergläubische Weise die Buchstaben dieses Namens, schrieb ihnen nicht eine geheime Zauberkraft bei. Aber das Zeichen war ihm doch, wenn er den Schutzgott seiner Nation verehrte, um der damit bezeichneten Gottheit willen heilig; er hätte eine Gottlosigkeit zu begehen geglaubt, wenn er sich etwas gegen den Namen Gottes erlaubt hätte, das als eine Geringschätzung Gottes hätte angesehen werden können. Auch wäre es als eine Entheiligung des Namens Gottes angesehen worden, wenn jemand den Namen Jehovah noch einem andern oder mehreren andern, wirklichen oder nur eingebildeten Wesen oder Personen gegeben, oder den Gott Israels mit weniger geltenden Namen bezeichnet, oder von diesem Namen und der damit bezeichneten Gottheit, wie von gemeinen Namen und Personen gesprochen, oder etwas unter diesem Namen in Ansehen zu setzen versucht hätte, was nicht von dem Gotte Israels hergekommen, oder Seiner nicht würdig gewesen wäre. Dem Israeliten sollte der Name Jehovah Sinnbild und Zeichen von niemanden und von nichts als von Seiner Schutzgottheit sein, und wenn er dabei dasjenige dachte und empfand, was er nach der Absicht des Gottes Israels dabei denken und empfinden sollte, wenn die Gefinnungen der tiefsten Ehrfurcht, des uneingeschränktsten Vertrauens,

des frohesten Muths, der treuesten Ergebenheit gegen den Gott Israels als gegen den Schöpfer, Erhalter und Regierer des Weltalls dadurch in seinem Gemüthe erweckt und befestigt wurden, so heiligte er diesen Namen.

Auf dieselbe Weise ward Jehovahs Name in dem nach Seinem Namen sich nennenden israelitischen Volke geheiligt, wenn man das von Jehoven beschützte, mit Jehoven gewissermaßen in einem Bündnisse stehende israelitische Volk von allen andern Völkern, die diesen einzigen wahrhaftigen Gott und dessen Macht und Wirksamkeit nicht kannten, unterschied, wenn man es nicht mit abgöttischen Völkern vermischte, sondern als ein einziges, unvergleichbares Volk anerkannte. Auch in einem einzelnen Verehrer des Gottes Israels konnte Jehovahs Name geheiligt werden, wenn man denselben von allen Menschen, die Jehoven nicht vertrauten und gehorchten, unterschied, also nicht mit Menschen, die keine Verehrer Jehovahs waren, verwechselte, wenn man ihn um Jehovahs willen, oder Jehoven in seinem Verehrer ehrte und liebte.

Sanherib zum Beispiele vermischte das von Jehoven beschützte, israelitische Volk mit allen andern ihm bekannten Völkern, und glaubte, daß die Schutzgotttheit Israels ihren Verehrern eben so

wenig, als die Gottheiten andrer Nationen den ihrigen beistehen könnte. „Haben die Götter der Heiden,“ läßt er den Israeliten sagen, „jeglicher sein Land errettet von der Macht des Königs in Assyrien? Wo sind die Götter zu Hemath und Arphad? Wo sind die Götter zu Sepharvaim, Hena und Iwa? Haben sie auch Samaria errettet von meiner Macht? Wo ist ein Gott unter aller Lande Göttern, die ihr Land haben von meiner Macht errettet, daß Jehova sollte Jerusalem von meiner Macht erretten?“ Hier ist eine förmliche Entheiligung Jehovens in dem von Ihm beschützten und nach Ihm genannten Volke.

Und eine Entheiligung Jehovens in einem einzelnen Verehrer desselben sehen wir an Ahas und Isabel gegen Elia, und an Joram gegen Elisa. Ahab, Isabel, Joram vermischten Elia und Elisa mit den von Jehoven abtrünnig gewordenen, abergläubischen und unglaubigen Israeliten, sie sahen in diesen Verehrern Jehovens nur gewöhnliche, von gemeinen Gefinnungen beseelte, von gemeinen Leidenschaften begeisterte Menschen, nur Unterthanen, die tief unter ihnen stünden, und es bei allen ihren Vorzügen doch mit einer königlichen Macht nicht aufnehmen könnten, nicht Lieblinge des Gottes der Götter, nicht Beseelte von Seinem Geiste; das Verhältnis, in dem diese Propheten mit

Jehoven stunden, hatte bei diesen abgöttischen fürstlichen Personen keinen Werth; sie redeten von und mit ihnen, und wollten sie behandeln, als stünden sie nicht unter dem Schutze des mächtigen Schutzgottes Israels, als könnte man sie ungestraft verfolgen, als verdiente der Gott, zu dem sie sich bekannten, und in dessen Namen sie sprachen und wirkten, keine Ehrfurcht. „Bist du hier, der Israel verwirrt?“ Sagte Ahab zu Elia. „Die Götter mögen mir dies und das thun, ließ Isabel ihm sagen, wenn ich nicht morgen um diese Zeit deiner Seele thue, wie du den Priestern Baals gethan hast.“ „Gott thue mir dies und das, schwur Joram, wo das Haupt des Elisa, des Sohns Saphat, heute auf ihm stehen bleibt.“

Jehovens Name ward also in Seinem Volke und in Seinen Verehrern geheiligt, wenn man sie um Jehovens willen ehrt, ihnen um Seinetwillen Achtung bewies, ihnen wohlthat, sie vor Mishandlungen schützte, sie in Leiden erquickte, mithin von allen abgöttischen Völkern und Menschen in seinem Urtheil und in seinem Betragen unterschied.

Auch in der Bundeslade konnte Jehovens Name geheiligt werden, wenn man diesen ledigen Thron, der nach des israelitischen Gesetzgebers Absicht ein sinnliches Zeichen der göttlichen Regierung

des israelitischen Staats sein sollte, von andern gemeinen Geräthe unterschied, und um der Verordnung Jehovens willen, als ein Sinnbild Seiner gegenwärtigen Wirkksamkeit mit Ehrfurcht behandelte, auch, in sofern man es hindern konnte, nicht zugab, daß andre dies Heiligthum dadurch entweiheten, daß sie einen Götzen darauf setzten, oder es sonst auf eine unehrerbietige, profane Weise behandelten. So wie, wenn man erhabene Gegenstände mit geringern vergleichen darf, in den Versammlungszimmern fürstlicher Regierungen auch in der Abwesenheit des Landesherrn, auch wenn derselbe das Regierungskollegium selten besucht, doch stets ein lediger Stuhl, als ein sinnliches Zeichen der Regierung des Regenten, die Ehrenstelle einzunehmen pflegt, und um des Regenten willen geehrt wird, so wie sich keiner der fürstlichen Räthe auf diesen Stuhl setzt, diese ihn nicht mit ihren Stellen vermischen, diese ihren Herrn auch in dieser an sich gleichgültigen Sache ehren, so war, wenn gleich diese Vergleichung die Sache nicht erschöpft, die Bundeslade, ein Sinnbild der göttlichen Regierung; wer sie in diesem Verhältnisse ansah, und als ein Heiligthum verehrte, der ehrte dadurch Jehoven selbst und heiligte dessen Namen, er bezeugte Ihm selbst seine Ehrfurcht, indem er ehrerbietig von einer Sache urtheilte, ehrerbietig eine Sache behandelte, die Jehovens Namen trug.

Auch in dem Sohne Gottes kann Gottes Name geheiligt werden, wenn die unsichtbare Gottheit, deren sichtbares, vollkommenstes Ebenbild Er ist, in Ihm verehrt, Er also von allem, was geringer als Er ist, abgesondert, Er über alles, was geringer als Er ist, erhoben, Er mit keiner geringern Person oder Sache vermischt, oder in Paralele gestellt, Er als der Einzige in Seiner Art, als eine nur mit der Gottheit selbst vergleichbare Person anerkannt wird. Entheiligung des Namens Gottes in Jesus Christus wäre es demnach, wenn jemand, der vielleicht noch glaubte, wie viel Ehre er Seiner Person damit beweise, ihn mit Sokrates, oder irgend einem andern alten oder neuern Weisen in Eine Linie sette; und noch größere Entheiligung wäre es, wenn irgend einem alten oder neuern, wirklichen oder nur angeblichen Weisen und dessen Lehrgebäude so gar der Vorzug vor Christus und dessen Lehre gegeben, jene diesem auf eine für diesen entehrende, herabwürdigende Weise entgegengesetzt, jene auf Unkosten dieses gepriesen, erhoben, vergöttert würden; und die größte Entheiligung des göttlichen Namens in Jesus Christus war es einst, da man sich an Seiner allerheiligsten Person selbst vergriff, Ihn, den Gottessohn, wie keiner es je war, der also Gottes Namen trug, lästerte, mishandelte, tödtete. Dies alles war und ist Vermischung des Heiligen mit Unheiligem, des Herrn mit untergeordneten We-

sen, des Vollkommen mit Unvollkommenen, also Entheiligung. Der Verehrer Jesus ist überzeugt, daß diesem Gegenstande seiner Verehrung ein unendlicher Vorzug vor allen weisen und guten Menschen aller Zeiten und Völker gebührt; er sieht in ihm nicht bloß einen Menschensohn, sondern einen Gottessohn, und zwar einen ohne Seines gleichen; er giebt Ihn in seinem Herzen und mit seinem Munde einen Namen über alle Namen, so wie Er einen solchen von Gott empfieng.

Auch in jedem Christen kann der heilige Name, nach welchem er sich nennen darf, geheiligt werden. Wer nemlich einen Christen um des Christennamens willen, den er trägt, ehrt und liebt, wem der unsichtbare Christus in den sichtbaren Gliedern, deren geistiges Haupt er ist, heilig ist, wer in einem Christen den Gottessohn, den Bruder und Miterben Christus mehr als alles andre sieht und schätzt, der heiligt den heiligen Namen, der schon in der Taufe auf den Christen übertragen ward, in dem Verehrer Christus; seine Liebe zu den Verehrern Christus ist also nicht bloß eine sittliche, sondern auch eine religiöse Gesinnung; sie ist Verehrung Christus in jedem, der Ihn im Geiste und in der Wahrheit verehrt; er huldigt dem Herrn selbst, in dem er diejenigen ehrt, die

sich zu ihm bekennen; und er erneuert diese Huldi-
 gung, so oft er mit irgend einem ächten Christen
 in irgend ein Verhältniß tritt, und so oft er Gele-
 genheit hat, irgend einem Christen nützlich zu sein.
 Wer also auch umgekehrt, in einem ächten Christen
 Christus nicht ehrt und liebt, wer vielmehr einen
 Christen eben darum, weil er ein Christ ist, ver-
 achtet, und verhöhnt, oder haßt und mißhandelt,
 oder auch, wenn ein aufrichtiger und herzlicher
 Verehrer Christus, darum, weil er dies ist, we-
 der mehr noch weniger, oder eher weniger als mehr
 gilt, oder wenn das Christliche seiner Denkensart
 und seines Betragens gerade zuwider ist, wer es
 wenigstens nicht als etwas, das an Christus erin-
 nert, und Ihn kenntlich und glaubwürdig macht,
 liebt, der heiligt den heiligen Namen nicht, der
 über dem Christen schon bei seiner Taufe auf eine
 Weise, die ihm denselben gewissermaßen zueignen
 will, ausgesprochen ward, ja unter gegebenen Um-
 ständen entheiligt er so gar diesen heiligen Namen
 in denen, die sich darnach nennen.

Auch durch sich selbst kann der Christ Gottes Na-
 men heiligen, indem er sich des Namens würdig
 beträgt, auf den er getauft ward, und sich bestrebt,
 durch sein Wirken und Dulden, Thun und Lassen,
 Reden und Schweigen den Sinn und Geist Chri-
 stus auszudrücken; entheiligen würde er hingegen

Gottes Namen auch durch sich selbst, wenn er sich des Namens Gottes unwürdig betrüge, der ihm in der Taufe auf eine so feierliche und ehrenvolle Weise angetauft ward, und durch seinen Wandel verriethe, daß es ihm an Gefühl für die Würde dieses Namens gänzlich mangelte, wenn er die ihm verliehenen Kräfte, die er Gott widmen sollte, nicht zur Ehre Gottes anwendete, oder wenn er Böses im Namen Christi thäte und etwas Unchristliches für christlich angesehen wissen wollte. Immer ist auch hier die Heiligung des Namens Gottes eine Absonderung und Unterscheidung des Heiligen in demjenigen, was an sich nicht heilig ist. Wer Gottes Namen in andern Christen heiligt, der sondert in seinen Gedanken dasjenige, was sie zu ächten Christen macht, von ihren übrigen Eigenschaften ab, und hebt es aus allen übrigen, was er sonst noch an ihnen schätzen mag, heraus; er vermischt sie mit keiner andern Klasse von Menschen; er fühlt etwas Vorzügliches für sie, was er für andre Menschen nicht fühlt; er ehrt und liebt sie vornehmlich darum, weil sie Christen sind. Und heiligt der Christ Gottes Namen in seiner eignen Person, so unterscheidet er sich abermal in seinem Betragen von allen, deren Denkens- und Handelnsart nicht christlich ist; er zeigt etwas in seinem Betragen, was nur der Christ zeigt; und was christlichgesinnte Menschen an Christus selbst erinnert;

er hütet sich, daß er sich nicht in seinem Wandel irreligiösen, oder auch nur nicht religiösen Menschen gleich stelle; den Geist und Charakter Christus strebt er seinem sittlichen Leben mitzutheilen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß er das Unvergleichbare, Einzige Seines Sinns gefast habe und fühle, und es auch andern durch seinen Wandel kenntlich machen wolle.

Endlich kann der Name, der jedem Christen heilig sein soll, auch in den heiligen Sinnbildern, die dem Christen Christus und dessen Verdienste vergegenwärtigen sollen, geheiligt werden, indem wir die Speisen, die uns Christus im Geiste nahe bringen sollen, und die gewissermaßen stellvertretende Zeichen von Ihm sind, von gemeinen Speisen, deren Zweck beim Genusse nur ist, dem Leibe Nahrung zu geben, unterscheiden und in unsern Gedanken absondern, wenn wir nur Christus darin sehen, wenn wir bei der Feier Seines Gedächtnismahles uns über die sinnlichen Speisen erheben, und an Seine Verdienste um uns und an Seinen Einfluß auf Seine Verehrer so lebhaft, als es uns möglich ist, denken. Entheiligt würde hingegen in diesen heiligen Sinnbildern dieser heilige Name, wenn dabei entweder gar nicht, oder nur mit einem kaltsinnigen und gleichgültigen, also undankbaren Herzen an Christus

stus und an Seine Verdienste gedacht würde, oder wenn man die Speisen, die Er Seinen Leib und Sein Blut nannte, wie gemeine Speisen genöthe, oder wenn man mit einem lieblosen Herzen gegen seine Mitchristen bei der heiligen Tafel erschien.

XIV.

Fortsetzung:

Die Worte: „Dein Name, himmlischer Vater, werde geheiligt! — werden ist von mehreren gelehrten und geschmackvollen Auslegern nicht so fast als eine Bitte, als vielmehr als eine Anbetung und Lobpreisung der über alles erhabenen Gottheit angesehen. Wir können sie indessen hier dennoch als eine Bitte betrachten, da sie, auch als Bitte verstanden, und als Bitte Gott vorgetragen werden können.

Verbinden wir nemlich diese Worte mit der schönen Anrede: „Unser Vater im Himmel!“ — die denselben unmittelbar vorgeht, wie natürlich, menschlich, schicklich ist es, den Sinn in diese Bitte zu legen: „Mögen es doch die Menschen immer besser erkennen, wie sehr du ein Vater der Menschen bist! Mögen sie doch durch diese Erkenntnis, durch dies kindliche Vertrauen auf dich, im:

mer zufriedener, getröster, ruhiger, seliger, und besser werden.“ Der Verehrer Gottes, als eines Vaters der Menschen, steht nur darum so viele Menschen unzufrieden mit den göttlichen Führungen, nur darum ängstlich unruhig, niedergeschlagen, verzagt, und unglücklich, nur darum auch nicht so sitlich gut, als sie es sein sollten, und sonst wirklich sein könnten, weil sie Gott nicht als Vater kennen und lieben. Die Erkenntnis und Liebe Gottes, als eines Vaters, würde sie in jeder Rücksicht zu ganz andern Menschen machen, würde ihr Herz zugleich veredeln und beseligen. Wer dies lebendig erkennt, und ein Menschenfreund ist, hat keinen stärkeren Wunsch, als daß doch die Menschen so glücklich werden mögten, in Gott einen Vater zu erkennen und zu lieben; und dem mit der Andacht vertrauten Gottesverehrer ist es auch eine Sache des Herzens, diesen Wunsch im Gebete Gott vorzutragen; mich dünkt auch, jeder Mensch von Gefühl und Religiosität darf nur um sich her blicken, nur die Menschen, die ihm täglich begegnen und mit denen er täglich umgeht, anschauen, um zu dem so natürlichen, menschlichen Gebete erweckt zu werden: „Dein Vatername, o Gott, werde doch von den Menschen erkannt! Du werdest von ihnen als Vater verehrt und geliebt!“

Wir können aber auch den geistigen Sinn mit diesen Worten verbinden, den wir in den zwei vorhergehenden Betrachtungen entwickelten, und also Gott die Bitte vortragen: „Möge es doch von den Menschen erkannt werden, wie verehrenswürdig, wie heilig alles ist, was dich den Menschen erinnerlich machen, und bezeichnen soll! Möge es ihnen zur Natur werden, alles, was Sinnbild von dir ist, alles, worauf dein Name, oder der Name deines Sohnes gewissermaßen übertragen ward, um deinetwillen zu ehren!“

Und warum soll dies dem Christen so sehr am Herzen liegen, warum dies der erste Gegenstand seiner geistigen Wünsche und Gebete sein?

Nach der Lehre Jesus, und auch schon nach dem mosaischen Gesetze, ja, so bald ein Gott vorausgesetzt wird, auch schon nach dem Urtheile der Vernunft geht Verehrung und Liebe Gottes allem andern vor. Wenn ein Wesen ist, von dem, durch das und für das alle Dinge sind, und das an Macht, Weisheit und Güte seines gleichen nicht hat, wenn alle Kräfte aller andern Naturen von Ihm hergeleitet werden müssen, und alles, was wir in andern Naturen Weisheit und Güte heißen, nur ein schwaches, äußerst unvollkommenes Schattenbild der Seinigen ist, und doch auch in dieser Unvollkommenheit ohne dies Wesen

nicht vorhanden wäre, wenn es endlich an Macht, Weisheit und Güte ewig dasselbe ist, so kann es für vernünftige Geschöpfe, die sich ein solches Wesen als vorhanden denken können, keinen erkennens- und verehrendswürdigern Gegenstand als dieses Wesen geben; Ihm müssen sie alles andre unterordnen, auf dies Urwesen müssen sie alles andre beziehen; kein andres Wesen und keines andern Wesens Name kann so sehr verdienen geheiligt zu werden; kein Wesen kann verdienen, daß man Gottes über ihm vergesse, und statt Gottes ihm seine höchste Ehrfurcht und Liebe widme.

Hierauf gründet sich darum auch das Grundgesetz der mosaischen Verfassung: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe. Er, die erste Ursache aller Dinge, und die erste Ursache deiner wahren Glückseligkeit; Er, die höchste Macht, Weisheit und Huld; Er, der sich in Seiner Macht, Weisheit und Huld ewig gleich bleibt; Er, der allein Unsterblichkeit eigenthümlich besitzt; und Seinen Verehrern aus freier Güte Unsterblichkeit mittheilt, hat volle Ansprüche auf deine erste, einigste, unbedingteste, ewigste Liebe!“

Und Jesus bestätigte dies Grundgesetz der mosaischen Religion auch für Seine Schüler; Gott war der

Mittelpunkt auch Seiner Lehre; Er lehrte keine Lebensweisheit, bei der der Mensch ohne Gott in der Welt leben könnte; Er wollte Seine Schüler zu religiösen Menschen bilden, die alles auf Gott bezögen, in allem Gott sahen, sich Seiner überall freuten, Ihm ihre innigste Verehrung und Liebe, ihr ganzes Zutrauen schenkten. Und konnte Er anders reden, wenn ein Gott, das ist, wenn ein Wesen ist, dem alle andere Wesen alles verdanken; das in alles wirkt, das in allen Naturen und in allen Schicksalen aller Naturen Seine Macht, Weisheit und Güte offenbart, ohne das der Mensch nie ganz und dauerhaft glücklich werden kann, von dem der Mensch ganz abhängt, und in dem er alles finden kann, dessen er bedarf, und was er in sich und in andern Wesen vergebens suchte? Konnte Jesus die Verehrung dieses Gottes von Seiner Lehre ausschließen, oder einer andern Sache unterordnen? Konnte Er Seinen Schülern etwas anders wichtiger machen als Ihn, und die Erkenntnis und Verehrung Seiner in allem, was Ihn kenntlich macht? Konnte Er sie zu unempfindlichen, und undankbaren Menschen bilden, zu Menschen, die auf alles in der Welt, nur nicht auf die Spuren Seiner Weisheit, Güte und Macht, nur nicht auf Seine Wirksamkeit, nur nicht auf das, was Ihn bezeichnen soll, aufmerksam wären, die alles eher als den Liebenswürdigen und den Urquell aller Liebenswürdigkeit liebten, alles eher als den Inbe-

grif und die erste Ursache jeder Vortreflichkeit ehren und bewunderten? Jesus blieb auch hier Seinen Grundsätzen getreu, wenn Er Seine Schüler vor allem andern darum bitten lehrte, daß Gott von ihnen und von andern Menschen immer mehr und immer besser in allem, was Ihn bezeichnet, erkannt und verehrt werden möge. Es war von Ihm, der Liebe Gottes über alles und um Seiner selbst willen zur Grundlage Seiner Lehre machte, und der nichts so liebens- und verehrenswürdiges kannte als Gott, zu erwarten, daß Er sich bestreben würde, Seinen Schülern das höchste Interesse für Gott mitzutheilen, und sie auch in Seinem Unterrichte vom Gebete daran erinnern würde, daß dem Menschen nichts so sehr am Herzen liegen sollte, als Vermehrung der Erkenntnis und Verehrung Gottes in allem, was Ihn in Seiner Macht, Weisheit und Güte zeigt.

Nun läßt sich aber keine Erkenntnis und Verehrung Gottes ohne Heilighaltung Seines Namens, und dessen, was mit Recht nach Seinem Namen genannt wird, denken. Wer Gott nicht ehrt in demjenigen, was Ihn bezeichnet, vergegenwärtigt, erinnerlich macht, Ihn nicht ehrt in dem Namen, unter dem Er verehrt sein will, Ihn nicht ehrt in Seinen Verehrern, Ihn nicht ehrt in dem, was ein Sinnbild von Ihm ist, Ihn nicht ehrt in Seinem vollkommensten Ebenbilde, Christus, und in

den Verehrern Seines vollkommensten Ebenbildes, und in den sinnlichen Zeichen Seines vollkommensten Ebenbildes, der ehrt Gott selbst nicht, und hat keine rechte Erkenntnis von Ihm. Oder wie und worin könnte er den Unsichtbaren, Unendlichen erkennen und ehren, wenn er Ihn, den er unmittelbar nicht erkennen und ehren kann, nicht in demjenigen erkennt und ehrt, was Ihn den Menschen kenntlich und erinnerlich macht? Und gesetzt auch, es wäre möglich, würde er nicht Gefahr laufen, allmählich Gottes ganz zu vergessen, wenn er Ihn in demjenigen nicht ehren würde, was ihn an Gott erinnern kann und soll? Wir, vergessliche, leicht zu zerstreucnde Menschen bedürfen kräftiger Erinnerungsmittel an Gott. Bald würden wir ganz ohne Gott in der Welt leben, wenn wir uns durch diese Erinnerungsmittel nicht mehr wollten an Gott erinnern lassen, und den Unsichtbaren, Unendlichen, an den uns gar nichts erinnert, wenn nicht dasjenige, was uns Ihn sinnlich vergegenwärtigt, es thut, nicht mehr in dem, was Zeichen, Sinnbild, Ebenbild von Ihm ist, verehren wollten.

Die Heiligung des Namens Gottes, und dessen, was Gottes Namen trägt, soll also dem Christen schon darnm vor allem andern am Herzen liegen, weil sich keine Verehrung Gottes ohne Heilighaltung dessen, was Ihn bezeichnet, denken läßt, auch alle Verehrung Gottes unter den Menschen

bald aufhören würde, wenn Sein Name, und das, was Seinen Namen würdig trägt, geringgeschätzt und verächtlich behandelt würde, Gott selbst aber das liebens- und verehrenswürdigste Wesen ist, über welches dem Christen niemand und nichts gehen soll, und dem nur dann Gerechtigkeit wiederfährt, wenn man Ihn um Seiner selbst willen über alles liebt und ehrt.

Es ist aber auch zugleich eine nie versiegende Quelle der reinsten und höchsten Freuden, es ist ewiges Leben, wenn man Gott in allem, was Ihn bezeichnet, und erinnerlich macht, verehrt. Schon überhaupt hat derjenige den größten und geistigsten Genuß von irgend einer Sache, der nicht blos das Aeußre, sondern auch den Geist der Sache, die nicht in die Sinnen fallenden innern Eigenschaften, deren Hülle und Zeichen das Aeußre nur ist, genießt, also eine anschauliche Erkenntnis davon hat. Derjenige genießt zum Beispiele unstreitig einen vorzüglichen Menschen am meisten, der die meisten und vorzüglichsten Treflichkeiten seines Geistes und Herzens, welche also ihrer Natur nach nicht in die Sinne fallen können, in demselben unterscheidet, und in Wirksamkeit zu setzen weiß; dessen Blick also nicht blos bei seinem Aeußerlichen verweilet, der auch nicht blos dasjenige in ihm sieht, was er mit einer Menge andrer Menschen gemein hat, sondern der auch dasjenige in ihm erkennt, schätzt und liebt,

was den schätzbarsten Theil seiner Geisteskräfte ausmacht, was von wenigen wahrgenommen wird, und was ihn gerade vielleicht vor Tausenden auszeichnet. So genießt auch derjenige die reinste und höchste geistige Freude, der in demjenigen, was Zeichen, Sinnbild, Ebenbild von Gott oder von etwas Göttlichem ist, die dadurch bezeichnete, vorgebildete, gleichsam versinnlichte Gottheit oder das Göttliche, dessen Bild es ist, unterscheidet. Keine Glückseligkeit kann unstreitig mit dessen Glückseligkeit verglichen werden, der in Jesus Christus den ewigen Vater erkennt und verehrt, und Ihn mit Ueberzeugung seinen Herrn und seinen Gott, den wahrhaftigen Gott und das ewige Leben nennt, den Er also nicht bloß ein Weiser, ein Menschenfreund, sondern der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild Seines Wesens ist. So genießt unstreitig derjenige die reinste und höchste Glückseligkeit, der in jedem ächten Christen Christus selbst ehrt und liebt, also in ihm gerade dasjenige sieht, was ihm den höchsten Werth giebt, was ihn zu einem heiligen Menschen macht; ein anderer kann vielleicht auch aus seinem Umgange Vergnügen schöpfen, und Nutzen ziehen; aber doch bei weitem nicht so viel wie derjenige, der in ihm ein Kind Gottes, einen Mitgenossen der Trübsal und der Geduld und des Reichs Jesus sieht. Und wer den heiligen Namen, der über ihn in der Taufe ausgesprochen ward, in seiner eignen Per-

son heiligt, indem er sich bestrebt, demselben Ehre zu machen, genießt unstreitig abermals eben darum die reinsten, geistigsten Freuden, deren der Mensch hienieden fähig ist. Derjenige endlich, der in den Sinnbildern des Mahls des Herrn von zum Heil der Sünder sich freiwillig aufopfernden Gottessohn, dessen Liebe zu den Menschen, dessen Verdienste um uns, dessen wirksamen Einfluß auf Seine Verehrer lebendig erkennt, wer sich Christus dabei ganz gegenwärtigen kann, ist unstreitig unendlich glücklich; alles, was ihn der Liebe des Vaters, der Gnade Seines Sohnes, der Gemeinschaft Seines Geistes und des ewigen Lebens gewiß machen, und also sein Dasein beseligen kann, ist ihm mit dieser Erkenntnis gegeben.

Wie unaussprechlich glücklich würden auch die Menschen überhaupt werden, wenn der Sinn, der Gott in allem, was ihn bezeichnet, verehrt, unter ihnen herrschend und gleichsam zur andern Natur würde! Eben der Mangel dieses Sinns macht die Menschen unglücklich, oder beraubt sie der Seelenruhe und Glückseligkeit, deren sie sonst fähig wären. Die Gemüthsruhe dessen, der ihr abergläubisch ist, würde nicht so schwankend sein, wenn er nicht das Zeichen mit der bezeichneten Sache verwechselte, und bei dem Sinnlichen stehen bliebe. Und etwas ungleich bessers als die eiserne Nothwendigkeit und das unerbitliche Schicksal würde der

Trost dessen, der ihm unglaublich ist, in den Trübsalen des Lebens sein, wenn er nicht Gott in demjenigen, was dessen Bild und Namen trägt, verkennte.

Die Heiligung des Namens Gottes soll also dem Christen auch darum am Herzen liegen, und ein Gegenstand seiner Wünsche und Gebete werden, weil die Glückseligkeit der Menschen innigst damit verbunden ist, und niemand wahrhaft, dauerhaft, vollkommen glücklich sein oder werden kann, der nicht von Ehrfurcht für alles, was Gottes Namen trägt, durchdrungen ist, und in allem, was Zeichen und Sinnbild von Gott oder von etwas Göttlichem ist, Gott verehrt.

Dies giebt uns auch noch Gelegenheit, zu zeigen, was der Vortrag dieser Bitte nach den Begriffen, die wir in dieselbe legten, in dem Betenden voraussetzt.

Der Christ, der diese Bitte als Ausdruck eigener Gesinnungen mit Empfindung Gott vortragen soll, muß zuvörderst eine richtige und deutliche Erkenntnis von den einzelnen Begriffen haben, die in derselben liegen, muß also wissen, was unter Gottes Namen zu verstehen und was Heiligung des Namens Gottes ist; auch muß er es innig und lebhaft fühlen, daß alles, was Zeichen und Sinn-

bild von Gott oder von etwas Göttlichem ist, als etwas Heiliges mit Ehrfurcht behandelt zu werden verdient, und daß Heilighaltung einer so heiligen Sache, oder Verehrung Gottes in allem, was Gott bezeichnet, dem Menschen den Genuß der reinsten, geistigsten, und höchsten Glückseligkeit gewährt, und daß sich keine Gottesverehrung, ja überhaupt keine wahre Weisheit ohne diese Heiligung des Namens Gottes denken läßt. Wer diese Erkenntnis nicht besitzt und von dieser Empfindung nicht befeelt ist, betet nur Worte, die für ihn ohne Sinn und Werth sind, wenn er Gott die Heiligung Seines Namens im Gebete als Wunsch und Bitte vorträgt.

Hieraus folgt also auch, daß dem erleuchteten Christen die Sache, die er hier der Gottheit im Gebete vorträgt, eine aus eigener Erfahrung wohlbekannte Sache sein muß, und daß derjenige, der Gott in nichts, was Bild, Sinnbild, Zeichen von Gott ist, verehrt, unmöglich einen Begriff davon haben kann, daß die Heiligung des göttlichen Namens eine so wichtige und selige Sache sei. Wer sich aber auch schon des himmlischen Vaters in der Person Jesus mit hoher und herrlicher Freude gefreut hat, wer es sich auch schon mit tiefer Nüchternung gesagt hat, wie gut, wie weise, wie mächtig Gott sein muß, wenn Jesus Christus Sein vollkommenstes Ebenbild ist, und wer auch schon einen ächten

Christen, der seinen Herrn durch seinen Wandel preist, um Christus willen, geehrt und geliebt — den unsichtbaren Christus auch schon in seinen Gliedern erfreut und erquickt hat, wer endlich auch schon bei dem Mahle des Herrn Seinen liebevollen Tod mit froher Dankbarkeit gepriesen hat, der hat gewiß gelernt, oder lernt bald beten: „Möge es doch, o himmlischer Vater, von den Menschen immer mehr und immer besser erkannt werden, daß dein Name, und alles, was deinen Namen trägt, eine heilige Sache sei.“

Der Vortrag dieser Bitte setzt sodann in dem Betenden auch voraus, daß er darunter leide, daß Gottes Name von den Menschen noch so wenig geheiligt wird. Wer diese Bitte mit Wahrheit Gott vorträgt, bemerkt es nicht mit Gleichgültigkeit, sondern mit Wehmuth, daß die Heiligung des Namens Gottes noch eine der größten Seltenheiten auf Erden ist. Ach er muß noch täglich so viele Menschen sehen, die noch völlig unwissend in Ansehung dieses Gegenstandes sind, die noch nie den Gedanken ahndeten, daß zum Beispiele Christus in Seinen wahren Verehrern verehrt und verachtet, geliebt und gehaßt, erfreut und gekränkt, erquickt und vernachlässigt werden kann; er sieht um sich her einen Sinn herrschen, dem nichts Göttliches heilig ist, der über nichts Heiliges ernsthaft nachdenkt und urtheilt, dem Gott in Christus, und

Christus in Seinen ächten Bekennern werthlos ist, dem ein Christ nur in sofern etwas gilt, als er ihm in Ansehung zeitlicher Vortheile nützen kann, und der ihn nur nach der Rangliste ehrt, auf den nichts, was Gottes Namen trägt, Eindruck macht, und der sich zur Verspottung des Heiligsten hinreißen läßt. Hier sieht er Sklaven des Aberglaubens, die sinnliche Zeichen verehren, als wären sie die bezeichnete Sache selbst, und die für den Gegenstand selbst, den sie zu verehren vorgeben, im Grunde keine Ehrfurcht haben, und ihn unter gegebenen Umständen lästern, und mishandeln. Dort sieht er Sklaven des Unglaubens, die in ihrem Herzen sprechen: „Es giebt überall nichts Heiliges, das wir in irgend einer Sache zu verehren uns verbunden achten,“ und die darinn allem, was dem Christen heilig ist, Hohn sprechen. Auf beiden Seiten sieht er Gottesvergessenheit, Menschenvergötterung, Versunkenheit in das Sinnliche, Leichtsin, und eben deswegen so wenig wahre Gemüthsruhe, so wenig wahres Frohsein, das sich auf Erkenntnis Gottes gründete, so wenig Zufriedenheit mit der Lage, in der man ist, so wenig innere Glückseligkeit, hingegen so viel Unmuth, Zweifel, Angstlichkeit, Ungeduld. Und ach selbst Christen sieht er noch oft an diesen Fesseln; selbst Christen sieht er nicht immer so heiter und froh, so ruhig und getrost, als die Erkenntnis, die man ihnen zutrauen sollte, und der Glaube, zu dem sie sich

bekennen, sie machen sollte. Dies alles lehrt ihn bitten: „Dein Name, himmlischer Vater, und alles, was deinen Namen trägt, werde als heilig verehrt! Ach noch wenige erkennen es, wie sie es sollten, wie heilig dein Name ist. Laß diese Erkenntnis allgemeiner werden, damit Weisheit und Glückseligkeit sich auf Erden vermehre!“

Endlich setzt der Vortrag dieser Bitte in dem Betenden, der sie mit Wahrheit vorträgt, den Glauben voraus, Gott könne diese Erkenntnis und Empfindung der Heiligkeit Seines Namens allgemeiner machen, und in dem Betenden selbst und in andern Menschen vermehren. Denn es ist Bitte zu einem Wesen, dessen das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit ist, und das der Betende eben deswegen bittet, daß Es selbst die Menschen lehren möge, wie heilig Gottes Name sei. Wer also diese Worte betet, betet nicht zu einem Wesen, das in den menschlichen Herzen nichts verändern kann, und dem sich kein wirksamer Einfluß auf die Denkensart und Gesinnungen der Menschen zuschreiben läßt; er betet zu einem Wesen, das in ihm und in andern Begriffe erwecken und beleben, Empfindungen wecken, nähren und wiederherstellen kann; er betet zu dem Vater der Geister alles Fleisches, der auf die von Ihm geschaffenen Geister wirken, und jede Ihm wohlgefällige Gesinnung, die ihnen selbst Bedürfnis wird, in ihnen entwi-

entwickeln kann, und der sich auch nicht immer umsonst und ohne alle Wirkung diese Bitte vortragen läßt. So gewiß der himmlische Vater keine einzige der übrigen Bitten des Gebetes des Herrn, die man Ihm als Ausdruck eigener Gesinnungen mit Wahrheit vorträgt, unerhört lassen wird, so gewiß wird Er auch jeden, der Ihm diese Bitte mit Wahrheit vorträgt, nach dem Verhältnisse seines geistigen Bedürfnisses und seines Vertrauens und nach dem Umfange des Sinns, den er mit Theilnehmung in diese Bitte legen kann, erhören, und einst, wann das Reich Gottes in seinem vollen Glanze anbricht, werden alle, die der Aufnahme in diese selige Anstalt werden gewürdigt werden, erfahren, daß dies Gebet auch in dem allumfassenden Sinne, den unser Herr darein legt, wann Er in heiligen Stunden es Seinem Vater vortrug, weit über unser viel geistloseres Bitten und schwächeres Verstehen erfüllt werden wird, indem die Erde wird voll werden der Erkenntnis Gottes und der Heiligung Seines Namens, als ob es Meeresfluthen deckten.

XV.

Dein Reich komme!

Was mochte wohl Jesus unter dem Reiche des himmlischen Vaters verstehen, um dessen Kommen Er Seine Schüler bitten heißt?

Schon das bloße Nachdenken über diese Bitte wird uns, auch ohne Vergleichung derselben mit andern Stellen der heiligen Schriften, die uns Licht hierüber geben können, lehren, daß das Reich des himmlischen Vaters eine Sache sein muß, die von dem himmlischen Vater kommt, die sich also von Menschen nicht erwarten läßt.

Und wenn das dreimal wiederholte: Dein — der drei ersten Bitten des Gebetes Jesus einen Nachdruck hat, so wird das Reich des himmlischen Vaters allen menschlichen Reichen entgegengesetzt sein. So wie Gottes Name, im Gegensatz mit allen Namen von geringerem Werthe,

als eine heilige Sache mit Ehrfurcht angesehen werden, und Gottes Wille, im Gegensatz mit dem Willen der Menschen, den Bewohnern der Erde, wie den Bewohnern des Himmels, über alles gelten soll, so soll auch Gottes Reich, im Gegensatz mit allen menschlichen Reichen, herbeigewünscht werden.

Wir können auch daraus, daß Gottes Reich eine Sache ist, die von dem himmlischen Vater kommt, allein schon schließen, daß es eine gute, treffliche, herrliche Sache sein muß. Was läßt sich von dem himmlischen Vater erwarten, als etwas, das Ihn den Menschen in jeder Absicht als Vater zeigt, und Seiner als des besten, weisesten, und mächtigsten Vaters in jeder Absicht würdig ist?

Denke dir, Leser, unter dem Reiche Gottes, um dessen Kommen dich Jesus bitten heißt, zuvörderst eine äußerst wohlthätige, segenreiche, zur Glückseligkeit der Menschen abzweckende, und in allen ihren Theilen die reinste Menschlichkeit athmende Sache. Vom Guten kommt Gutes, und von dem Besten, das Beste. Alles, was dem Menschen wohl und leicht machen und ihn zugleich höher stimmen kann, was den reinsten Wünschen und edelsten Bedürfnissen der menschlichen Natur entspricht, was überall, wo es ein

pfunden wird, Freude und Seligkeit verbreitet, das darf man sich in der Anstalt, die das Reich des himmlischen Vaters heißt, vorhanden denken. So kann kein Vater seine Kinder mit irgend einer Gabe, mit irgend einer von Ihm veranstalteten Sache beglücken, wie der himmlische Vater Seine Verehrer, die sich als Seine Kinder ansehen dürfen, mit dieser Anstalt beglücken und entzücken wird.

Denke dir sodann darunter eine Sache, die der Vaterweisheit Gottes unendliche Ehre machen wird. Der allerweiseste Vater macht gewiß die allerweisesten Anstalten, und erreicht mittelst Einer Sache die mannigfaltigsten Zwecke. Auf unzählige Menschen wird der himmlische Vater mittelst dieser Einen Sache auf die mannigfaltigste Weise wirken, damit auf Einmal unzählige Räthsel lösen, damit Seine Führungen in Ansehung unzähliger Menschen rechtfertigen, und ein neues Licht auf alle Seine frühern Anstalten, und auf alle Seine gegebenen Verheißungen werfen.

Denke dir darunter ferner eine alle Begriffe und Ahndungen der Menschen weit übertreffende, und die Menschen in das größte und angenehmste Erstaunen setzende Sache. Es wird den Menschen damit etwas weit Größers gegeben werden, als sie sich nicht zu hoffen getrauten; der himmlische Va-

ter wird damit, wie noch nie, die Größe Seiner Macht offenbaren, und auf die glänzendste Weise zeigen, wie unendlich viel Er für diejenigen thun kann, die Er Seine Kinder heißt.

Und da jeder zärtliche Vater seine Kinder gerne überrascht, so wird auch der himmlische Vater Seine Verehrer mit dieser Sache unversehens überraschen, und sich vielleicht gerade dann, wann der größte Theil der Menschen die Erwartung dieser Sache aufgibt, und selbst Seine Verehrer beinahe Muth und Hoffnung verlieren werden, durch diese Sache verherrlichen.

Denke dir endlich unter Gottes Reich eine dauernde Anstalt. Was vom himmlischen Vater kommt, kann nicht vergänglich Menschenwerk sein; es läßt sich nicht denken, daß das göttliche Reich eine vorübergehende Erscheinung sein werde, die eine Zeitlang Aufsehen macht, aber bald nachher in ihr voriges Nichts zurückfällt, oder die, wenn sie nicht den Keim ihrer Zerstörung in sich selbst trägt, doch bald und leicht durch eine neue Erscheinung verdrängt wird; was Gott zum Urheber und Stifter hat, das wird sich auch in Ansehung seiner Dauer von allem Menschlichen unterscheiden; es wird alles Unvollkommene und Böse verdrängen und überwinden, selbst aber von nichts anderm verdrängt und überwunden werden können.

Und eben eine so außerordentlich wohlthätige, herrliche Sache kündigte schon Johannes, der Täufer, dem israelitischen Volke unter dem Namen des himmlischen Reichs als nahe an, und Jesus bekräftigte auch mit Seinem Ansehen das Zeugnis Seines Herolds. Die Nachricht von dieser Sache heißt darum auch ein Evangelium, eine frohe Botschaft, weil die wohlthätigste, herrlichste Vateranstalt Gottes damit bezeichnet werden soll.

Durch die Erwartung dieser göttlichen Anstalt sollten auch die Menschen zur Sinnesänderung und Lebensbesserung erweckt werden; das Verlangen, in das göttliche Reich aufgenommen und der Seligkeiten theilhaftig zu werden, die der beste Vater Seinen Kindern in demselben bereitet, sollte dem erschlasten sittlichen Gefühle der Menschen wieder neue Spannung geben.

Auch in der auf jenem Berge gehaltenen Rede haben wir den Herrn schon einige Male von dem himmlischen Reiche reden gehört, und es ist wohl keinem Zweifel ausgesetzt, daß die zweite Bitte des Gebetes, mit dessen Betrachtung wir uns jetzt beschäftigen, von keiner andern Sache redet, als von demjenigen, was schon Johannes, der Täufer, meinte, als er dem Volke die Nähe des himmlischen Reichs bekannt machte.

Johannes und Jesus bezogen sich aber immer bei ihren hierauf sich beziehenden Vorträgen auf frühere göttliche Aussprüche, und stellten ihren Zuhörern das göttliche Reich als eine ausgebreitetere Entwicklung früherer göttlichen Anstalten vor. Sie redeten davon als Israeliten mit Israeliten, und setzten israelitische Begriffe von dieser Sache voraus, freilich nicht solche, wie man sie aus dem Unterricht pharisäischer Lehrer zu schöpfen pflegte, die auch diese Lehre verunstalteten, aber doch solche, wie man sie aus den Schriften Moses und der Propheten schöpfen konnte, in denen die Aussprüche enthalten sind, die durch das göttliche Reich in Erfüllung gehen sollen.

Diese aus den heiligen Schriften der Israeliten selbst geschöpften Begriffe dürften wohl schwerlich in etwas anderm als darin bestehen: „Einst sollen alle Nationen durch einen Nachkömmling Abrahams von Gott gesegnet werden; dieser Nachkömmling Abrahams würde ein Sohn Davids sein; durch diesen Davidssohn würde das beinahe gänzlich vernichtete davidische Königreich wieder mit Einmal eine Größe und einen Glanz, wovon kein Zeitalter ein Beispiel gesehen hätte, erhalten; dieser Wiederhersteller der davidischen Monarchie würde wie eine überall wirksame, und mit der höchsten Macht und Weisheit ausgerüstete Gottheit, gerecht und milde, über alle Nationen der Erde und auf ewig

regieren; Gott selbst würde durch Ihn herrschen und die Menschheit beseligen; durch Ihn würde zur Wirklichkeit kommen, was keine menschliche Regierung zu bewirken vermögte; Er würde jedes Verdienst entdecken, hervorziehen und belohnen, jedes Laster entlarven und bestrafen, jedes Leiden vergüten; Er würde so gar den Tod besiegen, und ihm seine Beute entreißen.“ Diese allerseligste Anstalt Gottes zur Beglückung der Menschheit durch einen mit göttlicher Vollmacht herrschenden Nachkömmling Davids und Abrahams, dies Reich des verheißnen göttlichen Königs, das nicht durch menschliche Anstalten und Betriebsamkeiten, sondern durch Dazwischenkünfte der Gottheit zu Stande kommen sollte, meinte wohl Jesus auch hier, indem Er Seine Schüler beten lehrte: „Dein Reich, himmlischer Vater, komme!“

Es war also noch nicht gekommen. Nahe war es allerdings, nach dem Ausspruch Johannes und Jesus. Das heißt: Die Nation konnte es erleben, daß schon damals diese selige Anstalt zu Stande kam; die von Gott dazu bestimmte Person, die ein ewiger Segen für Israel und für die ganze Menschheit werden sollte, Davids und Abrahams verheißner großer Nachkömmling, der göttliche Messias lebte bereits unter Seinem Volke; Er durfte nur in der Würde, in der Er sich beglaubigte, anerkannt werden, und Got-

tes Reich kam; die Regierung des Messias hatte in diesem Falle schon damals alle wohlthätigen Folgen, die der Geist der Weissagung erwarten ließ. In so fern konnte auch Jesus sagen: „Das Reich Gottes wäre schon mitten unter ihnen.“ Nämlich der König des göttlichen Reichs war da, und erkannte man ihn als solchen, so war auch sein Reich da. Aber übrigens war es doch darum noch nicht gekommen, und Jesus sagte es auch in der Folge, als es sich schon zur Verwerfung Seiner Person anließ, gerade heraus: „Es dürfte sich bei den herrschenden Gesinnungen der Nation gegen Ihn wieder sehr lange damit verziehen, wie nahe es auch anfangs gewesen wäre.“ „Es wird eine Zeit kommen, sagte Er dabei Seinen Schülern, da Ihr den Menschensohn auch nur Einen Tag zu sehen wünschen, und doch nicht sehen werdet.“ Und bei einer andern Gelegenheit, als Er wahrnahm, daß man hofte, das göttliche Reich würde nun bald in vollem Glanze erscheinen, redete Er abermals so von dem Kommen dieses Reiches, daß man daraus schließen konnte, die Verwerfung Seiner Person rückte diesen Zeitpunkt wieder weit hinaus. Ein Edler, sagte Er, zog ferne in ein Land, um ein Königreich, das Ihm gehörte, in Besiz zu nehmen, und dann wieder zu kommen.“ Der Herr sollte sich also nun wieder von der Erde entfernen, und erst

bei Seiner Wiederkunft sollte Er sich als König öffentlich zeigen; und aus den Vorzeichen dieses Seines Wiederkommens sollte man seiner Zeit von neuem schließen, daß Gottes Reich nahe wäre. Als darum auch so gar nach Seiner Auferstehung, die Ihn doch als Gottes Sohn kräftig erwies, Seine Schüler die Frage an Ihn thaten, ob nun das Königreich wieder würde an Israel gebracht werden, oder ob das göttliche Reich in Seiner Person nun in vollem Glanze erscheinen würde, sagte Er abermals, und Er verzog doch Seine Verheißung nicht, wie etliche es einen Verzug achten: „Dieser Zeitpunkt wäre noch nicht da; ihnen käme es auch nicht zu, die Zeit und Stunde, wann das Reich Gottes käme, vorher zu wissen; der Vater hätte dies Seinem eignen Rathschlusse vorbehalten.“ Und Paulus schrieb noch gegen dem Ende seines Lebens an Timotheus: „Erst bei der Erscheinung des Herrn, die er sich als eine erst noch zukünftige Sache dachte, würde Sein Reich kommen, und würde Er richten die Lebendigen und die Todten.“ Und diese Erscheinung ist noch auf diese Stunde keine geschene Sache; Gottes Reich ist noch icht nicht gekommen; darum tragen wir auch noch icht diese Bitte dem himmlischen Vater unverändert so vor, wie Jesus sie damals Seinen Schülern mittheilte; wir danken nicht, daß Gottes Reich nun gekommen sei; wir bitten vielmehr noch icht, daß es kommen möge.

Und warum hat Jesus diese Bitte in das Gebet gelegt, das Er Seine Schüler lehrte?

Es gehörte von jeher mit zum Charakter eines wahren Gottesverehrsers, daß Gottes Anstalten ihm wichtig waren, daß er nach der fernern Entwicklung derselben verlangte, und sich dafür interessirte. Man wird in den heiligen Schriften kein Beispiel eines ächten Verehrers Gottes finden, dem es einerlei gegolten hätte, ob das von Gott den Menschen Verheißne bald oder noch lange nicht, oder überall nicht zur Wirklichkeit komme. Vielmehr ist es Sprache der Frömmigkeit, zu flehen: „Ach Herr, wie so lange? Ach daß du den Himmel zerrißest, und führest herab, daß dein Name kund würde deinen Feinden! Gib deinen Ruhm nicht deinen Feinden und den Götzen nicht deine Ehre! Laß kund werden, daß du, o Herr, Gott bist! Nicht uns, Herr, nicht uns, aber deinem Namen gib Ehre, um deiner Gnade und Wahrhaftigkeit willen. Warum sollen die Gottesverächter sagen: Wo ist nun ihr Gott?“ Wer also nicht gegen Gottes Anstalten völlig gleichgültig ist, fühlt sich schon, als Theilnehmer an Gottes Anstalten, als edler Eiferer für Gottes Ehre, gedrungen, Gotte in heiligen Stunden die Bitte vorzutragen: „Es komme dein verheißnes Reich! Erfülle, o Gott, alles noch Unerfüllte, was der Mund

deiner heiligen Propheten von Weltbeginn an in deinem Namen den Menschen verheißen hat!“

Aber auch Drang der Menschlichkeit sollte uns diese Bitte auf die Lippen legen. Ach wie ist des Elends, dem keine menschliche Macht, wie gern sie es auch wollte, abhelfen kann, auf Erden so viel! Unvollkommen, für manchen einzelnen Unschuldigen und Edeln drückend sind selbst die besten menschlichen Verfassungen; und wie viele Völker der Erde schmachten, ohne wahrscheinliche nahe Aussicht auf beträchtlich bessere Zeiten, unter dem harten Joch gefühlloser Tyrannen! Wie oft und an wie manchem Orte wird noch die Wahrheit von der Ungerechtigkeit unterdrückt, oder findet kein Gehör, oder darf nicht einmal reden! Wie oft wird noch das Verdienst und die Tugend, um so reiner und größer sie ist, um so unversöhnlicher gehaßt, um so inniger beneidet, um so mehr geneckt, gekränkt, verläumdert, gemishandelt und in den Staub getreten! Wie oft noch weiß sich die Lüge und das lasterhafte Einfluß, Beifall, Ehre, Glück und Triumph zu verschaffen! Und es läßt sich nicht hoffen, daß es je durch Menschen hienieden ganz oder auch nur beträchtlich werde diesfalls besser werden; es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß es im Ganzen diesfalls ungefähr immer so bleiben wird, wie es nun schon bald seit sechs Jahrtausenden auf Erden war, daß die Menschen immer ihre natürlichen Kräfte

und ihre Macht in der menschlichen Gesellschaft mehr und minder misbrauchen werden, daß der Mächtigere den Schwächern in der Leidenschaft und bei einem rohern Gefühl immer mehr und minder drücken, und dem Verdienste immer und überall der Neid, dem Zeugen der Wahrheit immer und überall der Haß, dem Unbestechlichgerechten immer und überall die Ränkesucht und Bosheit wie der Schatten dem Körper folgen wird. Wer, in dem sich Empfindungen der Menschlichkeit regen, schmachtet nicht, wann er sich dies alles lebhaft denkt, nach der bessern und kräftigern göttlichen Befestigungsanstalt, zu deren Erwartung uns göttliche Aussprüche berechtigen? Wer, der alles Wohl und Wehe der Menschheit mit empfindet, wünscht nicht, wenn ihm diese göttlichen Aussprüche von einem Reiche Gottes glaubwürdig sind, jene selige Zeit herbei, da jedes Verdienst wird anerkannt, jede Tugend wird öffentlich geehrt und herrlich belohnt werden, da die gedrückte und geplagte Menschheit ihres Daseins einmal ganz froh werden wird, da Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, Rechtschaffenheit und Redlichkeit auf Erden emporblühen, und Gerechtigkeit vom Himmel schauen wird? Wen lehrt dies nicht beten: „Vater im Himmel, mache du durch deinen Sohn alles neu! Bringe du der Menschheit eine bessere Zeit! Es komme dein Reich!“

Der Vortrag dieser Bitte setzt also freilich nach demjenigen, was wir bis dahin sagten, in dem Betenden zuvörderst Erkenntnis dessen, was die heiligen Schriften von einem göttlichen Reiche sagen, und Theilnehmung der Seele an dieser göttlichen Anstalt voraus. Wem es diesfalls an Erkenntnis fehlt, oder wer dagegen gleichgültig ist, der wird nicht herzlich beten können: „Dein Reich komme!“ Wir müssen uns demnach eine deutliche Erkenntnis von dem Zusammenhange der göttlichen Aussprüche und Anstalten, und von dem Zeitpunkte aller göttlichen Anstalten, dem Reiche Gottes, erwerben; wir müssen lernen, wie reichhaltig die Begriffe sind, die uns die heiligen Schriften von dieser segenvollen Anstalt geben, wie sehr sie die Seele erheben, wie genug sie den kühnsten Wünschen und innigsten Bedürfnissen eines edeln Menschenherzens in Ansehung des Begriffs von einer zukünftigen Seligkeit thun; dann werden gewiß wir alle, denen ein fühlendes Herz zugeschrieben werden kann, Interesse dafür bekommen. Vornehmlich der Gleichgültigkeit gegen diese Erkenntnis ist die Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand dieser Erkenntnis zuzuschreiben. Kannst du, Leser, noch nicht herzlich in die Bitte einstimmen, die Jesus hier Seine Schüler lehrt, so wird es dir wahrscheinlich an hinlänglicher Erkenntnis der Lehre der heiligen Schriften von dem Reiche Gottes noch man-
geln; erwerbe dir dieselbe, mache dir sie ganzeigen,

verwandle sie gleichsam in Saft und Blut, und ich sollte denken, schon die großen, edeln Begriffe, die dir die heiligen Schriften von dieser segensvollen göttlichen Anstalt geben, sollte dich stimmen, Gott mit Empfindung die Bitte vorzutragen: „Es komme dein Reich!“

Oder es müßte dir dann an herzlicher Theilnehmung an den Angelegenheiten der Menschheit, also an Menschlichkeit, fehlen. Denn auch dies setzt der Vortrag dieser Bitte in dem Betenden voraus. Wir müssen wahre Menschenfreunde sein; das Schicksal der Wahrheit und der Tugend muß uns nahe gehen; die Leiden, worunter die Menschheit schmachtet, müssen uns zum Mitleiden bewegen; die Misshandlungen der Unschuld, die Unterdrückungen des Verdienstes, die Verunstaltungen der Gerechtigkeit, die Eingriffe (monarchischer, aristokratischer und demokratischer) Tyrannen in die allgemeinen Rechte der Menschheit und die besondern Rechte der Völker, die Heere von Uebeln, wovon die Gründe in der irdigen Beschaffenheit unsers Körpers, in den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, in der zu ungleichen Vertheilung des Eigenthums, in dem Einflusse der Witterung und des Klimas auf die Gesundheit und den freien Gebrauch der Kräfte, in dem Uebergewichte der Bedürfnisse über die Mittel zu deren Befriedigung, in der Herrschaft der Sinnlichkeit, in der Härte der Men-

schen, in der Ungunst des Schicksals liegt, und denen keine menschliche Weisheit und Macht gewachsen ist, müssen uns jammern. Dann ruht unsre Seele gern wieder bei dem Gedanken, bei der Hoffnung und Erwartung einer göttlichen Anstalt aus, wodurch dies alles verdrängt und überschwenglich vergütet werden soll; dann blicken wir, bewegt von Gefühlen der Menschlichkeit, zu dem empor, der diese Anstalt herbeizuführen verheißt hat, und fluchen: „Es komme dein Reich!“

Die Stärke oder die Schwäche des Triebes, diese Bitte Gott vorzutragen, sei uns also auch ein Maaßstab unsrer Menschlichkeit. Sicher fehlt es uns an Menschlichkeit, wenn wir uns zu dieser Bitte nie erweckt und gedrungen fühlen; sicher regen sich in uns die schönen Triebe und Gefühle der Menschlichkeit, wenn wir diese Bitte mit Empfindung dem himmlischen Vater vortragen. Und wahrlich Er wird unsern Eifer für Seine Ehre und unsre Menschlichkeit mit Wohlgefallen bemerken und gnädig belohnen; Er wird uns mit der seligen Empfindung beglücken, daß unsre Bitte, wenn ich so sagen darf, auf Sein Vaterherz wirke; die Ueberzeugung wird sich in unsrer Seele befestigen, daß die Aussprüche der Propheten, des Herrn und Seiner Apostel nicht fluge Fabeln, sondern wahrhaftige Gottesworte seien, und daß eher Himmel und Erde vergehen, als daß diese Aussprüche unerfüllt bleiben.

ben. Und einst wann das verheißne göttliche Reich wirklich in vollem Glanze erscheint, wann der Herr sich hören läßt bis an der Welt Ende, wann Er kommt und mit Ihm Sein Lohn und vor Ihm Seine Vergeltung, wie wird es uns freuen, daß auch wir, die das Machtwort des göttlichen Königs in das Leben zurückrufen wird, einst dies göttliche Reich herbeigewünscht, und in die Bitte der Menschlichkeit und des Eifers für Gottes Ehre mit Sehnsucht und mit frohen Vorgefühlen der Hoffnung eingestimmt haben: „Es komme, o himmlischer Vater, dein Reich!“

XVI.

Dein Wille geschehe auf Erden wie im
Himmel!

Auch diese Bitte ist ein Abdruck der reinen, heiligen Seele Jesus. So wie Ihm Gott in allem, was Ihn bezeichnete und erinnerlich machte, verehrendswürdig und heilig war, und so wie Er an den Fortschritten der göttlichen Anstalten, zumal an der Erscheinung des göttlichen Reichs den innigsten Antheil nahm, so wissen wir auch von Ihm, daß Gottes Wille Ihm über alles galt, daß Er sich nur darum auf Erden glaubte, um den Willen des Vaters zu thun, daß Er darin Seine höchste Ehre und Freude setzte, daß Er immer Seinen eignen Willen dem Willen des Vaters unterwarf. Es wird uns also nicht befremden, daß Jesus, der aus eigener Erfahrung wußte, wie unaussprechlich das Thun des Willens Gottes den Menschen beseligt, auch Seine Schüler bitten lehrte: „Dein Wille, himmlischer Vater, geschehe

auf Erden wie im Himmel!“ Er lehrte sie auch hier nur Seinen eignen Sinn; Er wollte ihnen nur Seine eigne Ehrfurcht für Gottes weisen und guten Vaterwillen mittheilen.

Es fragt sich hier erstens, was wir unter dem Willen Gottes zu verstehen haben, in Ansehung dessen wir wünschen und bitten sollen, daß er geschehen möge.

Jesus bedient sich zuweilen dieses Ausdrucks, um den göttlichen Rathschluß zu bezeichnen, der über alles Geschehende waltet. So sagt Er zum Beispiele: „Kein Sperling fällt vom Himmel ohne den Willen des himmlischen Vaters.“ Dies hieß also: „In Gottes Welt ist nichts dem Zufalle überlassen; alles greift in einander ein; nichts geschieht, ohne daß Gott einen Zweck hat, warum Er es geschehen, und so wie es geschieht, geschehen läßt; Gott weiß um alles; was Menschen aus ihrem eingeschränkten Gesichtspunkte als gleichgültig und unbedeutend ansehen, wird dennoch der göttlichen Aufmerksamkeit gewürdigt; auch über jeden Sperling und dessen Schicksal, wie vielmehr über jeden Menschen, und auch die kleinste Veränderung Seiner Schicksale waltet ein göttlicher Rathschluß.“

Allein in diesem Sinne kann hier der Ausdruck: „Wille des himmlischen Vaters,“ nicht wohl genommen werden. Denn in diesem Sinne geschieht Sein Wille immer; wer kann Seinem Rathschlusse widerstehen? Wer kann vereiteln, was Er will? Wer kann hindern, was Er fördert? Unaufhörlich geschieht in diesem Sinne nichts anders, als was Gott wollte, daß es geschehe. Hier hingegen ist von einem Willen Gottes die Rede, der noch nicht überall geschieht, so wie von einem Reiche Gottes, das noch nicht gekommen ist; und eben deswegen heißt Jesus Seine Schüler Gott bitten, daß jener geschehe, und dieses komme.

Man hat also wohl unter dem Willen des Vaters hier vielmehr Sein Gesetz zu verstehen, wonach die Menschen handeln müssen, um wahrhaft und dauerhaft glücklich zu werden. Alles, was sich an dem sittlichen Gefühle als göttliches Gesetz beglaubigt, und alles, was Gott in irgend einer Zeit durch irgend eine von Ihm bevollmächtigte Person als allgemeines Gesetz, als allgemeine Willensmeinung den Menschen bekannt gemacht hat, ist, nach der ickigen Einsicht des Verfassers dieser Schrift, Wille Gottes in demjenigen Sinne, in welchem hier das Wort genommen wird — Wille Gottes, dessen Thun oder Nichtthun, wenn wir uns nicht in die philosophischen Untersuchungen von Freiheit und Nothwendigkeit versteigen, sondern die Sache

nur nach populärer menschlicher Ansicht beurtheilen wollen, in dem freien Willen des Menschen gelassen ist, in Ansehung dessen aber der Verehrer Gottes wünschen soll, daß er überall geschehen möge.

Daß auch Gott die Menschen in Ansehung dieses Seines Willens nicht immer ganz unwissend lassen könne, dies läßt sich schon aus dem Begriffe eines Vaters schließen, den Jesus bei Seiner Lehre von Gott stets zum Grunde legte. Wenn Gott der Vater der Menschen ist, so kann Er die Menschen nicht immer ohne Belehrungen lassen; der Vater der Menschen wird auch ihr Lehrer und Erzieher sein; Er wird ihnen Seinen Willen auf eine Weise, die redlichen und verständigen Menschen keinen Zweifel übrig läßt, ob es Sein Wille sei, offenbaren; die unerfahrenen Kinder können sich ja bei weitem nicht so gut rathen und führen, wie der alles übersehende, weise Vater; sie können nicht so gut wie Er wissen, was zu ihrem Besten dient; sie können sich leicht beträchtlich schaden, oder sich in Ansehung ihrer wahren Glückseligkeit sehr verspäten, oder sich völlig unglücklich machen, wann Er selbst sie nicht auf ihren wahren Nutzen und Schaden aufmerksam macht, und sie wissen läßt, was Er von ihnen zu ihrem eignen Besten verlangt.

Es ist darum auch unsrer Aufmerksamkeit würdig zu bemerken, daß die heiligen Schriften die Gott-

heit schon den Stammältern unsers Geschlechtes sich mittheilen lassen, um ihnen Seinen Willen bekannt zu machen; den Nachrichten dieser heiligen Schriften zufolge, machte die Gotttheit sie auf das, was ihnen nützlich und schädlich wäre, aufmerksam, und ließ sie glaubwürdig wissen, was sie von ihnen verlangte; auch ihren Söhnen, Kain und Abel, und den Gottesverehrern, Seth, Henoch und Noah, und in der Folge dem Patriarchen Abraham, dessen Familie, und dem aus seiner Familie abstammenden israelitischen Volke ward Gottes Wille bekannt gemacht.

Doch ist hier allerdings von einem allgemeinen göttlichen Willen die Rede, der überall geschehen soll, also auch eine allgemeine Bekanntmachung voraussetzt. Aber schon die frühern Propheten vor Jesus versicherten, Gottes Anstalten zum Besten der Menschen würden sich in der Folge über die ganze Erde ausdehnen; die israelitische Verfassung wäre nur eine vorbereitende Zwischenanstalt; auch die übrigen Völker würde Gott noch Seinen Willen wissen lassen, und in Seinen Bund aufnehmen. Auf diese allgemeine Bekanntmachung des Willens Gottes, auf diese allgemeine Erleuchtung der Nationen durch göttliche Wahrheit liegt hier ein Wink, und die Begriffe derjenigen Schüler Jesus, die sich damals noch einen zu eingeschränkten Begriff von den gött-

lichen Anstalten machten, wurden damit berichtigt und erweitert; ihr Blick sollte ins Große und Allgemeine gehen; sie sollten sich eine Zeit denken, da Gottes Wille überall würde bekannt gemacht werden und geschehen; und diese Zeit sollten sie sich als eine äußerst selige Zeit herbeiwünschen. Wirklich ward auch bald darauf von Jesus im Namen der Gottheit Seinen Aposteln der Auftrag gegeben: „Alle Nationen der Erde“ — (nicht durch Gewalt der Waffen, aber durch die Macht glaubwürdig verkündigter Wahrheit) „dem Sohne Gottes zu unterwerfen,“ oder allen Völkern durch Wort und Schrift bekannt zu machen: „Ihm sei alle Gewalt im Himmel und auf Erden von Gott gegeben, und Gott habe Ihn insbesondre das Gericht über das Menschengeschlecht vertraut; Er werde einst bei Seiner Wiederkunft als Bevollmächtigter der Gottheit den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit richten; Seine Aussprüche seien also als Gottes Aussprüche zu verehren.“ Diese Boten drangen also überall, wohin sie kamen, im Namen der Gottheit, die sie beglaubigte, auf feierliche, öffentliche Anerkennung der göttlichen Würde ihres Senders, und machten es überall Juden und Heiden als Gottes Willen bekannt: „Daß alle den Sohn ehren sollten, wie der Vater geehrt würde.“ Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser Wille Gottes auch noch denjenigen Völkern, denen bis dahin dies Evangelium noch nicht in sei-

ner ursprünglichen Reinheit und Kraft verkündigt ward, vor der Wiederkunft des Herrn werde glaubwürdig bekannt gemacht werden, damit dieser Wille Gottes wirklich überall geschehen und so dasjenige in Erfüllung gehen könne, warum Jesus Seine Schüler in den Worten bitten lehrt: „Dein Wille, himmlischer Vater, geschehe!“

Daß also Gottes Wille geschehe, sollen wir wünschen und bitten, weil es der Wille eines Vaters ist. Immer geht es einem unerfahrenen Kinde übel, wenn es den Willen seines guten Vaters nicht thut. Im Thun des Willens seines guten Vaters besteht jedes Kindes Glück und Ehre. Will es weiser als sein erfahrener weiter sehender Vater sein, und lehrt es sich nicht an sein Gebot, weil es klüger zu handeln und besser für sein Glück zu sorgen glaubt, wenn es seinen eignen Gang gehe, und seinem eignen Willen folge, so wird es stets sein Glück verfehlen, und der Achtung jedes guten und weisen Menschen verlustig werden. So ist auch das Thun des Willens des himmlischen Vaters allein wahre Menschenwürde. Dieser Wille ist der weiseste und beste. Nie werden wir uns unserm eignen, durch Vorurtheile und Leidenschaften so leicht getäuschten Verstande — nie dem Verstande irgend eines andern Menschen mit so viel Sicherheit vertrauen können, wie dem reinsten Verstande des himmlischen Vaters; Er, der unsre

ganze Natur vollkommen kennt, weiß am besten, wie wir auf dem kürzesten Wege, mit den wenigsten Hindernissen, zu der höchsten und dauerhaftesten Glückseligkeit geleitet werden können. Und wer kann es besser mit uns meinen, als der himmlische Vater? Wer kann uns weniger täuschen wollen? Ist nicht die Güte eines Vaters die reinste und höchste menschliche Güte? Und dürfen wir Gott weniger als der reinsten und höchsten Güte zutrauen, wenn nur das Bild der Vatergüte die Seinige würdig bezeichnen kann? Kann also wohl ein Mensch etwas weiseres wünschen, und eine weisere Bitte vor Gott aussprechen, als daß doch die Menschen so denken, gesinnet sein und handeln mögten, wie es dem himmlischen Vater wohlgefällt, und wie Er es verlangt?

In den heiligen Schriften ist auch eine Reihe von Beispielen aufgestellt, die uns lehren, daß eigentlich nichts anders die Menschen zu allen Zeiten unglücklich gemacht hat, als daß sie so oft den Willen Gottes ihrem eignen Willen oder dem Willen ihrer Verführer nachsetzten. Wäre zum Beispiele Gottes Wille von unsern ersten Stammältern geschehen, hätten sie sich nicht verleiten lassen, einem Verführer, der sich noch keine Verdienste um sie erworben hatte, mehr zu glauben, als dem göttlichen Lehrer, der ihr Wohltäter war, ihr Gehorsam gegen die Gottheit hätte sie der höchsten

und dauerhaftesten Glückseligkeit entgegengeführt; schon im Paradiese war Gottes Wille ewiges Leben; nur das Thun eines andern als des väterlichen Willens Gottes brachte Elend und Tod über sie und über ihre Nachkommenschaft. Auch das Volk Israel wäre jedes Segens theilhaftig geworden, wenn es sich stets an den Willen Jehovens gehalten hätte; Abweichung von demselben war es, was ihnen Verlust ihrer Freiheit und ihres schönen Landes zuzog; ihr Wohlstand blühte und ein glücklicher Erfolg krönte ihre Unternehmungen, so lange sie Jehovens Willen über alles verehrten, und genau darnach handelten; und noch jetzt würden sie das unüberwindliche Volk sein, das sie waren, so oft sie Jehoven vertrauten und gehorchten, wenn sie nicht dem Willen Jehovens entgegen gehandelt, und Seine Gesandten, zuletzt gar Seinen Sohn, ihren Retter, verworfen und gemishandelt hätten. Dagegen sehen wir an Abraham, wie sehr sich das Thun des Willens Gottes belohnt, Weil er dem göttlichen Ausspruche gehorchte, segnete ihn Gott, und segnete, die ihn segneten, und war sein Schild und sein sehr großer Lohn. Und das Beispiel Jesus selbst zeigt es uns im stärksten Lichte, wie wahr es ist, wenn gesagt wird: „Wer Gottes Willen thut, der bleibt in Ewigkeit.“ Er war dem Willen des Vaters bis zum Kreuzestode gehorsam; stets unterwarf Er demselben seinen eignen Willen, weil Er

glaubte, daß selbst Sein Wille demselben als dem noch bessern, weichen mußte. Machte Ihn dies Thun des Willens Gottes unglücklich? Freilich; aber nur eine kurze Zeit und nur nach dem Urtheile derer, die Gott nicht kannten. Wie herrlich belohnte zuletzt der Vater seinen ausharrenden Gehorsam, Sein ausharrendes Vertrauen! Durch das Leiden des Todes ward Er gekrönt mit Preis und Ehre; der Vater ließ Seiner Unschuld und Seiner standhaften Tugend volle und öffentliche Gerechtigkeit wiederfahren; Er ließ Ihn das verlorne Leben bald wieder herrlicher finden, und gab Ihn einen Namen über alle Namen. Nie anders also als äußerst gut, vollkommen gut kann es demjenigen gehen, der beim Thun des Willens Gottes bis ans Ende aushält. Abweichung von diesem Willen kann den Menschen nie zum Genuße einer so reinen innern und einer so hohen äußern Glückseligkeit führen; das Handeln hingegen nach demselben belohnt sich ohne Aufhören und in immer steigendem Maaße; ewiges Leben im eigentlichsten Sinne des Worts ist die Folge davon. Wir können also um nichts bessers und weiseres bitten, als darum, daß der Wille des himmlischen Vaters geschehen möge.

„Auf Erden wie im Himmel geschehe dein Wille:“ lehrt Jesus Seine Schüler zu Gott bitten. Die besten Ausleger verstehen dies

so: „Dein Wille werde überall im Himmel und auf Erde, also in dem ganzen Weltall, wo immer vernünftige Wesen sind, als der weiseste und beste erkannt und verehrt. Die Worte: „Auf Erden wie im Himmel“ umfaßten also nach dieser Auslegung die ganze Schöpfung. Ein großer Gedanke, würdig eines erleuchteten Verehrers Gottes! Doch kann auch Erde und Himmel hier Gegensatz sein. Die Engel des Himmels dachte man sich von jeher als gute Wesen, die Gottes Willen als den besten und weisesten erkennen, die sich von Vorurtheilen und Leidenschaften nicht verblenden und bestechen, von Verführern nicht irre führen lassen, die immer bereitwillig sind, alles zu thun, was sie als Gottes Willen erkennen, ohne dabei einige Ausnahme zu machen, oder sich einigen Widerspruch oder Aufschub dabei zu gestatten, die jede Gelegenheit, Gottes Willen zu thun, schnell benutzen, und neue Gelegenheiten dazu suchen, die im Thun dieses Willens ihre größte Freude und Ehre sehen, die ihre Kräfte vereinigen, um ihn zu erfüllen, die nie müde werden, ihn zu thun, und in der Ausübung desselben immer fertiger werden. Solche Begriffe fand vielleicht Jesus schon in der Denkensart Seiner Schüler vor, und bildete dieselben weiter zu sittlichen Zwecken aus. So könnte Er auch diese Engel des Himmels in ihrer Ehrfurcht für Gottes Willen als Muster, für die Bewohner der Erde haben

vorstellen wollen. Denn freilich der flüchtigste Blick auf das Betragen der Menschen zeigt schon, daß Gottes Wille auf Erden bei weitem noch nicht allgemein geschieht. Wie viele setzen eine falsche Ehre darin, ihrem eignen durch Lüste und Dünkel verdorbenen, und durch Irthümer und Vorurtheile gemisleiteten Willen zu folgen! Aber ob wohl die Menschen je einmal werden weiser werden? Ob die Verehrer Gottes noch Ursache haben werden, die Bitte, daß Gottes Wille auf Erden wie im Himmel geschehen möge, in ein Dankgebet zu verwandeln, daß dies wirklich geschieht, und sich der sittlichen Vervollkommenung der Menschheit zu freuen, deren außerordentliche Fortschritte sich in diesem allgemeinen Thun des Willens Gottes zeigten? Der heilige Petrus antworte hierauf! „Wir erwarten, sagt er, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit einen bleibenden Wohnsitz haben wird.“ Und Jesaias läßt uns eine Zeit erwarten, „da die Erde voll sein wird der Erkenntnis des Herrn, wie das Wasser des Meers die Erde bedeckt.“ Wenn auch die Worte: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“ — wirklich eine Bitte und nicht, was doch auch vieles für sich hat, eine Anbetung und Versicherung der Ergebung in die göttlichen Wege enthalten, so folgt schon daraus, daß Gott dasjenige thun werde, warum Sein Sohn uns bitten heißt. Und

ist es nicht Gottes Weise, Unwahrscheinliches, das jedoch Seine Macht, Weisheit und Güte verherrlicht, zur Wirklichkeit zu bringen, und Seinen Verehrern zu zeigen, daß, was bei Menschen unmöglich ist, und vielleicht von ihnen für schlechterdings unmöglich, wenigstens für unerwartbar gehalten wird, doch bei Ihm noch möglich sei? Sollte es endlich so ganz unnatürlich sein, zu denken: Wann Gottes Reich in Seiner Herrlichkeit erscheine, werde auch Gottes Wille auf Erden besser als bis dahin geschehen? Wer mit diesem Glauben die Größe Gottes preißt, betet noch einmal so freudig: „Dein Wille, Vater, geschehe auf Erden wie im Himmel!“ Und spricht auch mit Beziehung auf diese Bitte am Schlusse des Gebetes ein festes, Ueberzeugung ausdrückendes Amen. —

XVII.

Fortsetzung.

Soll diese Bitte mit Wahrheit als Ausdruck eigener Empfindungen Gott vorgetragen werden, so wird zuvörderst vorausgesetzt, daß der Betende erkenne, also aus eigener Erfahrung schon einigermaßen wisse, wie weise und wie gut der Wille des himmlischen Vaters ist, und wie herrlich sich das Thun desselben belohnt.

Diese Bemerkung giebt uns Gelegenheit, noch etwas ausführlicher zu zeigen, was der Christ mit völliger Sicherheit, sich nicht zu irren, als Gottes Willen ansehen kann.

Wer die Vorschriften des Evangeliums zu Grundsätzen seines Betragens macht, und sich an die Lehren hält, die Jesus gerade in dieser Rede als felsenfeste Wahrheit vortrug, also sich nach Seinen sittlichen Geboten bildet, und von Seinen Verheißun-

gen Anwendung macht, der darf keinen Augenblick zweifeln, ob er den Willen des himmlischen Vaters thue.

Laß, o Christ, das Licht einer bessern Denkensart vor den Menschen leuchten, sei sanftmüthig und barmherzig, leide Böses um Gutes, verzeihe dem Beleidiger, sei der wohlwollende Freund deines Feindes, sammle die Schätze für den Himmel, trachte am ersten nach Gottes Reiche und nach Seiner Gerechtigkeit, und vertraue dabei dem vögelernährenden und lilien schmückenden Gotte, sei gelinde in deinem Urtheile über andere, bitte, suche, klopfe an mit muthigem Kindersinn, thu dem andern, was du willst, daß es dir geschehe, und du thust Gottes Willen selbst. Der Sohn spricht in dieser Rede im Namen des Vaters; mit Seiner Vollmacht lehrte Er Seine Schüler und die Schaaren des um Ihn sich sammelnden Volkes, und hieß Seine Boten allen Völkern sagen, was Er ihnen gesagt hätte, und auf den Dächern predigen, was sie von Ihm in das Ohr gehört hätten; Er war der Vollmetscher der Gesinnungen Gottes gegen die Menschen, und Seiner Forderungen an die Menschen; als Thäter der Lehren Jesus sind wir also gewiß Thäter des Willens Gottes.

Wenn

Wenn wir ferner unserm sittlichen Gefühle getreu sind, und was diese Stimme Gottes im Menschen, dies in seiner Reinheit untrügliche Orakel Gottes in unserer Brust, uns bald laut, bald leise thun oder unterlassen heißt, folgsam thun oder unterlassen, so ist auch dies Gehorsam gegen Gottes Willen. Er hat uns diese Zierde der Menschheit angeschaffen; wir handeln nach Seinem Gesetze, wenn wir die Warnungen und Erweckungen unsers sittlichen Gefühls mehr bei uns gelten lassen, als die Stimme des Vorurtheils und der Leidenschaften. Als sich zum Beispiele Joseph von Arimathäa über alle Urtheile der Welt großmüthig wegsetzte und sich fest entschloß, den Gerechten, dessen Tod er nicht hindern konnte, wenigstens im Tode noch öffentlich zu ehren, so war er sicher, den Willen Gottes selbst zu thun; er hatte freilich keine unmittelbare göttliche Befehle empfangen, die sich darauf bezogen; auch war es ihm von dem Herrn selbst nicht befohlen worden, diesen muthigen Schritte zu wagen; aber sein sittliches Gefühl machte ihm diese edle Handlung zur Pflicht; und was sein sittliches Gefühl ihn thun hieß, das that er ungesäumt und mit Freuden; dies war eben so viel, als wenn er einem unmittelbaren göttlichen Befehle entsprochen hätte, und vielleicht noch mehr.

Wir thun also auch gewiß Gottes Willen, wenn wir zufällige Gelegenheiten zu guten Hand-

lungen, die uns von der göttlichen Vorsehung unvermuthet und ohne unser Mitwirken dargeboten werden, und die vielleicht selten oder gar nicht mehr wiederkommen, schleunig benützen; dies ist Gehorsam gegen die leisen Winke des himmlischen Vaters selbst, der uns auch durch Seine Vorsehung zuweisen zu erkennen giebt, was Er von uns gethan wissen will. Darum sehen wir auch Jesus so aufmerksam auf diese Winke der Vorsehung, und so schnell in Benutzung derselben; Er sah es als Willen der Gottheit an, wann sich Ihm ein Anlaß zeigte, irgend etwas Gutes zu thun, das Er auch vorher nicht die Absicht gehabt hatte zu thun. So heilte Er einst im schnellen Vorübergehen auf der Straße einen zufällig gesehenen Blinden; so entschied Er sich auf der Stelle, den von einem wilden Feigenbaume auf Ihn herabschauenden und Ihn theilnehmend betrachtenden Zachäus, den Er in einem großen Volksgedränge zufälliger Weise wahrnahm, und in dessen Seele Sein Blick sogleich las, herunter zu rufen, und sich öffentlich bei ihm zur Tafel zu bitten, ob Er gleich vermuthlich vorher nicht daran gedacht hatte; so hieß Er einmal nahe bei dem Stadthore zu Nain die Träger einer Leiche, der Er zufällig begegnete, halten, und machte den Todten wieder lebendig, als Er hörte, daß es ein einziger Sohn einer weinenden Mutter wäre; so nahm Er Einladungen zu Mahlzeiten, auch bei Uebelgesinnten oder Gleichgültigen gewöhn-

lich an, wenn keine höhere Pflicht darunter litt, weil es Ihn eine ungesuchte und vielleicht nie wiederkommende Gelegenheit war, in einem solchen Hause irgend etwas Nützliches und Treffendes zu sagen oder zu thun; in allen diesen und ähnlichen Fällen glaubte Jesus, den Willen des Vaters, der Ihn gesandt hatte, zu thun.

Wir dürfen endlich sicher sein, daß wir uns dem Willen Gottes selbst unterwerfen, wenn wir uns allem demjenigen ruhig und standhaft unterziehen, was wir wegen unsrer Treue an unserm sittlichen Gefühle und an den Lehren des Evangeliums zu leiden haben mögten. Jesus selbst ist auch hier uns Beispiel. Er sah Sein Leiden, das offenbar natürliche Folge Seiner Treue an der Wahrheit und Gerechtigkeit war, als Willen Seines Vaters an, und glaubte, daß, nachdem Er der Wahrheit beständig ein redliches Zeugnis gegeben, und stets Gerechtigkeit geübt hätte, Er nun auch alle Folgen erwarten mußte, die daraus für Ihn entstehen mögten, also auch den Haß und die Wirkungen des Hasses der Feinde des Wahren und Guten tragen und dulden mußte. Indem Er sich diesem Schicksale, das auch der Geist der Weissagung als Schicksal des verheißnen großen Retters längst vorher angekündigt hatte, freiwillig unterwarf, und es mit Vertrauen auf Gott erduldet, glaubte Er, den Willen Seines Vaters zu thun. Wenn wir also

auch der erkannten Wahrheit und dem erkannten Guten getreu sind, und uns dann gottvertrauend allem demjenigen unterziehen, was wir dafür von Uebelgesinnten zu leiden haben mögen, ohne uns deswegen zur Rachsucht oder zur Verzweiflung verleiten zu lassen, so dürfen wir vest überzeugt sein, daß wir uns dem Willen Gottes selbst mit Ehrfurcht unterwerfen.

Um nun die Bitte: „Dein Wille, himmlischer Vater, geschehe!“ — mit Wahrheit Gotte als eigne Bitte vorzutragen, muß demnach der Betende schon einigermaßen aus Erfahrung wissen, wie sehr die Befolgung der Grundsätze des Evangeliums, die Treue an seinem sittlichen Gefühle, die Benutzung jeder sich zufällig darbietenden Gelegenheit zu irgend einer guten Handlung, und das standhafte und sanfte Erdulden jedes Leidens, das Folge der Wirksamkeit im Guten und der Treue an seiner Ueberzeugung ist, den Menschen beseligt, wie weit es ihn bringt, und wie sehr es seine Kräfte veredelt und erhöht. Wer noch keine solche Erfahrungen gemacht hätte, könnte in diese Bitte nicht mit Theilnehmung einstimmen. Je mehrere solche Erfahrungen hingegen ein Mensch schon gemacht hat, um so mehr wird er als Menschenfreund wünschen, daß andre und immer mehrere Menschen durch ähnliche Erfahrungen eben so glücklich werden mögen, und als Verehrer Gottes

wird er auch Gott bitten, daß Er mitwirken möge, daß Sein Wille, den Er selbst aus Erfahrung als den weisesten und besten kennen lernte, von den Menschen immer lieber und eifriger gethan werde.

Der aufrichtige Vortrag dieser Bitte setzt aber nicht bloß in dem Betenden einige Erfahrungen der Weisheit und väterlichen Güte des Willens Gottes voraus, sondern auch eine fortdauernde Wirksamkeit, nach den Vorschriften des göttlichen Gesetzes. Er würde mit sich selbst im Widerspruch stehen, wenn er diese Bitte Gott vortrüge, und doch selbst nur zur Seltenheit den Willen des himmlischen Vaters thäte. Unstreitig führte unsern Herrn Sein eigener unermüdeter Eifer, den Willen des Vaters zu thun, auf diese Bitte. Er erkannte nicht nur die Weisheit und Güte des Willens Seines Vaters; Er hatte auch das höchste Interesse dafür, bezog alles darauf, und war in beständiger Thätigkeit für Gott. Der Wunsch und die Bitte mußte Ihm also natürlich sein, daß Sein kindlicher Sinn gegen Gott überall möge herrschend werden. Uns hingegen kann dieser Wunsch und diese Bitte nicht natürlich sein oder werden, so lange noch der Wille unsrer Leidenschaften und unsers Eigendünkels, der Wille unsrer Gönner, der Wille des herrschenden Zeitgeistes uns bei unsern Handlungen noch mehr als der Wille Gottes bestimmt, so lange noch Wochen, Monate, und Jahre verfließen, ohne daß

wir uns um Gottes Willen ernstlich bekümmern, oder demselben ein Opfer, das der Rede werth ist, bringen, und ohne daß es uns die mindeste Sorge macht, ob Gottes Wille von uns und von unsern Nebenmenschen geschieht. Freilich, wenn wir etwa für unsre Vergessenheit Gottes und Seines Willens, für unsre leichtsinnige Folgsamkeit gegen unsern eignen oder andrer Menschen unreinen Willen büßen müssen, dann kann auch diese Erfahrung die Empfindung in uns erwecken: „Dein Wille, o himmlischer Vater, geschehe! Unser Wille und der Wille andrer Menschen führt uns oft irre; deinen Willen thun, ist die größte Weisheit, und des Menschen größtes Glück.“ Soll aber diese Empfindung nicht blos vorübergehend, soll sie dauernd sein, so muß es nicht dabei bleiben, unser Thun muß dann auch mit dieser Bitte übereinstimmen. Was würden wir von einem Menschen sagen, der den Wunsch oder die Bitte Gott vortragen würde: „Daß doch die Menschen versöhnlicher, barmherziger, aufrichtiger werden mögten,“ und der doch seinen eignen Beleidigern nicht verziehe, gegen Unglückliche hart wäre, und gegen seinen Nächsten nicht aufrichtig handelte? Unstreitig würden wir sagen müssen, er widerspräche sich, und er könnte diese Bitte nicht mit Wahrheit Gott vortragen. Und eben so wenig kann derjenige, dem es die meiste Zeit völlig gleichgültig ist, ob Gottes Wille geschehe oder nicht, und der die

meiste Zeit gerade nichts weniger als Gottes Willen thut, mit Wahrheit bitten, daß Gottes Wille geschehen möge.

Wer also auch diese Bitte als Ausdruck eigener Gesinnungen Gott vortragen soll, von dem wird vorausgesetzt, daß er darunter leide, daß Gottes Wille noch nicht überall geschieht. Jede wahre Bitte setzt Bedürfnis voraus; auch diese Bitte, soll sie aufrichtig sein, muß von einem geistigen Bedürfnisse erzeugt sein. Es schmerzt den aufrichtigen Verehrer Gottes, der diese Bitte Gotte vorträgt, daß noch so viele Menschen, die mit ihm in der Nähe und Ferne auf derselben Erde leben, Gottes Willen nicht achten, und vielleicht dabei noch auf große Weisheit Anspruch machen. Sieht er Menschen, die nach Gott nichts fragen, die nur ihrem durch Vorurtheile und Leidenschaften getäuschten Willen folgen, und dadurch sich selbst und andere Menschen unglücklich machen, hört er von solchen Menschen und ihrer Gottesvergessenheit, liest er die Geschichte der Thorheiten, Verirrungen und Vergehungen der Menschen in allen Ständen und Lebensaltern, die Geschichte von Unternehmungen, die ohne Gott (*sine numine*) angefangen und vollendet wurden, die Geschichte der Greuel und Unmenschlichkeiten, die noch immer auf Erden vorgehen, und die alle nicht möglich wären, wenn Ehrfurcht für Gottes Willen in den Gemüthern der

Menschen herrschte, so jammert ihn diese Entfernung der Menschen von Gott und Seinem weisen und guten Vaterwillen; er freut sich nicht dieses Verfalls der Menschheit; sein Sinn stimmt nicht in diese Ungerechtigkeiten und Unbesonnenheiten ein; er findet keinen Geschmack daran; er betrübt sich im Gegentheil darüber, weil er weiß, wie unglücklich die Menschen sich und andre dadurch machen, wie sehr sie dadurch ihre sittliche Natur herabwürdigen, und wie bessere und seligere Menschen sie sein könnten und würden, wenn sie ihre Ehre und Freude darin setzten, Gottes Willen zu thun. Und weil nun dies sein Leiden ist, das er überall mit sich herumträgt, wie natürlich ist es, daß er sich nach einer Zeit sehnt, da die Menschen einmal weiser und besser werden, und Gottes weisen und guten Vaterwillen zum Gesetze ihres Willens machen; und da nur eine allmächtige Gottheit diese Zeit herbeiführen kann, so verwandelt sich diese Sehnsucht bei ihm in die Bitte: „Mache du, o Gott, dies möglich; bringe du dies zur Wirklichkeit! Dann wird es erst für diejenigen, die deinen Willen gerne thun, eine Wonne sein, auf Erden zu leben! Dann wird erst die Erde ein Schauplatz deiner Verherrlichung werden!“ Wem es also unter Menschen noch ganz wohl ist, die sich um Gottes Willen nicht bekümmern, wer an ihnen die Frömmigkeit gar nicht vermist, wer täglich mit Menschen umgehen, ja so gar ge-

naue Freundschaft machen kann, die bei ihren Handlungen auf Gottes Willen gar keine Rücksicht nehmen, der kann diese Bitte noch nicht mit Wahrheit Gott vortragen.

Auch widerspricht sich derjenige, der diese Bitte Gott vorträgt, und sich gleichwohl aus Neid, Eifersucht, Schadenfreude oder Eigennuß freut, wenn er andre das Gegentheil des Willens Gottes thun sieht, wenn er an ihnen Fehler wahrnimmt, oder hört, daß sie sich von einer Leidenschaft zu strafbaren Handlungen haben verleiten lassen, die sie unglücklich machen, oder daß sie unter der fortdauernden tyrannischen Herrschaft irgend einer Leidenschaft stehen.

Am unfähigsten aber, diese Bitte mit Wahrheit Gott vorzutragen, ist derjenige, der die abscheuliche Freude verworfner Geister der Hölle genießen kann, die sich mit Hohngelächter freuen, wann ein edler, nach Tugend strebender Mensch, bei seinen Bestrebungen, Gottes Willen zu thun, strauchelt, fällt, öffentlich fällt, und durch seinen öffentlichen Fall der Achtung verlustig wird, die ihm frühere Tugenden und Verdienste erworben hatten. Unsinn oder Verspottung Gottes, der seiner nicht spotten läßt, ist es, wenn ein solcher Mensch bittet: „Dein Wille, o himmlischer Vater, geschehe!“

Wir wollen diese Bitte nicht so sinnlos und geistlos, nicht mit solchen dem Inhalte derselben so widerspre-

henden Gesinnungen dem himmlischen Vater vorzutragen; wir wollen etwas Vernünftiges und gerade das dabei denken, was Jesus dabei gedacht wissen will; und uns immer mehr bestreben, unsre Gesinnungen mit derselben in Uebereinstimmung zu bringen, und den Sinn damit auszudrücken, den nach der Absicht Jesus Seine Schüler damit ausdrücken sollen. Wahrhaftigkeit ist des Menschen schönste Zierde; sie ziert vorzüglich den betenden Christen; sie giebt seinem Gebete Nachdruck, Geist und Leben; je wahrer es aus seiner Seele quillt, um so mehr Wirkung darf er sich davon versprechen.

Wir bemerken endlich noch, daß der aufrichtige Vortrag dieser Bitte, wenn sie wirklich als Bitte verstanden wird, in dem Betenden die Ueberzeugung voraussetzt, daß unter Gottes Mitwirkung, wie wenig äußre Wahrscheinlichkeit auch die Sache haben möge, wirklich noch eine Zeit kommen werde, da Gottes Wille auf Erden wie im Himmel geschehen wird. Denn eben weil er Gott Macht und Weisheit genug zutraut, um dies zu Stande zu bringen, so trägt er Ihm diese Bitte vor. Dächte er, daß daraus nie etwas werden könnte noch würde, so würde er, als vernünftiger Mensch, nie eine Bitte, die sich hierauf bezöge, der Gottheit vortragen.

Wir wollen uns also, um diese Bitte, als Ausdruck eigner, sich dazu passender Gesinnungen, dem himm-

lischen Vater vorzutragen, auch noch in der Hoffnung und Erwartung stärken, daß Gott noch eine solche Zeit herbeiführen werde, da Sein Wille wirklich überall geschehen wird. Und glauben wir, daß Gottes Reich kommen werde, warum sollten wir nicht auch glauben, dann werde Sein Wille überall geschehen und Sein Name überall als heilig verehrt werden? Hieß uns Jesus darum bitten, so ist eben dies die zuverlässigste und kräftigste Versicherung: Diese von der Sehnsucht der Frommen herbeigewünschte, selige Zeit werde noch kommen. In Seines Vaters Namen lehrte Er uns diese Bitte Gotte vortragen. Der Vater wird uns nicht umsonst darum bitten lassen; Er wird auch diese Bitte erhören.

XVIII.

Unser täglich Brod gieb uns heute!

Unter dem täglichen Brode wollte Jesus gewiß alles verstanden wissen, was der Mensch in Ansehung seines zeitlichen Unterhalts so nöthig hat wie Brod. Es ist gewiß dasselbe, was Jesus weiter unten Speise und Kleidung, was Paulus Nahrung und Decke, was Jakobus die tägliche Nahrung und des Leibes Nothdurft nennt. Und rührt es Euch nicht, daß die Weisheit des himmlischen Lehrers so menschlich ist? Wir dürfen also auch von unsern leiblichen Bedürfnissen mit dem himmlischen Vater reden; Er will ganz Vater gegen uns sein; wir dürfen gegen Ihn ganz Kinder sein; Er verschmäht es nicht, auch dem Vortrag unsrer leiblichen Bedürfnisse Sein Vaterohr zu leihen; nicht blos dann hört Er uns mit väterlicher Huld an, wenn wir Ihn bitten, daß Sein Name geheiligt werde, Sein Reich komme, und Sein Wille geschehe; Ihm ist, wie

jedem Vater, der sich zu seinem Kinde herablassen, und in seine Lage versetzen kann, auch das wichtig, was uns wichtig ist; Er liebt an uns das kindliche Zutrauen, das dem Vater alles sagen, mit ihm eben so frei über die Nahrung des Leibes als über das Reich Gottes sprechen darf.

Diese Bitte giebt uns also auch, mögte ich sagen, den Ton an, in dem wir das Gebet des Herrn Gott vortragen sollen, und in dem wir auch überhaupt mit Gott reden dürfen, wenn wir zu Ihm beten. Es soll und darf derselbe herzliche und ruhige, derselbe natürliche, unangestrengte Ton sein, in welchem ein Kind seinen Vater um Brod, um irgend etwas, dessen es bedarf, bittet; es darf keine überspannte Verfassung der Seele sein; je natürlicher, ungekünstelter und dabei herzlicher wir beten, um so besser beten wir, und um so wohlgefälliger wird der Vortrag unsers Gebetes dem himmlischen Vater sein.

Wenn übrigens unter dem täglichen Brode, wie nicht zu zweifeln ist, alles verstanden werden darf, was dem Menschen in Ansehung seines zeitlichen Unterhalts so nöthig wie Brod ist, so folgt eben daraus, daß der eine mehr, der andre weniger in diese Bitte legt, und daß die Verschiedenheit der Stände, Berufsarten und Bedürfnisse der Menschen den Umfang dessen, was Jesus das tägliche

Brod nennt, zu einer verhältnismäßigen Sache macht. Vieles kann in einem gewissen Stande eine unentbehrliche Sache sein, was in andern Ständen vielleicht noch zu den Entbehrlichkeiten gerechnet werden kann; der einzelne Mensch bedarf auch nicht so viel als ein Hausvater, auf dem die Sorge für eine zahlreiche Familie ruht; der Arme hat auch dringendere Bedürfnisse als der verhältnismäßig Reichere; eben so auch derjenige, dessen Eigenthum unsicher ist, oder dessen Mittel zu seinem zeitlichen Unterhalte sehr ungewiß und wandelbar sind, hat dringendere Bedürfnisse, als derjenige, dessen Eigenthum so gut wie völlig gesichert ist, und der sich auf die Mittel zu seinem Unterhalte mehr verlassen kann.

Bei dieser so großen Verschiedenheit der äußern Lagen der Menschen läßt es sich also nicht genau bestimmen, was jeder zu seinem täglichen Brode rechnen darf, so wenig als sich eine allgemeine Bestimmung dessen, was zum täglichen Brode gehört, festsetzen läßt, die auf jeden einzelnen genau paßte, oder die jeder einzelne als eine Regel anzusehen verpflichtet wäre, sondern man kann nur überhaupt sagen: „Das tägliche Brod faßt alles in sich, was jedem in seinem Stande unentbehrlich ist.“

Darunter können aber freilich die künstlichen Bedürfnisse der Eitelkeit oder eines leckern Gaumens nicht verstanden sein; wir können den himmlischen Vater nicht bitten, daß er uns in den Stand setze, es den Reichern, die mit uns ungefähr von demselben Stande sind, in Dingen, die zum Luxus gehören, nachzuthun, und es uns leicht mache, jedes uns durch unsre üppigen Lüste zum Bedürfnisse gewordne sinnliche Vergnügen zu genießen, jede verfeinerte Bequemlichkeit des Lebens uns eigen zu machen und jede kostspielige Liebhaberei zu befriedigen; das Wort: Brod, erinnert uns vielmehr, daß wir in diese Bitte nur wahre Bedürfnisse legen dürfen, die jeder billige Mensch als solche anerkennt.

Diese wahren Bedürfnisse dürfen wir dann aber auch mit der freimüthigsten Zuversicht in diese Bitte legen; jeder von uns darf alles dasjenige, was er in seinem Stande, nach dem Urtheile jedes billigen und menschlichen Richters, schlechterdings nicht entbehren, sich nicht versagen, nicht von sich ablehnen kann, ohne alles Bedenken von Gott bitten, indem er die Bitte ausspricht: „Unser täglich Brod gib uns heute!“ Der Gelehrte bedarf zum Beispiele außer denjenigen Dingen, deren Bedürfnis er mit andern Menschen gemein hat, unstreitig verschiedener Mittel, seine Kenntnisse in demjenigen Fache, dem er sich gewidmet hat, zu läutern

und zu erweitern, und zum Umgange mit Personen jedes Standes, auf die er wirken soll, nicht blos einer nothdürftigen, sondern einer anständigen Kleidung; dies ist für ihn kein Bedürfnis der Eitelkeit und des Luxus; es ist ihm eben so unentbehrlich, als dem Kaufmanne ein hinlänglicher Kredit, um seine Handlung zu führen. Ein jedes wahres Bedürfnis dieser Art darf zum täglichen Brode gerechnet werden.

Ueberhaupt darf diese Bitte dem himmlischen Vater nicht mit einem so ängstlichen und engherzigen Sinne, nicht mit einem so kleinmüthigen Vertrauen vorgetragen werden, als gönnte Er uns neben dem trocknen Brode nicht viel, als wäre Er ein karglicher Geber, und als wären Ihm, wie einem Geizhigen, diejenigen die liebsten, die so wenig wie möglich von Ihm verlangten; sie will vielmehr großmüthig verstanden sein; wir müssen und können, so Gott will, auch dem himmlischen Vater zutrauen, daß Er uns gerne nicht blos so viel gebe, als man schlechterdings bedarf, um nicht vor Hunger zu sterben, und vor Blöße zu verfrieren, daß Er uns auch Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens gönne, so viel wir deren bedürfen, um unsers Lebens froh zu werden.

So wenig also das tägliche Brod auf jedes Bedürfnis der Eitelkeit ausgedehnt werden darf, so wenig
darf

darf es auf die dringendsten Bedürfnisse des Lebens eingeschränkt werden. Kein guter Vater hält seine Kinder so kurz, daß er ihnen außer der nothdürftigsten Nahrung und Kleidung schlechterdings nichts geben sollte; er giebt ihnen, auch ungebeten, wie vielmehr auf ausdrückliche Bitte, außer der nothdürftigsten Nahrung und Kleidung, ohne welche sie unkommen würden, auch manches zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen; auch hier wollen wir von der Güte irdischer Väter einen Schluß auf die Güte des himmlischen Vaters machen, und denken, Er werde die Bitte um das tägliche Brod nicht in einem engen, sondern in einem weiten Sinne von uns verstanden wissen wollen, auch werde Er uns das tägliche Brod nicht so karglich zumessen, daß wir uns nur vom Hungertode damit retten können, sondern uns außer der nothdürftigsten Speise und Kleidung als ein guter Vater auch noch manches andre zukommen lassen.

Ueber den eigentlichen Sinn des Wortes, das unsere Bibelübersetzung durch täglich ausgedrückt hat, sind die Ausleger nicht derselben Meinung. Brod für den folgenden Tag, für die Zukunft, entgegengesetzt dem Brode, das man schon in der Hand hat, dürfte indessen vielleicht die richtigste Auslegung sein, so wie das Heute, das in dieser Bitte vorkommt, wohl am besten durch täglich erklärt werden

kann. Es ergäbe sich dann hieraus, daß der Sinn dieser ganzen Bitte dieser sein dürfte: „Gieb uns jeden Tag, was wir bedürfen! Laß uns nie an dem, was uns hienieden im Zeitlichen nöthig ist, Mangel leiden! Wir empfehlen dir diesfalls auch unser künftiges Schicksal, und werfen auf dich unsre Sorgen; du Vater, wirst ferner, wie bis dahin, für uns sorgen.“

Auf das Wort „Unser“ — in dieser Bitte ward auch in vorigen Zeiten bei Erklärung derselben gewöhnlich ein Nachdruck gelegt. Wir sollen, pflegte man zu bemerken, indem wir unsre eignen Bedürfnisse dem himmlischen Vater vortragen, auch der Bedürfnisse unsrer Nebenmenschen in unserm Gebete eingedenk sein; wir sind nicht die Einzigen, die des täglichen Brods bedürfen; wir haben dies Bedürfnis mit allen unsern Mitbewohnern der Erde gemein; Empfindungen, die uns peinlich oder unangenehm sind, sind es auch ihnen; und was uns wohl und leicht macht, macht es auch ihnen. Als theilnehmende Wesen sollen wir also mit ihnen gleichsam gemeine Sache machen, und ihre Bedürfnisse zugleich mit den unsrigen dem himmlischen Vater vortragen. Diese Bemerkung ist auch in der That so wahr und so schön, und verdient so sehr bei jeder Gelegenheit wiederholt zu werden, daß, wenn auch eben gerade hier dieser Nachdruck nicht von jedem gefunden werden sollte, doch immer dies mit vieler

Schicklichkeit hier bemerkt werden kann, zumal da der Trieb zu allumfassender menschlicher Fürbitte überhaupt durch den ganzen Geist der Lehre Jesus in Seinen Schülern mit entwickelt werden soll.

Eben so verhält es sich mit einer andern Bemerkung, die ebenfalls gewöhnlich hier gemacht wird. Es soll, sagt man, unser Brod sein, warum wir bitten sollen; das heißt: Es soll eignes, durch Arbeitsamkeit erworbenes Brod sein; wir müssen uns durch gemeinnützige Wirksamkeit ein Recht darauf erworben haben. Es darf also nicht durch Erpressungen, oder Ränke, nicht durch Betrug oder Theilnehmung an fremden Sünden, also auf eine ungerechte Weise erworben sein; unser Gewissen muß bei der Erwerbung desselben nicht gekränkt, und niemand dadurch auf eine unsittliche Weise beeinträchtigt worden sein. Auch soll es kein aus arbeitscheuer Trägheit erbetteltes, oder durch Niederträchtigkeit erschmeicheltes Brod sein. Wer, ohne durch widrige Schicksale verdienstlos und dürstig geworden zu sein, immer nur von fremder Güte leben und ein müßiges Brod essen will, oder sein Brod durch ein niedriges Betragen erschleicht, der kann das Brod, das er ißt, nicht als sein Brod ansehen, weil er es sich nicht durch pflichtmäßige und gemeinnützige Wirksamkeit erworben hat. Es soll endlich überhaupt kein im Müßiggange verzehrtes Brod sein, weil nur der sich nützlich beschäftigende

thätige Menschenfreund sich das Brod, das er genießt, mit Recht zueignen und als verdient ansehen kann. Auch diese Bemerkung ist so richtig, und verdient so sehr, bei jeder Gelegenheit den Menschen zu Gemüthe geführt zu werden, daß, wenn auch dieser Nachdruck nicht eben gerade hier liegen sollte, doch diese Gedanken schicklicher Weise hier angeknüpft werden können.

Wenn Jesus uns bitten lehrt: „Gieb uns, himmlischer Vater, das tägliche Brod,“ so will Er offenbar Gott als den Geber des Brodes angesehen wissen, und Seinen Schülern den Gedanken nahe legen, daß sie in Ansehung alles dessen, was ihnen zur Erhaltung ihres Lebens und zum frohen Lebensgenusse unentbehrlich ist, von einer unsichtbaren höhern Macht abhängen, und also die Erlangung desselben nicht so fast ihrer eigenen Klugheit und Geschicklichkeit, als vielmehr dieser höhern Macht zuzuschreiben haben, auch daß sie von ihr alles dasjenige erlangen können, was ihnen etwa diesfalls noch mangeln mögte. Wir sollen also in den Gaben der Natur und den Wohlthaten des Schicksals nicht etwa ein Werk des Zufalls und eines glücklichen Ungefährs, auch nicht bloß ein Werk der einmal bestehenden Ordnung der Dinge, sondern vielmehr ein Werk einer weisen und väterlichen Gottheit sehen. Doch setzte Jesus natürlich hierbei voraus, daß Seine Schüler vernünftig

genug sein, um zu denken, Gott gebe ihnen das tägliche Brod nicht ohne ihr Zuthun. Es versteht sich von selbst, daß der Mensch, um das tägliche Brod von dem himmlischen Vater zu erlangen, nicht müßig bleiben darf, sondern in einem gemeinnützigen Berufe wirksam sein, also der Landmann sein Feld zu rechter Zeit bestellen, wer einen Beruf hat, in demselben unverdrossen arbeiten, und, wem ein Amt vertraut ist, desselben warten muß. Allein wenn auch ein Mensch noch so thätig in seinem Amte und Berufe sein würde, so wäre es darum mit seiner Arbeit noch nicht gethan. Der Segen seiner Arbeit hängt von einer Menge kleiner Umstände ab, deren Lenkung nicht in seiner Gewalt steht, in Ansehung deren er also von der höhern Macht abhängt, die Jesus den himmlischen Vater nennt, und deren Weltregierung wir auch sonst die göttliche Vorsehung zu nennen pflegen. So hängt der Segen des Landmanns von Sonnenschein und Luft und Regen, und von der Fruchtbarkeit der Erde ab, welches alles nach der Lehre Jesus dem himmlischen Vater zugeschrieben werden muß. Auch giebt Gott einem Menschen das tägliche Brod, indem Er ihm die Gesundheit, die nöthigen Leibeskräfte, und den nöthigen Verstand zur Verrichtung seiner Berufsgeschäfte giebt und erhält, und dabei die äußern Umstände so leitet, daß er Nutzen aus seiner Arbeit zieht, und sich und die seinigen anständig ernähren und versorgen kann. Das heißt der Segen

Gottes in eines Menschen Berufe; wo dieser fehlt, da ruht auf aller Arbeit ein Unstern; man arbeitet und kommt doch nicht vorwärts; man bringt seine Kraft umsonst und unnützlich zu; oder man ist auch außer Stand, die erforderliche Arbeit in seinem Amte oder Berufe zu verrichten. Da sich nun dieser göttliche Segen durchaus nicht erzwingen läßt, indem wir in Ansehung desselben offenbar von den Dingen außer uns, also auch nach der Lehre Jesus von dem weisen Regierer der Dinge außer uns abhängen, der die Dinge außer uns in eine solche Verbindung unter sich, und in ein solches Verhältnis zu uns setzen kann, daß sie uns zum Vortheil oder Nachtheil gereichen, so weist uns Jesus zum Gebete an; der Kampf mit allem, was außer uns ist, mit der Natur und dem Schicksale wäre uns zu schwer; darum heißt uns Jesus im Gedränge unsrer Bedürfnisse zu dem allmächtigen und allweisen Regierer aller Dinge, mit dem wir wie mit einem Vater reden dürfen, unsre Zuflucht nehmen, und verspricht uns, daß, wenn wir gerne arbeiteten, aber entweder die nöthige Tüchtigkeit und Geschicklichkeit dazu noch nicht besitzen, oder vielleicht auch unsern Unterhalt nicht dabei finden, der himmlische Vater auf die eine oder andere Weise für uns sorgen und uns unser tägliches Brod verschaffen werde.

Bei Gelegenheit des Wortes: „Heute“ das in dieser Bitte vorkommt, und das freilich eben so viel als: „Jeden Tag“ sagen will, machen wir noch die Bemerkung, daß Jesus in der Folge Seinen Zuhörern auch sagt, sie sollten um das Schicksal des folgenden Tages nicht ängstlich bekümmert sein. Es kann also auch hier noch der Wink gegeben sein, daß der Schüler Jesus alle Ursache hat, ruhig zu sein, wenn er auch nur an dem Tage, der der heutige heißt, das nöthige bekommt, daß er also seinen Sorgen eine bestimmte Gränze setzen, und sich nicht in bange Furchten in Ansehung einer unabsehblichen Zukunft verlieren soll. Es ist eben nicht schlechterdings nothwendig, daß er eine äussere Sicherheit in der gegenwärtigen Zeit habe, daß es ihm auch in der Folge an dem nöthigen Unterhalte nie fehlen werde; auch darf er nicht schon auf viele Tage, Monate und Jahre bestimmt voraus wissen, wie es ihm und den seinigen gehen werde, und hat nicht nöthig, wenn er dies nicht weiß, immer mit ängstlicher Unruhe hin und her zu sinnern, immer nur in einer fernen Zukunft zu leben, und darüber das Gute, das er in der gegenwärtigen Zeit genießen kann, ungenossen zu lassen; er darf vielmehr denken: Der Gott, der heute mein Vater ist, wird es auch morgen und übermorgen sein; was mir zu drückend ist, das empfehle ich ihm; Er wird morgen wie heute mich hören, und morgen wie heute mächtig

genug und Vater genug sein, um mir zu geben, was mir unentbehrlich ist.

Hieraus können wir also auch noch den Schluß ziehen, daß unsers Herrn Absicht ist, daß wir uns täglich mit unserm himmlischen Vater unterhalten. Unsere tägliche Freude soll sein, uns zu Gott zu halten. Nicht etwa blos zur äußersten Seltenheit einmal wollen wir beten, oder wir wollen dann gerade in dieser Seltenheit der Erhebung der Seele zu Gott eine vielleicht nicht geringe Quelle unsers Unsegens suchen. Der himmlische Vater sieht uns gerne jeden Tag als kindliche Beter vor sich; Er wird unser nicht überdrüssig, wie jener ungerechte Richter der ihn täglich ansehenden Wittwe überdrüssig ward; jeden Tag dürfen wir unser Herz vor Ihm ausschütten, und Ihm alles sagen, was uns drückt; aller unsrer Sorgen dürfen wir uns bei Ihm entladen; und so wahr Er ein Vater der Menschen ist, und im Verborgenen sieht und hört, und weiß, was wir dürfen, ehe denn wir Ihn bitten, so wahr wird Er uns auch jeden Tag geben, was wir gerade denselben Tag bedürfen; viel gewisser wird dieses unser Gebet von Ihm erhört sein, als wir in unserm Herzen fühlen, daß wir solches bedürfen und von Ihm begehren.

XIX.

Fortsetzung.

Wir haben bereits bemerkt, daß diese Bitte des Gebetes des Herrn uns lehrt, daß wir uns auch in leiblichen Bedürfnissen an Gott als an einen guten Vater wenden dürfen. Und zwar dürfen wir, wenn es wirkliche wahre Bedürfnisse sind, dem himmlischen Vater ganz unbedingte Bitten, die sich darauf beziehen, vortragen. Wir dürfen freilich auch unsre leisen Wünsche Gotte im Gebete vortragen, und dem himmlischen Vater alles sagen, was unser kindliche Sinn uns Ihm sagen heißt. Da wir indessen sehr oft etwas wünschen, wovon wir nicht wissen, ob es uns nützlich ist, wenn wir es erlangen, oder was uns wirklich schädlich wäre, wenn wir es bekämen, so sind wir nicht berechtigt, zu erwarten, daß uns alles, was wir zu genießen oder zu besitzen wünschen, von dem himmlischen Vater gegeben werde; unsre Bitten in Ansehung

solcher Gegenstände dürfen nur bedingt sein, oder wir dürfen nur bitten: daß Gott uns unsers Wunsches gewähren möge, wofern es wirklich zu unserm Besten gereicht; und wird unser Wunsch nicht erfüllt, so dürfen wir nur denken, daß es uns nicht nützlich gewesen wäre, wenn wir das Gewünschte erlangt hätten, weil Gott es uns sonst gewiß würde gegeben haben. Allein in Ansehung derjenigen Dinge, die uns so unentbehrlich wie Brod sind, dürfen wir unbedingte Bitten an Gott thun, und unbedingte Erhörung von Gotte erwarten; auch gilt dies nicht blos von geistigen, sondern auch von leiblichen wahren Bedürfnissen; wir nehmen in dieser Bitte des Gebetes Jesus keine Einschränkung wahr; ganz unbedingt lehrt Jesus Seine Schüler um das tägliche Brod bitten, also es auch ganz unbedingt erwarten. Es kommt also in diesem Falle gar nicht mehr in die Frage, ob es uns gut und nützlich sei, wenn wir das tägliche Brod, und was uns so nöthig wie Brod ist, bekommen, oder ob es uns vielleicht nicht weit besser und nützlicher sein könnte, wenn es uns entzogen würde, sondern eben das Bedürfen selbst verbürgt es uns, daß es uns gut und nützlich sei, wenn wir es empfangen, und berechtigt uns zum unbedingten Bitten um diese Sache.

Mit unumschränkter Zuversicht wollen wir also die Erhörung unserer Bitten um unser tägliches Brod

erwarten; wir wollen nicht schwach genug sein, zu denken, es könnte vielleicht sein, daß es uns verweigert würde, und es lasse sich nicht mit völliger Gewißheit erwarten, sonderst wir wollen gerade so unbedingt darum bitten, wie Jesus uns darum bitten heißt, uns bei Gott auf die Anweisung und Aufforderung Jesus zum unbedingten Bitten um das tägliche Brod berufen, und uns überzeugen, daß, wenn kein guter Vater seinem Kinde einen Stein bietet, wenn es ihn um Brod bittet, der himmlische Vater, auf dessen Vatergüte wir von der Güte menschlicher Väter ohne Bedenken einen Schluß machen dürfen, noch unendlich viel weniger unsre Ihm mit kindlichem Vertrauen vorgetragenen Bedürfnisse unbefriedigt lassen werde.

Freilich versteht es sich hierbei, daß der Mensch nicht durch eigne Schuld die Erhöhung dieser Bitte hindern, und das Vertrauen auf diese Erhöhung schwächen darf. Dies würde aber geschehen, wenn der Mensch nicht das seinige thäte, um sich das tägliche Brod zu verschaffen, oder Thorheiten begieng, die ihm das tägliche Brod oder doch einen Theil desselben entzögen. Gott verleiht es uns nicht ohne unser Zuthun; wir müssen in einem unsern Fähigkeiten, Kräften und Geschicklichkeiten und unsrer äußern Lage angemessenen anständigen Berufe wirksam sein, und unser Bestes thun, um dadurch zum täglichen Brode zu gelangen, auch

nicht durch Unbesonnenheiten unserm Glücke selbst im Wege stehen, niemanden zwecklos und ohne Noth beleidigen, uns nicht durch Nachlässigkeiten in Erfüllung unsrer Pflichten die Achtung unsrer Nebenmenschen, oder durch ein zweideutiges, unzuverlässiges und unedles Betragen ihr Zutrauen rauben, sondern uns überhaupt so betragen, daß wir uns in Ansehung der Schmälzung des täglichen Brodes nichts vorzuwerfen haben. Dann bekommen wir auch Vertrauen auf Gott, wenn wir Ihn darum bitten; das Herz verdammt uns alsdann nicht; wir dürfen, wenn wir uns das Zeugnis geben können, daß wir das Unsrige thaten, weit eher hoffen und glauben, Gott werde thun, was wir nicht zu thun im Stande sind.

Diese Bitte lehrt uns auch, daß Gott von uns als der Geber des Brodes, also als der, von dem alles abhängt, der auf alles Einfluß hat, der in alles wirkt, und alles auf eine Weise leiten kann, daß es zu unserm Besten gereicht, und unsre Bedürfnisse befriedigt werden, also als der Herr des Schicksals, als der Herr über alle Kräfte der Natur, als der Fürsorger der ganzen Menschheit und als der unsrige insbesondere verehrt und angerufen werden soll. „Du, himmlischer Vater, sollen wir bitten, du kannst uns alles verschaffen, was uns zu unserm zeitlichen Unterhalte unentbehrlich ist.

Wandelbar ist das Schicksal, und wir können es nicht beschwören, daß es uns alles Nöthige verschaffe; wir können auch nicht auf die Natur schöpferisch wirken, von ihr nicht immer dasjenige erwarten, dessen wir zu unsrer Nahrung und Kleidung bedürfen; und auf unsre Geschicklichkeit und Klugheit können wir uns auch so wenig als auf andre, wenn auch noch so mächtige Menschen immer verlassen; aber auf dich steht unser Vertrauen; du bist ein Vater reich an Güte, und mächtig genug, uns alles Unentbehrliche zu geben."

Wir sollen uns also auch nicht beunruhigen lassen, wenn unsre äufre Lage für unsern Unterhalt nicht die günstigste ist, oder sich unvermuthet verschlimmert, wenn uns eine Stütze unsers zeitlichen Glücks genommen wird, oder eine Unternehmung uns fehlschlägt, von der wir uns Vorthail versprochen, oder sich uns eine Aussicht zu einem zeitlichen Glücke wieder bewölkt. Denn unser Vertrauen beruht nicht auf etwas, das wandelbar und vergänglich wäre, sondern auf dem ewig mächtigen, ewig weisen, ewig guten Vater im Himmel, den wir nie verlieren können, wenn wir auch außer uns noch so viele Veränderungen erleben. Haben wir Ihn zum Vater, so haben wir nie Ursache, bange zu sein; Er ist ein lebendiger Gott; Er bleibt uns, wie sich auch der Schauplatz um uns her verändern möge; jedes Machtwort Seines Mundes

kann uns Brod verschaffen, kann auch in jede andre Sache die nährende Kraft des Brodes legen, und uns und die unsrigen versorgen, wenn auch jede Hilfsquelle zu unsrer Versorgung zu versiegen scheint.

Der aufrichtige Vortrag dieser Bitte setzt also, dem bis dahin Gesagten zufolge, in dem Betenden den Glauben voraus, es sei ein Wesen vorhanden, dem die Natur und das Schicksal unterworfen sei, und das in jedem Augenblicke, und an jedem Orte zum Besten des Betenden auf die Natur und das Schicksal mit völliger Freiheit wirken könne. Wer kein solches von der Natur und dem Schicksale unterschiedenes höchstes Wesen, und keine besondere Vorsehung dieses Wesens, keine Theilnehmung desselben an den Bedürfnissen der Menschen, und keine Aufmerksamkeit desselben auf ihre Bitten glaubt, der kann diese Bitte nicht mit Wahrheit thun. Wir richten diese Bitte nicht an die Natur, nicht an das Schicksal, sondern an den himmlischen Vater, der über Natur und Schicksal herrscht; und wir tragen Ihm diese Bitte gerade dann am angelegentlichsten vor, wann Natur und Schicksal uns wenig Tröstliches verspricht oder hoffen läßt.

Glaube an den himmlischen Vater muß demnach erst in dem Herzen des Betenden vorhanden sein; Glaube, daß ein allmächtiges und liebevolles Wesen

sen sei, das dem Menschen das tägliche Brod geben könne und wolle, und daß dies allmächtige und liebevolle Wesen uns um unsrer Bitte willen das tägliche Brod jeden Tag, so wie wir desselben bedürfen, geben werde.

Wir sehen ferner, daß diese Bitte mit Einfalt, mit Ruhe, mit Vertrauen Gott vorgetragen sein will. Wie kurz und einfach ist sie, ganz im Geiste jenes Wortes Jesus: „Ihr dürfet nicht viele Worte machen. Euer himmlischer Vater weiß, was Ihr bedürfet, ehe denn ihr Ihn bittet!“ Ein ängstlicher, mit unruhigen Zweifeln befangener Sinn würde sich also zu diesem Gebete nicht schicken; wir müssen vielmehr, indem wir diese Bitte Gotte vortragen, die Erhörung derselben als etwas Ausgemachtes, als etwas, das sich von selbst versteht, annehmen, und keinen andern Gedanken diesfalls in der Seele dulden; ein frohes Vorgefühl der Erhörung muß uns dabei durchdringen. Denn was wollen und werden wir dem himmlischen Vater zutrauen, wenn wir Ihm nicht einmal so viel zutrauen, daß Er unsre Bitte um das tägliche Brod erhören werde? So wie wir demnach die Bitte aussprechen: „Unser tägliches Brod gieb uns heute!“ — so beseele uns auch die wonnenvolle Empfindung, die keinem Besorgnisse und Zweifel im Herzen Raum läßt: „Gebetet haben, heißt hier eben so viel als erhört sein! Mehr darf

ich dem himmlischen Vater nicht sagen; ich darf ganz ruhig sein; Er wird mir jeden Tag verschaffen, was ich nöthig habe; voraus darf ich es nicht wissen; zur besten Stunde wird es mir werden."

Nichts kann also auch mit dieser Bitte in größerm Widerspruche stehen, als ängstliche Nahrungsorge. Solche Sorgen schicken sich nur für Heiden, die den himmlischen Vater nicht kennen. Wer weiß, daß er bei redlichem Fleiße in seinem Berufe oder Aunte nur bitten darf, um zu empfangen, den quält keine ängstliche Nahrungsorge; er thut das seinige, und vertraut wegen des Uebrigen dem himmlischen Vater.

Wenn endlich diese Bitte mit den Gesinnungen des Betenden übereinstimmen soll, so muß derselbe genügsam sein. Wir bitten nicht um Reichthum und Ueberfluß, sondern nur um das tägliche Brod, um Nahrung und Decke, um unser verschiednes Theil Speise, wie Agur sagte, der von Gott bat: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht!“ Der Betende muß also auch damit wirklich zufrieden sein, und nicht eben reich werden wollen und damit in Versuchung und Fallstricke, und in viele thörichte und schädliche Begierden fallen, welche die Menschen ins Verderben und Verdamnis versenken, muß nicht eben gerade Schätze auf Erden sammeln wollen, die die Motten

zen und der Kost fressen, und die von Dieben nachgegraben und gestohlen werden können, sondern sich vielmehr genügen lassen, wenn er Nahrung und Kleider hat. Ein habstüchtiger Sinn verträgt sich mit der bescheidenen Bitte der Genügsamkeit um das tägliche Brod so wenig, als ein unzufriedenes Murren mit Gottes Führungen. Sei, o Mensch, auch mit Wenigem zufrieden, und für das Wenige schon dankbar, und dein Gebet um das tägliche Brod wird gewiß dem himmlischen Vater wohlgefällig sein; auch durch deine christliche Genügsamkeit wirst du größerer Segnungen des himmlischen Vaters empfänglich werden, und das ewiggeltende und mannigfaltiger Anwendung fähige Wort der Wahrheit wird sich an dir erfüllen: „Wer hat, und für das, was er hat, dankbar ist, dem wird noch mehr gegeben werden, und er wird überflüssig empfangen. Der Ungenügsame und Undankbare hingegen wird mancher Segnungen Gottes verlustig werden; und man wird ihm manches nehmen, was er mit Murren, und ohne zu danken, genoß.“

XX.

Vergieb uns unsre Schulden, wie wir
unsern Schuldigern vergeben.

Es ist wohl keinem Zweifel ausgesetzt, was Jesus unter unsern Schulden verstanden wissen wollte, da er selbst diese Worte in dem vierzehnten und funfzehnten Verse des zweiten Kapitels der Bergpredigt erklärt, indem Er dort von Fehlern redet, die der himmlische Vater denjenigen, die selbst gerne Fehlenden verzeihen, gewiß vergeben, denjenigen hingegen, die den Fehlenden nicht verzeihen, gewiß nicht vergeben werde. Und Lukas läßt in seinem Evangelium den Herrn diese Bitte mit den Worten ausdrücken: „Vergieb uns unsre Sünden.“ Schulden sind also hier eben so viel als Fehler und Sünden; wofür wir zum Ueberflusse noch eine andre Stelle der Evangelien als Beweis anführen können, in der Schuldner und Sünder als gleichgeltende Ausdrücke vorkommen. „Meinet Ihr, sagte Jesus,

daß die Galiläer, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern vermischte, vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Oder meint Ihr, daß die achtzehn, auf welche der Thurm in Siloah fiel, und erschlug sie, seien Schuldner gewesen vor allen Menschen, die in Jerusalem wohnen?" Schuldner und Sünder, und Schulden, Sünden und Fehler sind demnach hier Eins und dasselbe.

Jesus setzt also voraus, daß auch Sein Schüler und Verehrer noch Fehler und Sünden begehen könne; denn er läßt Seine Schüler in einem Gebete, daß Er sie Gotte vortragen lehrt, um Vergebung ihrer Schulden, das heißt, ihrer Fehler oder Sünden bitten.

Dies könnte anfangs befremden, wenn man bedenkt, daß Johannes und Paulus in einigen ihrer Sendschreiben das Gegentheil hievon zu behaupten scheinen. „Wer aus Gott geboren ist, sagt Johannes, der sündigt nicht, und kann nicht sündigen.“ Und Paulus sagt: „Ich bin frei von der Herrschaft der Sünde; die Gerechtigkeit, die das Gesetz fordert, wird von uns erfüllt, die wir nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste.“ Allein diese apostolische Behauptungen lassen sich mit

demjenigen, was diese Bitte des Gebetes Jesus voraussetzt, vollkommen gut vereinigen. Der Schüler Jesus, in dem der Geist Jesus wirksam ist, besitzt, als solcher, unstreitig eine Herrschaft über seine sinnliche Leidenschaften, und erreicht einen Grad sittlicher Vortreflichkeit, denn außer ihm niemand erreicht; edlere Triebe als die Triebe der Sinnlichkeit haben bei ihm das Uebergewicht; er unterscheidet sich also dadurch von allen, die noch unter der Herrschaft ihrer sinnlichen Leidenschaften stehen, und als Sklaven der Sinnlichkeit sündigen müssen. Doch ist auch ein solcher durch den Geist Jesus veredelter Mensch immer noch einzelner Fehlritte, Uebereilungen, Nachlässigkeiten, ja selbst einzelner Vergehungen fähig, ob es gleich sittlich unmöglich ist, daß diese Fehlritte, Uebereilungen, Nachlässigkeiten bei ihm herrschende böse Gewohnheiten werden, und diese einzelnen Vergehungen bei ihm in beharrliche Lasterhaftigkeit und Liebe des Lasters ausarten. Darum sagt auch Johannes in einem seiner Sendschreiben: „Er schreibe, was er den Christen schreibe, damit sie nicht sündigen; sollte aber jemand noch eine Sünde begehen, so haben wir, sagt er, einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesus Christus, den Gerechten.“ Die Lehre Jesus macht also freilich dem Befolger derselben die edelste Tugend möglich, welcher die menschliche Natur fähig ist, und fordert ihn zu keiner geringern, als zu der allervortreflichsten Tu-

gend auf; sie behauptet auch, daß der Befolger derselben wirklich aufhöre, ein Slave seiner tyrannischen sinnlichen Begierden zu sein, und daß die edelsten sittlichen Grundsätze in ihm herrschende Gesinnungen werden. Sie überspannt aber dennoch so wenig, daß sie nicht verhehlt, es können und werden dabei immer noch einzelne Missethate mitunterlaufen, die bei Gott abgebeten werden müssen.

Daß übrigens Jesus Fehler und Sünden hier Schulden nennt, führt uns auf verschiedene Gedanken, die verdienen, daß wir bei denselben verweilen.

Wir stehen, diesem Ausdrucke zufolge, für jeden Fehler und für jedes Vergehen bei Gott in einer Schuld; und diese Schuld vergrößert sich, so oft wir etwas Gutes unterlassen, oder etwas Tadelhaftes und Böses begehen.

Ueberhaupt bemerken wir bei Betrachtung der drei letzten Bitten des Gebers Jesus, daß Er Seine Schüler alle ihre Angelegenheiten mit Beziehung auf Gott ansehen lehrt. Dieser Gedanke ist um so wichtiger, je weniger er beherzigt wird. Wirklich dürfte es noch für manchen ein ganz neuer Gedanke sein, daß wir alles, was uns selbst angeht, auf Gott beziehen sollten; und dies lehrt

uns doch Jesus in den drei letzten Bitten Seines Gebetmusters. Das tägliche Brod, das durch so viele Hände geht, das wir uns durch unsere eigne Thätigkeit erwerben, und wobei eben deswegen so viele Gottes vergessen, soll als eine Gabe Gottes angesehen werden; der Christ soll nicht denken, daß er zur Erlangung des täglichen Brodes keines Gottes bedürfe, daß er Gott keine Verbindlichkeit dafür habe, auch nicht nöthig habe, Gott darum zu bitten. Auch die Fehler und Sünden, die der Mensch begeht, sollen als Schulden gegen Gott angesehen werden. Gewöhnlich denkt freilich der Mensch, daß er es nur mit sich selbst auszumachen habe, wenn er einen Fehler begeht, daß Fehler, die nicht eben gerade bürgerlichen Strafen unterworfen sind, niemanden angehen, als den, der sie begieng, und diejenigen, die allenfalls einigen Nachtheil davon haben, und daß er sich in Ansehung derselben völlig beruhigen könne, wenn er sich dieselben nach Vergütung des Schadens, den er etwa dem Nächsten damit zufügte, verzeihen könne, und verziehen habe; daher denkt er gemeiniglich gar nicht an Gott, wenn er einen Fehler begangen hat; wenn er sich auch deswegen Vorwürfe macht, und einsieht und gesteht, daß er unweise und unrecht handelte, so wird der Gedanke doch nicht leicht von ihm lebhaft und tief empfunden, daß er dadurch seine Schuld bei Gott vermehrt habe, und einer

göttlichen Verzeihung bedürfe. Jesus hingegen lehrt Seine Schüler, daß sie sich auch in Ansehung ihrer Fehler nicht außer allen Verhältnissen mit Gott denken, sondern sich für dieselben Gott verantwortlich glauben, und überzeugt sein dürfen, daß sie ohne Gott die Sache nie werden ganz vergüten können. So verhält es sich endlich auch mit der menschlichen Tugend. Der Mensch denkt gewöhnlich, er sei sich selbst zur Ausübung der Tugend genug; daß er eines göttlichen Beistandes bedürfe, um in allen Versuchungen standhaft zu bleiben, diese Wahrheit wird ihm oft aus dem Gesichte gerückt; selten wird sie in ihm lebendige Empfindung; auch in dieser Rücksicht leben viele Menschen ganz ohne Gott in der Welt, thun Gutes ohne Gott, helfen sich in Versuchungen ohne Gott, so gut oder so schlecht es ohne Gott gehen will. Jesus hingegen lehrt Seine Schüler, daß es auch in Ansehung der menschlichen Tugend weit mehr auf Gott ankomme, als man nicht denke, daß Gott zu schwere Versuchungen hindern, in Versuchungen uns stärken und mit Seinem Beistande uns unterstützen könne, wenn wir Ihn darum bitten, daß wir also ohne Gottes Hülfe in Versuchungen oft unterliegen, und es ohne Gott nicht weit in der Tugend bringen. In dieser Absicht ist es also unsrer Aufmerksamkeit werth, daß unsre Fehler und Sünden als Schulden gegen Gott vorgestellt werden; es ist nemlich eine Erinnerung an die so oft

vergeßne Wahrheit, daß wir in den genauesten Beziehungen mit Gott und eigentlich in Seinen Diensten stehen, also auch Ihm für jede Untreue an unsrer Pflicht verantwortlich sind.

Das Wort Schulden, dessen sich Jesus bedient, um unsre Fehler und Sünden zu bezeichnen, erinnert uns auch daran, daß wir Fehler und Sünden nicht als Kleinigkeiten ansehen, nicht leichtsinnig Sünden auf Sünden häufen und unter immer erneuerten Fehlern alt und grau werden sollen. Als Schulden sollen uns vielmehr unsre Fehler und Sünden drücken; es soll uns Mühe machen, daß wir nicht leisteten, was wir hätten leisten sollen und können, daß wir hinter unsrer Pflicht so weit zurückblieben; und zwar soll uns dies vornemlich darum Mühe machen, weil wir der Gottheit, die unser Wandel hätte verherrlichen sollen, noch so wenig Ehre machten; wir sollen nicht ehrlosen Schuldnern gleich sein, die mit Gleichgültigkeit Schulden auf Schulden häufen, unbekümmert, was für ein Ende einst dieser Leichtsinns nehmen werde; sondern gleich ehrliebenden und edeldenkenden Personen, denen ihre Schulden eine Last sind, die sie stets drückt, und ihnen zuweilen den Schlaf und alle Lust zum Arbeiten, und alle Freude an dem Leben raubt, sollen wir unter unsern Fehlern leiden; der Fehler bestehe in Unterlassung einer guten Handlung, oder in nachlässiger, und fal-

ter Erfüllung einer Pflicht, oder in Begehung einer tadelhaften und strafbaren Handlung, immer soll er uns innig leid thun; wir sollen so und noch mehr darüber trauern, wie, wenn wir in unsern häuslichen Angelegenheiten zurückkommen, und es uns immer schwerer wird, wieder vorwärts zu kommen.

Das Wort Schulden erinnert uns also hier auch an die Menge unserer Fehler und Sünden, weil wir sagten, daß sie uns wie Schulden drücken sollen. Kleine Schulden, die man Hoffnung hat, noch bezahlen zu können, sind noch nicht eben eine Last. Allein wenn die Summe unsrer Schulden so hoch steigt, daß wir keine Möglichkeit absehen, sie jemals zu berichtigen, und sie mit jedem Tage wächst, dann werden diese Schulden einem gutdenkenden Gemüthe eine drückende Last; sie kommen dem, der von dieser Last gedrückt ist, nie aus dem Sinn; das Andenken an seine Schulden überfällt ihn mitten unter seinen Geschäften und Erholungen, und er kann des Gedankens an dieselben nicht mehr los werden. So stehen wir gegen Gott in einer ungeheuern, mit jedem Tage sich vermehrenden Schuld, deren Größe gerade der Beste am deutlichsten erkennt und am lebhaftesten empfindet. Nur derjenige, der von noch keinem lebendigen Triebe, sich zu vervollkommen, beseelt ist, fühlt nicht, in wie großen Schulden er gegen Gott steht. Je mehr

sich hingegen ein Mensch zu verbessern strebt, und wirklich verbessert, je edler sein Begriff von Tugend wird, um so mehr Fehler und Unvollkommenheiten nimmt er an sich wahr, um so weniger thut er sich genug, um so strenger beurtheilt er sich, und um so größer kommt ihm seine Schuld gegen Gott vor; er findet, daß Gott ihm so gar seine Tugenden, und guten Handlungen, worauf er bei geringerer Selbstkenntnis, und bei einem weniger edeln Begriffe von Vollkommenheit so stolz gewesen war, verzeihen muß, daß bei weitem nicht alles gut daran ist, und daß er weit reinere Tugend üben muß, wenn Gott Ehre davon haben soll.

Indem wir endlich in dieser Bitte des Gebetes Jesus von unsern Schulden reden, gedenken wir zugleich der Fehler und Sünden, womit sich auch unsre Nebenmenschen gegen Gott verschuldeten; insbesondere schließen wir diejenigen Verschuldungen unsrer Nebenmenschen in diese Bitte mit ein, an denen wir selbst einen größern oder kleinern Antheil haben, also die Fehler und Sünden derjenigen Menschen, unter denen wir leben, mit denen wir Umgang haben, und auf die wir wirken, die Fehler und Sünden unsrer Kinder und übrigen Hausgenossen, unsrer Gesellschafter, unsrer persönlichen Freunde und Feinde, unsrer Amts- oder Berufsgenossen, unsrer Mitbürger und Landesleute, die

uns kennen, mit denen wir in gewissen Verhältnissen stehen, und denen wir ein vorleuchtendes Beispiel jeder Tugend hätten sein sollen, denen wir aber vielleicht im Gegentheil ein Hindernis der Tugend waren, in denen wir vielleicht den Trieb zur Tugend schwächten, die wir vielleicht mehr und minder verdarben, zum Bösen verleiteten, mit gewissen Sünden bekannt machten, im Leichtsinne stärkten, in Selbstgenügsamkeit einwiegten, gegen ihre Fehler und gegen höhere Tugend gleichgültig machten, vergrößerten, zur Weichlichkeit und Ueppigkeit verführten. Und wollen wir uns noch weiter ausbreiten, so können wir auch die unermesslichen und mit jedem Tage sich ungeheuer vermehrenden Verschuldungen ganzer Völker, des ganzen ehemals, ist und künftig lebenden Menschengeschlechtes in unserm Gebete umfassen, und dabei vorzüglich an die Sünden derer denken, die das meiste Gute wirken konnten, und das meiste Böse thaten, an die Sünden böser und schlechter Regenten, leichtfertiger Volkslehrer, schädlicher Schriftsteller. Heiliger Gott, welch ungeheure Schuld häuft sich bei diesem Gedanken! Kein menschlicher Geist kann die Summe derselben denken, kein Blick sie überschauen, keine Zunge sie in Worte fassen; uns schwindelt; wir erliegen; und doch kann wirklich diese ganze ungeheure Schuld in diese Bitte des Gebetes Jesus gelegt werden; weil aber die Fassungskraft der Menschen verschieden ist, so legt jeder von

dieser ungeheuern Schuld nur so viel in diese Bitte, als sein Verstand denken, sein Blick überschauen, seine Zunge aussprechen kann.

Statt der Worte: „Vergieb uns unsre Schulden!“ — hätte wohl besser und dem Bilde der Schulden gemäßer übersetzt werden können: „Erlaß uns unsre Schulden! Laß uns die Schulden nach, in denen wir gegen dich stehen!“ So wie nemlich ein Gläubiger seine Schuldner zur Rechenschaft ziehen kann, und, sind sie außer Stande, das ihnen Vertraute zurück zu geben, das Recht besitzt, mit ihnen nach der Strenge der Gesetze zu verfahren, so kann auch Gott uns wegen der Uebertretung Seiner Gesetze zur Verantwortung ziehen, und darf uns Sein Misfallen an unserm Betragen empfinden lassen. Unsre Fehler und Sünden würden uns freilich schon an sich immer unglücklicher machen; nie wird ein Mensch durch Fehler und Sünden seine Glückseligkeit dauerhaft gründen, und festsetzen können. Dies behaupten, wäre eben so viel als behaupten: Der Mensch könnte die Natur der Dinge ändern. Es ist ein Naturgesetz: Wer Unrecht säet, erndtet Jammer. Da wir aber, wie Jesus lehrt, auch noch in besondern Verhältnissen mit der Gottheit stehen, und jeder unsrer Fehler auch zugleich eine Vermehrung unsrer Schuld gegen die Gottheit ist, so haben wir außer den natürlichen Folgen

unsrer Sünden auch noch besondere Uebel zu befürchten, die Folgen dieser besondern Verhältnisse sind, und von der Gottheit unmittelbar herkommen, deren Schuldner wir sind.

Wenn wir also bitten, daß der himmlische Vater uns unsre Schulden erlasse, so bitten wir: Daß Er uns die Uebel nicht empfinden lasse, die Er als unser Gläubiger, wenn man sich so ausdrücken darf, um unsrer Schulden, das ist um unsrer Sünden und Fehler willen, über uns verhängen könnte. Nicht wir selbst sind also im Stande, diese Uebel von uns abzuhalten, oder die Wirksamkeit derselben zu hemmen; dies ist eine Sache, die von Gottes freiem Willen abhängt; so wenig ein Schuldner sich seine Schulden selbst erlassen kann, ohne den Willen seines Gläubigers zu seinen Gunsten zu bestimmen, so wenig kann ein Mensch eigenmächtig die Uebel von sich entfernen, die Folgen seiner Verschuldungen gegen Gott sind. Es kann nicht genug gesagt werden: Der Mensch steht in Verhältnissen mit seinem Schöpfer; sich außer allen Verhältnissen mit Gotte denken, ist bedauernswürdige Unwissenheit und Thorheit. Wir sind für unsre Fehler nicht bloß uns selbst, sondern auch unserm Gotte, dem himmlischen Vater verantwortlich. Von Ihm haben wir alle unsre Kräfte, unser ganzes Dasein empfangen; wir sind nicht so ganz unsre eigne Herren, daß wir thun dürften, was wir wollten, gleichviel, ob es Gotte gefällt

oder nicht; die Kräfte, die er uns gab, sind nicht so ganz unser Eigenthum, daß wir sie willkürlich anwenden dürften, ohne Ihm Rechenschaft für diese Anwendung geben zu müssen. Handeln wir unweise und unrecht, so sind wir Schuldner unsers Gottes, und können die Rechte, die Er auch in dieser Rücksicht besitzt, nicht selbst aufheben oder unkräftig machen; wir müssen Gott bitten, nicht nach der Strenge Seines Rechts mit uns zu verfahren, und nur wenn wir als demüthig Bittende vor Gott erscheinen, kann unsre Schuld uns nachgelassen, das heißt, können durch Gottes gütige Veranstellungen die Uebel von uns abgehalten werden, die Gott sonst berechtigt wäre über uns zu verhängen. Wir sehen demnach, daß der Begriff einer Schuldenerlassung oder Sündenvergebung ein sehr einfacher und faßlicher Begriff ist, so bald angenommen wird, was das Gebet des Herrn voraussetzt, daß wir mit Gotte in besondern Verhältnissen stehen, daß Er gegen uns ein Vater, ein Herr, ein Gesetzgeber, ein Richter ist. Freilich wenn wir mit Gotte in keinen solchen Verhältnissen stünden, so bedürften wir keiner Sündenvergebung in dem Sinne, den wir so eben festsetzten; wenn aber diese Verhältnisse wirklich vorhanden sind, was kann für uns unentbehrlicher sein, als Erlassung unsrer Schulden gegen Gott, was natürlicher, als die Bitte zu dem Gotte, gegen den wir in der größten Schuld stehen, daß Er

uns nicht als Schuldner behandle, daß er die Gnade habe, uns so zu behandeln, als wenn wir in keiner Schuld gegen Ihn stünden?

Wir hätten demnach unter der Vergebung der Sünden zuvörderst die Erlassung aller besondern positiven Strafübel zu verstehen, die Gott als unser Vater, Herr, Gesetzgeber und Richter um unsrer Sünden willen über uns zu verhängen berechtigt wäre.

Da indessen jeder Fehler oder jede Sünde auch ihre natürlichen übeln Folgen hat, die ohne besondere Gegenanstalten der göttlichen Vorsehung stets fortwirken, und den Sünder immer elender machen würden, da diese übeln Folgen so gar mit jedem Augenblicke unabsehblicher werden, auch der Sünder dem Heere dieser übeln Folgen immer weniger gewachsen ist, so ist es auch sehr natürlich, Gott zu bitten, daß Er Gegenanstalten gegen diese nothwendigen übeln Folgen mache, unter denen der Sünder theils schon schmachtet, theils noch in der Folge ohne Hoffnung schmachten zu müssen befürchtet. Man kann also auch unter der Sündenvergebung eine Aufhebung oder Vergütung der natürlichen übeln Folgen der Sünde verstehen; und wer die Bitte: „Vergieb uns unsere Schulden“ — dem himmlischen Vater vorträgt, kann auch den Gedanken in diese Bitte legen:

„Befreie mich von den traurigen Folgen, die ich, um meiner Fehler und Sünden willen, erfahre und noch ferner erfahren zu müssen besorge. Hebe sie auf, oder vergüte sie! Mache sie unschädlich für mich und für andre!“ So vergab auch Jesus wirklich mit göttlicher Vollmacht manchem Menschen seine Sünden, indem Er durch sein Machtwort die schlimmen Folgen derselben aufhob.

Weil aber der Mensch immer wieder neue Uebel befürchten mußte, also nie ganz ruhig sein konnte, wenn er nicht auch in Ansehung der Zukunft beruhigt würde, so gehört auch dies noch zur Vergebung der Sünden, daß der Mensch in Ansehung der schlimmen Folgen seiner Fehler und Sünden auch für die Zukunft beruhigt werde, und wir können also beim Vortrag dieser Bittet auch noch den Gedanken in unsrer Seele zur Empfindung beleben: „Benimm uns die Furcht vor künftigen übeln Folgen unsrer vorigen Sünden! Laß den süßen Frieden der Seele, laß Gemüthsruhe wieder in unsre Seele zurückkehren!“

XXI.

Fortsetzung.

Die Begriffe von Sündenvergebung, die wir mittheilten, verdienen noch ausführlicher entwickelt zu werden.

Erlassung der verdienten Strafen der Sünden ist, sagten wir, der erste Begriff, der mit diesem Worte verbunden werden muß. Bei diesem Gedanken wollen wir also zuerst noch einige Augenblicke verweilen.

Wir richten das Gebet, das Jesus Seine Schüler lehrte, an ein Wesen, das wir unsern Vater nennen, und das, da wir Ihm diesen Namen nicht eigenmächtig, sondern auf des Herrn Befehl geben, der im Namen der Gottheit Seine Lehren vortrug, mit uns wirklich in den Verhältnissen eines Vaters stehen, und uns als Kinder behandeln will, dem wir also

A

Etolz Vergpr. 2ter Th.

dieselben Gesinnungen gegen uns zutrauen dürfen, die ein guter, wachsamer Vater, der seine Kinder liebend auf seinem Herzen trägt, gegen seine Kinder hat. Wenn wir aus diesem einfachen Gesichtspunkte diese Bitte des Gebetes Jesus beurtheilen, so werden wir den so eben angegebenen Begriff von Sündenvergebung sehr natürlich finden.

Wo ist ein rechtschaffener und zärtlicher Vater, der gegen die Fehler seiner Kinder gleichgültig sein, und die ihnen gegebenen Gebote ungestraft übertreten lassen kann? Wird nicht gerade der liebendste Vater auch das wachsamste Auge auf seine Kinder haben? Wird er nicht die Fehler seiner Kinder am tiefsten empfinden? Wird nicht in seiner Familie auf die Beobachtung der väterlichen Befehle auf das genaueste gehalten werden? Wird er es seinen Kindern ungeahndet hingehen lassen, wenn sie seinen ausdrücklichen Befehlen entgegenhandeln? Wird er sie nicht für Fehler büßen lassen, die ihnen auf andre Weise nicht abzugewöhnen sind? Und der himmlische Vater sollte gegen die Fehler der Menschen gleichgültig sein können? Von Ihm sollte es sich denken lassen, daß Er die Sünden der Menschen stets ungestraft lassen werde? Mich dünkt, so bald man annimmt, daß in dem Vaternamen Gottes Wahrheit ist, daß dieser Name kein bedeutungsloses Bild, keine Vorstellungsart, der nichts Wirkliches entspricht, ist, sondern daß der:

selbe die väterlichen Gesinnungen ausdrückt, die der sich zu der Fassungskraft der Menschen herablassende Gott den Menschen wirklich zeigen und nach denen Er gegen sie handeln will, so muß auch angenommen werden, daß dieser Gott, der mit uns Menschen in dem Verhältnisse eines Vaters stehen will, an unsern Fehlern ein Misfallen habe, und uns für Unsitlichkeiten, von denen wir auf andre Weise nicht zu heilen sind, zur Strafe ziehen werde. Wer kann aber zweifeln, ob Jesus Seine Schüler habe überzeugen wollen, daß in dem Vaternamen, mit dem sie Gott anrufen dürfen, Wahrheit sei, oder daß Gott wirklich mit den Menschen in den Verhältnissen eines Vaters stehen wolle? Ist nicht die ganze Bergpredigt, und seine ganze Lehre Beweis dafür, daß Er Seinen Schülern die Ueberzeugung mittheilen wollte: Gott wolle von den Menschen nicht nur als Vater angesehen sein, sondern sie auch wie ein Vater behandeln? Ist es also nicht glaubwürdige Wahrheit, die aus der Wahrheit des Vaternamens Gottes folgt, daß Gott eben darum, weil er ein Vater der Menschen ist, und mit den Menschen wie ein Vater umgehen will, auch unsre Fehler mit Misfallen ansehen, und uns für unsre Sünden, wenn gelindere Mittel nicht anschlagen, strafen muß?

Und da Gott alles, was Er ist, in der höchsten Vollkommenheit ist, so läßt es sich nicht anders den:

ken, als daß sich sein Misfallen an den Fehlern und Sünden der Menschen auf jede einzelne Sünde, und jeden einzelnen Fehler jedes einzelnen Menschen erstrecke. Irdische Väter werden nicht jeden einzelnen Fehler ihrer Kinder gewahr; sie können nicht jede Uebertretung ihrer väterlichen Befehle entdecken; auch sind sie wohl zuweilen gegen gewisse Fehler ihrer Kinder gleichgültig, oder sehen sie nicht in ihrem wahren Lichte, finden sie minder tadelhaft, als sie sind, oder lassen auch etwa ungerügt, was gerügt werden sollte, sind aus Schwäche zu nachsichtig, und wissen sich und ihren Befehlen nicht hinlängliches Ansehen zu verschaffen. Dies alles läßt sich von dem himmlischen Vater nicht denken. Bei ihm kann keine Unwissenheit oder Täuschung in Ansehung irgend einer Sünde, keine Gleichgültigkeit gegen irgend einen Fehler der Menschen, keine Beschönigung irgend einer unsittlichen Handlung Statt finden; Er weiß um jede Sünde und sieht jede in ihrem wahren Lichte, sieht sie an für das, was sie ist, für Widerspruch des Sünders mit seinem sittlichen Gefühle, für unduldbare Unordnung in Seiner großen Familie, für ein die Glückseligkeit des Sünders zerstörendes, und mit dem Wohl des Ganzen unvereinbares Uebel, das Er nicht mit Gleichgültigkeit kann um sich greifen lassen, dem er im Gegentheil entgegenarbeiten, mit dessen beharrlicher Beibehaltung Er empfindliche Strafen verbinden muß.

Bitten wir demnach um Vergebung unsrer Schulden, und thun wir es mit dem kindlichen Sinne, mit dem das ganze Gebet Jesus Gotte vorgetragen werden soll, so denken wir zuerst dies dabei: „Schöne unser, o Vater! Strafe uns nicht, wie wir es verdienen! Laß uns deine Ungnade noch nicht empfinden! Sei uns gnädig!“ Schwerlich wird ein Christ, der sich genau an die Lehre Jesus hält, und sich also mit Gott wie ein Kind mit seinem Vater unterhält, bei dieser Bitte zuerst an etwas anders denken; dieser Sinn muß sich jedem, der in Gott einen Vater verehrt, und zu Gott wie zu einem Vater bittet, aufdringen.

Wendet Euch denn, Ihr von der Wahrheit entfernten Gemüther, von dem Gedanken nicht weg, daß Gott die Sünden straft, für die man Ihn nicht aufrichtig um Vergebung bittet. Euer eckler Geschmack kann freilich vielleicht den Gedanken kaum mehr ertragen, daß Gott auch ein Hasser und Bestrafer der Sünde ist; aber fürchtet nicht, daß dieser Gedanke, wenn Ihr ihn in Eure Seele aufnehmet, den Eindruck von Gottes Vaterliebe in Euch schwäche; gerade dieser Gedanke giebt im Gegentheile dem Begriffe von Gottes Vaterliebe Haltung; ja er fließt sogar unmittelbar aus dem Begriffe von Gottes Vaterliebe. Eben darum, weil Gott die Liebe ist, weil er ein Vater der Menschen ist, muß Ihm auch alles verhaßt sein, was

Ihn hindert, sich den Menschen in Seiner Vaterliebe zu erkennen zu geben; eben darum muß Er, wenn der Mensch sich nicht bessert, Strafen gebrauchen, um dem Menschen dasjenige abzugewöhnen, wodurch er sich selbst und seinen Nebenmenschen schadet, und den Absichten Gottes, ihn und seinen Nebenmenschen wohlzuthun, im Wege steht.

Es ist also kein willkürlich angenommener Schulbegriff, wenn wir sagen: daß der Gott, den uns Jesus als einen Vater anrufen heißt, an den Menschen, mit denen Er wie mit Kindern umgehen will, jede Sünde und jeden Fehler mit Misfallen ansieht, und, wenn der Mensch sich nicht bessert, und Gott wie ein Kind seinen Vater um Verzeihung bittet, strafen muß; sondern dieser Gedanke fließt unmittelbar aus dem Begriffe der Vaterverhältnisse, in denen Gott mit den Menschen stehen will; es ist also auch eines Menschen, der mit Gotte wie ein Kind mit seinem Vater redet, würdig, es ist an ihm natürlich und seinem Kindersinn angemessen, bei der Bitte um Vergeltung seiner Schulden an eine Erlassung der Strafen zu denken, die sonst um seiner Sünden willen auf ihn warten würden.

Allein freilich zieht die Sünde den Menschen auch außerdem noch viele natürliche oder nothwendige

schlimme Folgen zu, von denen derjenige auch befreit zu sein wünscht, der um Vergebung der Sünde bittet.

So zieht zum Beispiele die Unmäßigkeit im Genusse sinnlicher Vergnügungen auch ohne Rücksicht auf besondere göttliche Strafen dem Menschen eine Menge schlimmer Folgen zu; sie entnerst den Menschen an Leib und Seele; sie stumpft immer mehr seine Kräfte ab; sie macht den Menschen immer untauglicher zur Erfüllung seiner Pflicht; sie tödtet allmählig in ihm den Sinn für edlere, feinere, geistigere Freuden; sie verwickelt ihn in andre Laster, die sich ebenfalls wieder auf eine besondere Weise an ihm rächen; sie zerstört seinen häuslichen Wohlstand, und raubt ihm die Achtung seiner Nebenmenschen.

So macht der Geiz den Menschen untheilnehmend, hart, unbarmherzig, argwöhnisch, edler Handlungen unfähig und niederträchtig.

So verdrängt der Neid aus dem Herzen des Menschen alle Liebe, und verleitet ihn zu den schändlichsten Thaten.

Und damit wir auch der äußern schlimmen Folgen der Sünde gedenken, so hat zum Beispiele die Verläumdung unabsehbliche, und nie ganz vergütbare Folgen für den Verläumdeten, die den Verläum-

der, wann er sie einmal anschaulich erkennt, beinahe zur Verzweiflung führen können.

So begleiten oft die traurigsten Folgen eine einzige, nicht boshafte, nur leichtsinnige und unbesonnene Handlung.

So verscherzt oft oder Träge nur durch seine Trägheit sein eignes und der seinigen Glück.

Alle diese schlimmen Folgen machen denjenigen, der sie entweder an sich selbst erfährt, oder an andern anschaulich erkennt, und sich als die Ursache derselben ansehen muß, unglücklich; und doch fehlt unendlich viel daran, daß der Mensch selbst bei der aufrichtigsten und lebhaftesten Bereuung seiner Fehler und Sünden alle schlimmen Folgen derselben in sich und in andern zu vertilgen und hinlänglichen Ersatz dafür zu geben im Stande sein sollte; im Gegentheile wird der Mensch mit jedem Tage unfähiger dazu, weil seine sittliche und körperliche Schwäche, auch eine Folge der Sünde, stets überhand nimmt; unterdeß breiten sich die schlimmen Folgen seiner Fehler und Sünden immer mehr aus, vermännigfaltigen sich immer, wirken an Einem fort, und wirken immer mächtiger und in immer weitem Kreisen. Wer kann diese Wirksamkeit

aufhalten, und alles dasjenige wieder herstellen; was die Sünde in ihm selbst und in andern verdarb? Keine menschliche Macht ist diesen Uebeln gewachsen; nur zum Theil kann der Mensch vergüten, was die Sünde in ihm und durch ihn in andern verunstaltete; und was sich noch vergüten läßt, ist immer noch unendlich wenig, in Vergleichung mit demjenigen, was nie vergütet werden kann.

Es ist also sehr natürlich, wenn der unter den schlimmen Folgen seiner Fehler und Sünden leidende, von der Erkenntnis und Erfahrung derselben gedrückte und gedemüthigte Mensch auch diesfalls zu dem Vater der Menschen seine Zuflucht nimmt, und Ihn bittet, diese furchtbaren Folgen seiner Fehler und Sünden, die er freilich selbst sich zuzog, aufzuheben oder zu vergüten; und auch dies heißt um Vergebung seiner Sünden bitten. Was nemlich einmal geschehen ist, kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden; die einmal begangene Sünde bleibt begangen, und keine Reue und keine nachherige Tugend kann machen, daß sie nicht begangen worden sei. Eben so verhält es sich mit den einmal daraus entstandenen schlimmen Folgen; sie sind, als etwas einmal Geschehenes, nicht mehr zu vernichten; aber die Allmacht der Gottheit kann die Wirksamkeit dieser schlimmen Folgen hemmen, diese Folgen für die Zukunft unschädlich machen oder vertilgen, ja so

gar Gutes daraus herleiten, das ohne diese vorhergegangenen Uebel nicht möglich gewesen wäre, und das diese Uebel unendlich überwiegt; und wenn dies geschieht, so wird dem Sünder, dem diese Gnade wiederfährt, ebenfalls seine Sünde vergeben. So versicherte Jesus, wie wir bereits bemerkten, diejenigen Kranken, deren Krankheit Folge eines unordentlichen Lebens gewesen war, und die man um ihrer traurigen Umstände willen zu Ihm führte, der Vergebung ihrer Sünden, indem Er die Krankheit, die sie sich durch ihre ausschweifende Lebensart zugezogen hatten, aufhob. So kann es auch jeder von uns als Vergebung der Sünden ansehen, wenn er nicht mehr unter den schlimmen Folgen ehemaliger Thorheiten und Vergehungen leiden muß, und sie nicht mehr schädlich auf ihn und andre wirken, wann sie ihn nicht mehr an dem Gutes thun hindern, und dem Gelingen des Guten, das er bezweckt, nicht mehr im Wege stehen, wann er durch diese schlimmen Folgen so wenig mehr gehemmt und gedrückt ist, als wenn er die Fehler und Sünden nie begangen hätte, für die er ehemals so empfindlich büßen mußte.

Freilich eine Folge der Sünde, der Tod, wird hienieden nicht aufgehoben; die Rückkehr des Sünders zur Weisheit und Tugend schützt den Menschen vor diesem Uebel nicht; selbst der erleuchtetste Got-

tesverehrer muß diese bittere Folge der Sünde schmecken; aber die Allmacht Gottes kann den Tod zu einer dem Frommen ganz unschädlichen, ja so gar erwünschten Sache machen, und eine solche Vergütung ist, der Wirkung nach, eben so viel als eine gänzliche Aufhebung des Todes.

Wir rechneten endlich auch noch dies zur Vergebung der Sünden, daß der Sünder in Ansehung der natürlichen Folgen seiner Sünden für die Zukunft beruhigt werde. Die Furcht könnte sich nemlich in seinem Herzen immer noch von Zeit zu Zeit erneuern: „Vielleicht habe ich in der Folge noch für meine frühern Fehler und Sünden wieder von neuem zu leiden; sie können sich in der Folge wieder, und schrecklicher, wie noch nie, an mir rächen; die schlimmen Folgen meiner Sünden können nur aufgehoben oder vergütet scheinen, und es ist vielleicht nur Täuschung; ich werde vielleicht doch noch auch für bereute und bestmöglich vergütete Sünden büßen müssen; geheime Sünden können noch offenbar werden, und mir mannigfaltige Leiden zuziehen; was ich vergessen glaubte, kann meinen Nebenmenschen wieder in Erinnerung gebracht, und ich durch etwas, was ich schon als abgethan ansah, vielleicht wieder beschämt und gedemüthigt werden.“ Bei solchen Furchten würde der Sünder doch seines Lebens nie ganz froh werden können. Soll ihm ganz wohl

und leicht werden, und soll er Kraft bekommen, sich bestmöglich zu bessern und alles Vergütbare zu vergüten, so muß er von der Furcht befreit werden, daß die traurigen Folgen seiner bereuten, und bestmöglich vergüteten Sünden früher oder später wieder von neuem zu seinem Schrecken und zu seiner Quaal zurückkehren. Auch diese Verbannung aller Furcht aus dem Herzen des Sünders wird also auch noch mit Recht zur Vergebung der Sünden gerechnet. Der Verehrer Gottes als eines Vaters soll großmüthige Begriffe von Gottes Güte und Gnade hegen. Bitten wir Ihn um das tägliche Brod, so wollen wir denken: Er gebe es uns wie ein großmüthiger Vater, nicht kärglich, nicht so, daß es, wie Paulus sagt, aussehe, wie ein Geiz, sondern wie ein Segen. Bitten wir Ihn um Vergebung unsrer Schulden, so wollen wir das Wort nicht in einem engen, sondern in einem weiten Sinne nehmen, nicht wenig, sondern viel dabei denken. Denken wir viel dabei, und hoffen wir viel von Gott, so wird Er auch viel an uns thun; je großmüthiger wir die Bitte verstehen, um so mehr Großmuth wird Er auch an uns beweisen; selig wird derjenige werden, dem Er die Uebertretungen vergiebt, dem Er die Sünden nicht zurechnet, dessen Missethaten Er bedeckt. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, geht Seine Güte über Seine Verehrer; und so weit der Morgen vom Abend, entfernt Er ihre Uebertretungen von

ihnen; Er wirft ihre Sünden in die Tiefe des Meeres. So große Begriffe geben uns auch die heiligen Schriften von der Vergebung der Sünden; unausdenklich großmüthig stellen sie uns Gott vor. Wie sie uns Gott zeigen, so wollen wir Ihn vertrauen und zu Ihm beten, so werden wir Ihn auch erfahren, wenn wir Ihn durch unbegrenztes Zutrauen ehren.

XXII.

Fortsetzung.

Wir sollen den himmlischen Vater bitten, uns unsre Schulden zu vergeben, wie wir unsern Schuldigern vergeben.

Bei diesem Zusatze fragt es sich also erstens, wen wir als unsern Schuldiger oder Schuldner anzusehen haben, oder von wem wir selbst vor Gott sagen dürfen, daß er gegen uns in einer Schuld stehe.

Nicht überhaupt alle Fehler und Sünden unsrer Nebenmenschen sind Schulden derselben gegen uns, sondern nur diejenigen Fehler und Sünden, die er gegen uns begieng. Wenn er uns fränkte, beeinträchtigte, verläumdete, zum Bösen verleitete, in Unglück stürzte, dann ward und ist er unser Schuldner.

Da indessen Vorurtheil, Argwohn, Stolz und andre Leidenschaften uns in unserm Urtheile über das

Betragen des Nächsten irreführen können, oder auch dasjenige, was wir als eine Beleidigung ansehen, und was vielleicht wirklich eine Beleidigung ist, durch unsre eigne Schuld veranlaßt worden sein kann, so wird es nöthig sein, noch hinzuzusetzen, daß nicht eingebildete, oder durch tadelhaftes Betragen veranlaßte, sondern nur wirkliche und unverdiente Beleidigungen uns berechtigen, den Beleidiger als unsern Schuldner anzusehen.

Wir sollen also sehr vorsichtig sein, ehe wir jemanden in dem Sinne dieses Gebetes Jesus unsern Schuldner nennen. Man sieht zuweilen etwas ganz Unschuldiges oder Unabsichtliches als eine Beleidigung an, oder vergißt auch etwa, daß man sich das Unangenehme, das man erfährt, durch eigne Schuld zuzog, daß, wenn man gewisse den sittlichen Charakter im geringsten nicht herabwürdigende, und der Wahrheit und Gerechtigkeit ganz angemessene Schritte gethan, oder gewisse andre beleidigende Schritte unterlassen hätte, man auch anders würde behandelt worden sein. So oft wir demnach geneigt sind, etwas als eine Beleidigung anzusehen, wird es nöthig sein, daß wir vorher eine kühle Untersuchung anstellen, oder durch einen ruhigen und unbefangenen Freund anstellen lassen, ob die Sache wirklich so ist, wie sie uns in der ersten Empfindlichkeit vorkam, ob nicht vielleicht etwas in unsrer Seele vorhanden ist, das uns die wahre Beschaf-

fenheit der Sache entstellt, oder ob nicht von unsrer Seite etwas geschah, wodurch das Betragen des Nächsten gegen uns gerechtfertigt, oder doch entschuldigt werden kann. Denn wir begehen eine Ungerechtigkeit, wenn wir jemanden in dem Sinne des Gebetes Jesus unsern Schuldner nennen, der es nicht ist, oder auch nur die Schuld des Nächsten gegen uns größer machen, als sie ist; und thun wir dieses so gar in unserm Gebete, so kann dasselbe gewiß nicht Gott wohlgefällig sein, und wir erwarten vergeblich diejenigen Gnaden von Gott, die wir zu empfangen wünschen.

Wir haben übrigens nicht unrecht, wenn wir unter unsern Schuldnern auch unsre eigentlichen Schuldner verstehen, die außer Stand gesetzt sind, uns zu bezahlen, und uns um Geduld und Nachsicht, oder um Erlassung ihrer Schuld oder eines Theils ihrer Schuld bitten. Und zwar darf dies nicht blos von unglücklichen Schuldnern verstanden werden, die ohne ihre Schuld in solche Umstände gerathen sind, daß sie ihre Gläubiger nicht befriedigen können, und von denen man nicht eigentlich sagen kann, daß sie sich Fehler gegen ihre Gläubiger zu Schulden kommen ließen, weil blos ihr widriges Schicksal sie hindert, sich ihrer Verbindlichkeiten zu entledigen; sondern es ist allerdings christlich, hier auch an solche Schuldner zu denken, die uns wohl noch hätten befriedigen können,

nen,

nen, oder noch befriedigen könnten, wenn sie das ihrige besser zu Rathe gehalten hätten oder noch zu Rathe hielten, oder wenn sie ehrlicher gegen uns gehandelt hätten oder noch handelten, denen wir also wirklich etwas zu verzeihen haben, weil sie gegen uns nicht ganz untadelhaft handelten. Denn die Schulden, von denen dieser Zusatz der fünften Bitte des Gebetes Jesus redet, sollen ja nach dem Sinn dieses Gebetes, und dem zufolge, was Jesus unmittelbar hernach zur nähern Bestimmung und Befräftigung der fünften Bitte dieses Gebetes hinzusetzt, Fehler sein, die verziehen werden müssen, also wirklich einer Verzeihung bedürfen; es ist uns also nicht erlaubt, diejenigen Schuldner auszuschließen, die sich durch ihren Leichtsinn oder durch ihre Unredlichkeit an uns versündigten; sondern auch sie gehören, wie jeder andre Beleidiger, unter die Personen, deren Jesus hier gedenkt.

Es muß also nun zweitens gezeigt werden, wiefern wir sagen dürfen: Daß wir unsern Schuldnern vergeben. Seinen Schuldnern vergeben, heißt gewiß eben so viel, als: Sie so behandeln, wie wir wünschen, daß Gott uns behandle, und so gegen sie gesinnt sein, wie wir wünschen, daß Gott gegen uns gesinnet sei.

Und wie wünschen wir wohl, daß Gott uns handle und gegen uns gesinnet sei? Unstreitig wünschen wir, daß Gott, gegen den wir in der größten Schuld stehen, uns so handle und so gegen uns gesinnet sei, als stünden wir in keiner Schuld gegen Ihn. Wir vergeben also unsern Schuldnern, wenn wir sie so behandeln, und so gegen sie gesinnt sind, als wenn sie in keiner Schuld gegen uns stünden, oder uns nie beleidigt hätten.

Zwar ist dies nicht so zu verstehen, daß es uns nicht erlaubt sein sollte, unsern Beleidigern Böses mit Gutem zu vergelten, ihnen gerade dafür, daß sie uns kränkten und beeinträchtigten, wohlzuthun; in diesem Sinne dürfen wir allerdings unsre Beleidiger von denjenigen unterscheiden, die uns nie beleidigt haben; wir dürfen sie in den Äußerungen unsrer Güte und Liebe auszeichnen, und für sie eben deswegen, weil sie unsre Beleidiger waren und sind, etwas mehr thun, als wir für andre nicht leicht thun würden. Allein da diese Art zu handeln, so wenig als der ächte Glaube zur Zeit noch jedermanns Ding sein dürfte, so wird es vielleicht überflüssig gewesen sein, diesem Misverstände vorzubiegen, und wir dürfen wohl mit Rücksicht auf die gewöhnlichere Handelsart der Menschen sagen, daß derjenige seinem Schuldner vergiebt, der seinen Beleidiger so behandelt, und so gegen ihn gesinnt ist, wie, wenn er von ihm nicht wäre beleidigt worden;

Denn dies heißt nur: Anders handeln und gestunt sein, als es sonst durchgängig von den Menschen zu geschehen pflegt, die nur ihren sinnlichen Leidenschaften folgen und die edlere, großmüthigere Denkens- und Handlungsart ächter Christen nicht kennen.

Wer also seinem Schuldner vergiebt, von dem ist zu erwarten, daß er keine Rache an seinem Beleidiger übe, oder ihm nicht Böses mit Bösem vergelte, und ihn zu seinem Nachtheil fühlen lasse, daß er sein Beleidiger war.

Es ist von ihm zu erwarten, daß er ihm seine Beleidigungen nicht unedelmüthig vorwerfe, sie nicht auf irgend eine Weise verewige, mit andern nicht mehr davon auf eine grämliche Weise, mit immer erneuerter Empfindlichkeit, als von Beleidigungen, spreche.

Es läßt sich von ihm erwarten, daß er jede Gelegenheit, ihm einen Dienst zu erweisen, und sein Leben angenehmer zu machen, mit Freuden benutze, und ihn nicht bei einer solchen Gelegenheit ungroßmüthig fühlen lasse, daß er gegen ihn in einer Schuld stehe.

Es läßt sich endlich von ihm erwarten, daß er auch im Herzen keinen Groll gegen ihn unterhalte, ihm

vielmehr von ganzem Herzen wohlwolle, seiner Tugenden, seiner Verdienste und seines Glücks sich neidlos freue, mit Liebe an ihn denke, und fähig sei, mit Aufrichtigkeit und Herzlichkeit für ihn zu beten.

Bei wem sich dies alles beisammen findet, von dem kann man mit Wahrheit sagen: Er vergebe seinen Schuldnern, oder Beleidigern, so wie er selbst wünsche, bei Gott Vergebung zu finden.

Und wendet man die Sache auf eigentliche Schuldner an, wie denn allerdings auch an sie hier gedacht werden kann und soll, so ist unter Vergebung eine eigentliche Schuldenerlassung, oder überhaupt ein gültiges, billiges, edles und großmüthiges Betragen gegen sie zu verstehen. So lautet auch wirklich diese Bitte eigentlich. „Erlasse uns unsre Schulden,“ lehrt Jesus uns bitten, „so wie wir selbst unsern Schuldnern die ihrigen erlassen!“

Jesus erinnert uns also hier auch noch, mit unsern eigentlichen Schuldnern menschlich umzugehen, unsre Gewalt über sie nicht zu misbrauchen, mit ihnen billige Geduld zu tragen, sie nicht, wenn sie ihre Pflicht gegen uns zu erfüllen unvermögend sind, auf das Aeußerste zu treiben und unglücklich zu machen, sondern ihnen Nachsicht angedeihen zu lassen. Sie insbesondere sollen wir genau so behandeln, wie wir

wünschen mögen, selbst von Gott behandelt zu sein. Da nun wir selbst vernünftiger Weise nicht wünschen können, daß Gott nach der Strenge mit uns verfare, so sollen auch wir nicht nach der Strenge mit unsern Schuldnern verfahren.

Wir dürfen freilich alles, was die Billigkeit und Menschlichkeit erlaubt, versuchen, um zu demjenigen zu gelangen, was wir von unsern Schuldnern fordern können, und worauf wir auch rechnen mußten, um unsern Verbindlichkeiten ein Genüge zu leisten, dürfen auch allenfalls ernstere, strengere Maassregeln gegen uneheliche, saumselige, nachlässige, unordentlich lebende Schuldner, die durch Nachsicht nur verwöhnt werden und Geduld nur misbrauchen, vornehmen; wir dürfen sie mit reichem Ernst erinnern, ihre Schuldigkeit gegen uns zu beobachten, dürfen sie, wenn die sanftesten Erinnerungen nicht fruchteten, die Folgen ihrer Nachlässigkeit zu ihrem eignen Besten einigermaßen empfinden lassen, doch nie so, daß sie und die ihrigen völlig unglücklich werden; wir dürfen ihnen auch, wenn sie noch mehreres von uns verlangen, und voraus zu sehen ist, daß sie nicht damit umgehen können, oder daß ihnen nicht damit geholfen würde, oder daß sie nur in ihrem Leichtsinn und in ihrer Nachlässigkeit dadurch gestärkt würden, das Verlangte verweigern. Alles, was billig ist, ist auch menschlich, und was menschlich ist, ist auch christlich.

Nur darf natürlicher Weise kein Harter und Gefziger, in Ansehung dessen, was die Billigkeit erlaube, Richter sein. Und unnachsichtliche Strenge ist gewiß nicht Billigkeit, Menschlichkeit und Christensinn; niemand wird sich auch eine solche Behandlung von Gott wünschen.

In der That ist vielleicht kein sicherer Maassstab des christlichen Sinns eines Menschen, als seine Behandlung der Schuldner. Wer gegen Schuldner nur strenggerecht, also ohne Nachsicht, ohne Mitgefühl mit ihren Verlegenheiten, ohne Schonung ihrer vielleicht sehr traurigen Lage, ohne Großmuth ist, dem darf wahrlich wenig Christensinn zugestrandet werden. Deswegen ist es auch wichtig, daß man hier auch an wirkliche Schuldner denke, und Güte und Großmuth gegen wirkliche Schuldner hier nicht ausschliesse, indem man Gott sagt, daß man seinen Schuldnern vergebe.

Die Verbindung der Bitte um Vergebung unsrer Schulden mit dem Zusaze, den wir so eben betrachteten, verdient endlich noch unsre Aufmerksamkeit. Jesus hätte Seinen Zuhörern diese Bitte, so wie die übrigen dieses Gebetes, ohne allen Zusatz vortragen können. Er hatte also gewiß Seine weisen und wichtigen Gründe, warum Er diesen Zusatz mit dieser Bitte verband.

Dieser Zusatz sollte nemlich für Seine Schüler ein Maassstab dessen sein, was sie sich von Gott in Ansehung der Bitte um Vergebung ihrer Schulden versprechen dürften. Ihre eignen Gesinnungen und ihr eignes Betragen gegen Personen, die gegen sie in irgend einer größern oder kleinern Schuld stünden, sollte nemlich für sie ein untrügliches Kennzeichen sein, ob und wie fern sie der Erhörung ihrer Bitte um Vergebung ihrer Schulden gewiß sein dürften. Jesus versichert ihnen: Wenn sie selbst zum Vergeben der ihnen zugefügten Beleidigungen und zur Güte gegen ihre Schuldner geneigt sein, so dürfen sie glauben, daß es auch mit der Erlassung ihrer Schulden bei Gott, mit der Vergebung ihrer Sünden seine Richtigkeit habe. So lange hingegen sie selbst, versichert Er ihnen, mit denjenigen, die gegen sie in einer Schuld stehen, nach der Strenge ihrer Rechte verfahren, so lange können sie auch nichts anders denken, als daß Gott auch mit ihnen nach der ganzen Strenge Seiner Rechte verfahren werde. Müssen wir nicht hier Seine Weisheit und die Erhabenheit Seiner Lehre bewundern? Wie väterlich stellt Er uns den himmlischen Vater vor, indem Er uns sagt: Er sei zu lauter Huld und Gnade gegen uns geneigt; wir dürfen nur mit kindlichem Vertrauen bitten, um von Ihm Vergebung aller unsrer Fehler und Sünden zu empfangen, ja Er wolle es gewissermaßen von uns selbst abhängen lassen, wie viel Huld und

Gnade wir haben wollen, indem unsre Großmuth gegen Schuldner und Beleidiger stets der Maßstab der Seinigen in Rücksicht auf uns sein solle. Wie leicht macht Er es also dem Menschen, der Vergebung seiner Sünden gewiß zu werden! Kann er mit Wahrheit zu Gott sagen: Er verzeihe, so wie er wünsche, daß Gott ihm verzeihe, und erlasse, so wie er wünsche, daß Gott ihm erlasse, so ist er eben damit auch der Vergebung seiner eignen Sünden gewiß; seine eigne Güte und Großmuth läßt ihn auch an Gottes Güte und Großmuth leicht glauben; es ist ihm bei solchen Gefinnungen unmöglich, an Gottes Gnade zu zweifeln. Der Mensch darf also nur selbst gütig sein, und der Glaube an Gottes Güte wird aus seiner eignen Güte hervorgehen; ja der Mensch bekommt immer größere, weitere, reinere Begriffe von Gottes Güte, je mehr er selbst an Güte und Großmuth wächst, also je mehr er sich selbst darin übt. Kann er hingegen selbst nicht gut einem andern verzeihen, der etwas gegen ihn versieht, ihm einigen Schaden zufügt, oder seiner Ehre ein wenig zu nahe tritt, und kostet es ihn noch zu viel, jemanden eine Schuld zu erlassen und eine beträchtliche Großmuth gegen jemanden auszuüben, so kann er auch nicht an Gottes Großmuth glauben; die göttlichen Aussprüche von Gottes gränzenloser Erbarmung gegen zurückkommende Sünder wirken nicht auf sein Herz, und überzeugen ihn nicht, so

lange er selbst nicht auch an jedem Großmuth übt,
der seiner Großmuth bedarf.

Durch diesen Zusatz wollte zugleich Jesus gewiß
Seine Schüler zur Güte und Großmuth gegen
ihre Schuldner und Beleidiger verpflichten. Denn
indem wir den himmlischen Vater bitten, uns die
ungeheure Schuld, in der wir gegen Ihn stehen,
zu erlassen, und uns nicht nach unsrer Schuld,
sondern nach Seiner Großmuth zu behandeln, er-
kennen wir zugleich an, daß es die größte Unschick-
lichkeit wäre, wenn wir, die wir der göttlichen
Gnade so sehr bedürfen, zwar von Gott verlang-
ten, daß Er in Ansehung unsrer nicht der Strenge
Seiner Gesetze, sondern Seiner Güte und Groß-
muth den Lauf lassen mögte, aber dabei selbst nach
der Strenge unsers Rechtes gegen diejenigen ver-
föhren, die gegen uns in einer Schuld stünden.
Freilich muß es uns immer etwas kosten, einem
Beleidiger, der uns empfindlich kränkt und beein-
trächtigt, zu verzeihen, oder auf einen beträchtli-
chen Theil unsers Eigenthums, einem andern zu
gut, der vielleicht nicht einmal den Werth dieses
Opfers beurtheilen kann, oder schätzt, Verzicht
zu thun. Den Seligen und Allgenugsamen hin-
gegen, dem kein Geschöpf schaden, und der durch
keine Verleumdung Seiner Größe und Güte etwas
verlieren kann, kostet es nichts, und kann es nichts
kosten, jemanden zu verzeihen. Dagegen ist es

aber auch gewiß, daß die Schuld, in der irgend einer unsrer Nebenmenschen gegen uns stehen mag, in keine Betrachtung kommt, wenn sie mit derjenigen verglichen wird, in der wir selbst gegen Gott stehen. Jene, wie groß sie sei, hat immer ihre Gränzen; diese ist schlechterdings unendlich. Wir müssen alle sagen: „Herr, wenn du mit uns rechnen wolltest, wer könnte vor dir bestehen?“ Dies bekennet der Christ, indem er Gott die Bitte vorträgt: „Vergieb uns unsre Schulden, so wie wir unsern Schuldigern vergeben!“ Er bedenkt auch, daß er dem himmlischen Vater die Huld und Gnade, deren er bedarf, und um die er bittet, nicht anders als damit verdanken kann; sein fühlendes Herz weiß die Wohlthat der Vergabung seiner Sünden, und die Gewißheit der Erhörung einer hierauf sich beziehenden kindlichen Bitte nach ihrem Werthe zu schätzen; er will gern etwas thun, das seine Dankbarkeit ausdrückt, wenn ihn Gott dieser Gnade gewährt; und er weiß nichts, das der Wohlthat, um die er bittet, angemessener ist, als ein edles, großmüthiges Betragen gegen Menschen, die seine Schuldner oder Beleidiger sind! Er will auch gegen sie handeln, wie er wünscht, daß Gott gegen ihn handle; er will Gottes großmüthigen Sinn in seinem kleinen Kreise nachahmen, ihn auch durch sein Beispiel andern Menschen kenntlich und glaubwürdig machen, und barmherzig werden

und sein, so wie sein himmlischer Vater barmherzig ist.

Der betende Christ macht sich dazu so gar durch ein ausdrückliches Versprechen verbindlich, indem er Gott bittet, daß Er ihm seine Schulden, so wie er seinen Schuldigern, vergebe. Denn es ist eben so viel, als ob er betete: „Behandle du uns, wie wir unsern fehlenden Nächsten behandeln! Miß uns mit dem Maasse, mit dem wir ihm messen! Wenn wir dem Beleidiger nicht verzeihen, so verzeihe uns auch nicht! Wenn wir den Schuldner drücken und hart behandeln, so laß auch uns die Schuld, in der wir gegen dich stehen, drückend empfinden!“ Wir bitten nemlich: „Vergieb uns, so wie wir selbst vergeben!“ Dies heißt also: „Vergieb uns in dem selben Maasse, wie wir vergeben! Können wir alles vergeben, so vergieb uns auch alles! Können wir ganz vergeben, so vergieb uns auch ganz! Vergeben wir aber nicht alles und nicht ganz, so vergieb auch uns nicht ganz und nicht alles!“

Wir fühlen dem zufolge bei dieser Bitte vielleicht lebhafter als bei keiner der vorhergehenden Bitten des Gebetes Jesus, wie viel auf die Gesinnungen ankommt, mit denen diese Bitte Gotte vorgetragen wird, und werden an den

Ausspruch Jakobus erinnert: „Es wird ein unbarmherziges Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat; die Barmherzigkeit hingegen und die Großmuth entwasnet den großmüthigen Richter.“

XXIII.

Fortsetzung.

Wenn diese Bitte dem himmlischen Vater mit Wahrheit vorgetragen werden soll, so muß sich der Betende zuvörderst als einen Schuldner Gottes anerkennen, oder es tief empfinden, daß Gott ihm etwas zu verzeihen habe. Derjenige also könnte sie Gotte nicht mit Wahrheit vortragen, der seinem Schöpfer die Schuld beimäße, daß er nicht ein besserer Mensch wäre, und trugend sagte: „Ich bin, wie ich bin, und kann nicht dafür, daß ich nicht tugendhafter bin, als ich bin; mit einem solchen Temperamente kam ich auf die Welt; in solche Umstände kam ich ohne mein Zuthun und ohne meinen Willen; mit solchen in meiner Lage unwiderstehlichen Versuchungen war ich umringt; frage den Gott, der mir dies Temperament gab, mich in diese Umstände setzte, und mit diesen Versuchungen umringte, warum Er nicht wollte, daß ich vollkommener würde.“ Denn ein solcher würde seine Schuld gegen Gott nicht anerkennen, würde über seinen sitt-

lichen Zustand nicht traurig sein, und nicht glauben, daß er einer Vergebung seiner Sünden bedürfte. Eben so wenig hätte der Vortrag dieser Bitte in dem Munde desjenigen Wahrheit, der sich, wie jener Pharisäer im Evangelium, in seinem Herzen gerecht spräche, sich selbst vermaß, daß er fromm wäre, und die andern verachtete, also an sich wenig oder nichts Wichtiges auszusetzen hätte, sich in seinen guten Eigenschaften selbstgefällig spiegelte, seine sittlichen Fehler für keine große Flecken seines Charakters, oder vielleicht gar für Tugenden hielte, also auch nicht davon gedrückt, oder darüber betrübt wäre. Man sage nicht, daß solche Menschen das Gebet des Herrn nicht beten. Freilich mit deutlichem Bewußtsein dessen, was sie eigentlich beten, mit Ernst und Empfindung werden sie Gott das Gebet des Herrn, und also auch die Bitte um Vergebung der Sünden nicht vortragen. Allein es giebt unter ihnen auch noch solche, die eine äufre Anhänglichkeit an die Religion, in der sie unterrichtet worden sind, an die heiligen Gebräuche derselben, an die Gebete, die man sie in ihrer Jugend lehrte, beibehalten, obgleich übrigens ihre Denkensart und ihre Gesinnungen in dem größten Widerspruche damit stehen, oder die auch, wenn nicht eben aus Gewohnheit, doch von Amswegen das Gebet des Herrn beten, mithin auch um Vergebung der Sünden bitten, ob sie gleich nebenher, wann sie ganz offenherzig sprechen, Gesinnungen

außern, die dem Inhalte dieses Gebetes ganz entgegengesetzt sind.

Und da man von demjenigen, der Gott um Vergebung der Sünden bittet, mit Recht sollte voraussetzen dürfen, daß er mit Scham und Wehmuth erkenne, daß sein Leben weit hinter seiner Pflicht zurückblieb, und er der Nachsicht und Großmuth des himmlischen Vaters, der mit seinem Leben unmöglich zufrieden sein könne, im höchsten Grade bedürftig sei, so könnte man noch hinzusehen, daß der Vortrag dieser Bitte in dem Betenden auch ein zartes Gefühl für Tugend, eine Lust an Gottes Gesetz, ein Verlangen und ernstliches Streben nach sittlicher Rechtschaffenheit voraussetzt. Gewiß wird ein Mensch, dessen sittliches Gefühl gleichsam alle Reizbarkeit verloren zu haben scheint, der kein Gefühl mehr für einen bessern sittlichen Zustand, keine Sehnsucht, ich darf nicht sagen, kein Heimweh mehr nach Rechtschaffenheit und Tugend hat, und also unter dem Gerichte der Verstockung oder sittlicher Gefühllosigkeit ist, nicht mit Empfindung um Vergebung der Sünden bitten, wohl aber derjenige, der bei starken Leidenschaften, welche ihn oft zu weit führen, oder von der Ausübung seiner Pflicht abhalten, doch noch eine aufrichtige Liebe zur Tugend hat, also sich über seine Thorheiten, Fehler und Vergehungen noch Vorwürfe macht, darunter leidet, und es erkennt und bekennet, daß

ihm in Ansehung seiner sittlichen Verdorbenheit allerdings auch etwas zugerechnet werden kann, daß er dem Gesetze seines Gewissens untreu war, und um dieser seiner Untreue willen die schlimmen Folgen seiner tadelhaften und strafbaren Handlungen zu erfahren allerdings verdient. Einem solchen Menschen wird es gewiß ernst sein, wenn er Gott um Vergebung seiner Sünden bittet; als Ausdruck eigner Empfindungen und Gesinnungen wird er Gott diese Bitte vortragen.

Der Vortrag dieser Bitte setzt sodann auch in dem Betenden das Verlangen nach der Rückkehr des verscherzten Gefühls der göttlichen Liebe voraus. Mit Kindersinn will das Gebet Jesus gebetet sein, und der Kindersinn giebt auch am besten über den Sinn dieses Gebetes Licht. Was will aber ein Kind, das seine Aeltern aufrichtig um Verzeihung bittet? Es will, daß seine Aeltern, deren Misfallen es sich durch sein Betragen zuzog, wieder gut werden; es kann den Gedanken nicht vertragen, daß sie mit ihm unzufrieden seien und nichts mehr mit ihm zu thun haben wollen, daß sie schweigen, wo sie sich sonst mit ihm unterhielten, ihm entziehen, was sie ihm sonst gaben, und ihre Liebe ganz vor ihm verschließen; es kann sich keiner Freude freuen, so lange es seine Aeltern misvergnügt durch sein Betragen weiß; die Erinnerung an die Unzufriedenheit der Aeltern verbittert ihm jeden Genuß;

darum

darum bittet es um Verzeihung, das heißt um Rückkehr der älterlichen Liebe und der Aeußerungen dieser Liebe. Aehnliche Empfindungen setzt diese Bitte in dem Betenden voraus. Der Sünder, als solcher, kann nemlich an Gottes Vaterliebe nicht glauben; als solcher kann er keine Aeußerungen des göttlichen Wohlgefallens, keine göttlichen Gnustbezeugungen erwarten; der Gedanke an Gott beglückt ihn nicht bei frohen Begegnissen und tröstet ihn nicht in traurigen Schicksalen; dies ist ihm gewiß, wenn er das Bewußtsein der göttlichen Liebe, die kindliche Zuversicht gegen Gott als zu einem Vater, die Freudigkeit im Gebete auch nur einigermaßen zu schätzen weiß, unerträglich; darum bittet er um Vergebung, dies heißt also gewiß auch hier, um Rückkehr der Empfindung und Erfahrung der Vaterliebe Gottes. Der Gottes vergessende kann also diese Bitte nicht mit Wahrheit an Gott thun, weil ihm an dieser Empfindung und Erfahrung der Vaterliebe Gottes nichts gelegen ist, und er dadurch, daß er nicht beten kann, nicht unglücklich wird; wem hingegen alles daran gelegen ist, daß das Bewußtsein seiner Strafwürdigkeit das kindliche Zutrauen zu Gottes Vaterliebe nicht verdränge, wer sich also auch gerne vor Gott demüthigt, nur damit der kindliche Sinn, welcher beten lehrt: Abba, lieber Vater! nicht in seinem Herzen ersterbe, oder entkräftet werde, sondern, ungeachtet seiner Sünden, Kraft und Wirksamkeit

erhalte, wer elend ist, so lange er nicht mit Freuden an Gott denken kann, und gerne alles thut, um der Rückkehr der göttlichen Huld und Gnade wieder gewiß zu werden, in dessen Munde hat diese Bitte gewiß Wahrheit.

Um ferner diese Bitte mit Wahrheit Gott vorzutragen, ist es schlechterdings nothwendig, daß der Betende auch gegen seine Schuldner und Beleidiger so handle so und gesinnet sei, wie er es in seinem Gebete dem himmlischen Vater versichert. Wer selbst keine Beleidigung verzeihen, selbst keine Schuld freiwillig erlassen kann, um das Schicksal eines Unglücklichen zu erleichtern, der kann auch nicht mit Aufrichtigkeit bitten, daß Gott ihm seine Schulden erlasse, und kann auch keine Großmuth von Gott erwarten, da er selbst gegen andre, die ihm schuldig sind, oder ihn beleidigt haben, keine ausübt. Ja die Vermessenheit desjenigen hat keinen Namen, der sich mit einem unversöhnlichen oder unbittlichen Gemüthe bei dem allwissenden Gotte auf seine Versöhnlichkeit und Großmuth berufen, und darauf sich stützend um Vergebung eigener Sünden stehen darf. Kann ein solcher etwas anders erwarten, als daß er gerade so behandelt werde, wie er selbst andre behandelt, die gegen ihn in einer Schuld stehen, da er im Grunde nichts anders von Gott verlangt? „Vergieb mir, bittet er, so wie ich selbst vergebe!“ Dies ist eben so viel,

als wenn er betete: „Behandle mich, so wie ich selbst Beleidiger und Schuldner behandle! Sei gegen mich gelinde, nachsichtig, geduldig und großmüthig, wenn ich selbst es bin, und sei es in demselben Maaße, in dem ich es bin! Sei aber auch gegen mich nur strenggerecht und unerbittlich, wenn ich selbst es bin, und sei es in demselben Maaße, in dem ich es bin!“ Wer demnach gegen den Beleidiger strenge und gegen den Schuldner hart ist, erstet sich eben so viele Gerichte von Gott, als sich der Großmüthige Gnaden von Gott erstet. Kann man auch wohl eine andre Behandlung der Menschen von Gottes Weisheit erwarten, als eine solche, die entweder ein ehrenvoller Lobspruch oder eine ernste Rüge, entweder eine großmüthige Belohnung oder eine gerechte Strafe der Handlungsart eines jeden gegen seinen Nächsten sein wird? Und ist es nicht einer der vornehmsten Grundsätze der Lehre Jesu: Daß jeder mit dem Maaßstabe werde gemessen werden, womit er selbst andre maß, und daß man jeden richten werde, so wie er selbst andre richtete? Wie wichtig ist es also, daß wir gegen unsre Nebenmenschen, die uns beleidigten, oder in irgend einer andern Schuld gegen uns stehen, so gesinnet seien und handeln, daß wir uns mit Zuversicht die erstete göttliche Gnade versprechen dürfen!

Wir können und dürfen auch allerdings, wenn wir selbst unsern Schuldern vergeben, mit dem vester

sten Vertrauen auf die Bereitwilligkeit des himmlischen Vaters, auch uns unsre Schulden zu vergeben, zählen. Wir empfangen durch den Geist der Lehre Jesus nicht einen knechtischen Geist, so daß wir uns vor Gott fürchten müßten; das Gebet um Vergebung der Sünden soll ein Gebet von Kindern zu einem guten, großmüthigen Vater sein, das Er eben so gewiß, als das Gebet um das tägliche Brod erhört, wenn wir es Ihm so vortragen, wie es Kindern gegen den besten Vater geziemt. Nicht mit Kleinmuth und Aengstlichkeit, sondern mit der Freudigkeit der Kinder Gottes wollen wir beten: „Vergieb uns, himmlischer Vater, unsre Schulden!“ Eben das, daß Jesus uns um Vergebung unsrer Sünden wie um das tägliche Brod bitten heißt, ist schon hinlängliche Versicherung, daß Gott uns die ersuchte Sündenvergebung wie das tägliche Brod gewähren will, wenn wir anders das Bedingnis erfüllen, zu dessen Erfüllung wir uns in dieser Bitte ausdrücklich verpflichten. Wie freimüthig dürfen wir also mit dieser Bitte vor Gott treten, wenn sie nur ein treuer Ausdruck unsrer Gesinnungen ist, da wir alsdann der Erhörung derselben so gewiß sein dürfen, als wir uns des Vortrags derselben bewußt sind! Wir dürfen — großer Gedanke, werth, daß wir bei dessen Betrachtung verweilen! — nur bitten, mit der Demuth, die dem Sünder und mit dem Muth, der dem Kinde des himmlischen Va-

ters geziemt, nur bitten mit der Redlichkeit eines wahrhaftigen Menschen, dessen Herz stets mit den Worten seines Mundes stimmt, und wir haben die gefürchteten Strafen unsrer Sünden nicht mehr zu fürchten, und die natürlichen schlimmen Folgen unserer Sünden, deren Wirksamkeit wir, selbst bei der aufrichtigsten Reue, bei dem redlichsten Bestreben, das Geschehene zu vergüten, doch nicht zu hemmen vermögten, dürfen uns weiter nicht beunruhigen; die Vatergüte Gottes steht uns für alles, was wir nicht vergüten können, gut und läßt uns auch für die Zukunft in Ansehung aller schlimmen Folgen des begangenen Bösen furchtlos sein; der Vater, zu dem wir bitten, wird schon alle diese uns drückenden, furchtbaren Folgen für uns und für andre in Segen zu verwandeln wissen; wir dürfen uns vest auf Ihn verlassen; Muth und Freude darf wieder in unser Herz zurückkehren.

Aber sollte nicht diese tröstliche Lehre von leichtsinnigen Menschen zur Beharrlichkeit im Sündigen gemisbraucht werden können? Und ist es nicht gefährlich, die Großmuth eines Sünde und Uebertretung vergebenden Gottes so öffentlich zu verkündigen? Hierauf hat Paulus schon längst geantwortet, der beim Vortrage Seiner Lehre von der Allgemeinheit der göttlichen Begnadigungsanstalten dieselben Einwendungen besorgte, und deswegen sagte: „Was wollen wir hierzu sagen? Sol-

len wir in der Sünde beharren, damit die Gnade desto mächtiger werde? Das sei ferne!“ So können wir auch hier sagen: „Wollen wir darum vorsätzliche Fehler begehen, und unsre Schuld bei Gott absichtlich vermehren, damit uns Gott nur recht viel zu verzeihen habe, und Seine Großmuth gegen uns um so herrlicher sich offenbaren könne? Das sei ferne!“ Kein rechtschaffener Mensch wird so denken und handeln; und wenn jemand die göttliche Großmuth auf eine so strafbare Weise auf Muthwillen zöge, so würde freilich ein solcher verkehrter und undankbarer Mensch nach seiner schlechten Denkart behandelt werden müssen; die göttliche Großmuth könnte ihm nicht zu gut kommen. Vernünftiger Weise kann aber hier nicht einmal jemand auf solche Gedanken kommen; denn die Gesinnungen, die alleine den Vortrag der Bitte um Vergebung der Sünden Gott wohlgefällig machen können, sind in dessen Seele nie vorhanden, der, von dem Wahne verblendet, daß es ihm am Ende bei der allen Verstand übersteigenden göttlichen Großmuth doch nicht fehlen werde, in der Sünde vorsätzlich beharrt. Ohne uns also durch den Misbrauch der Lehre Jesu von Gottes Großmuth, der nur bei denen möglich ist, welche die Schriften zu ihrem eignen Verderben verwirren, im mindesten irre machen zu lassen, wollen wir vielmehr die göttliche Großmuth preisen, die uns auch als Uebertretern des göttlichen Gesetzes noch ein Mittel bekannt machen ließ, uns

der göttlichen Huld zu versichern. Dies Mittel lehrt uns hier Jesus. „Nehmet, sagt Er, Zuflucht zu der göttlichen Barmherzigkeit und Gnade. Bekennet Eure Sünden! Gott ist so treu und gütig, daß Er sie euch vergeben will. Dann aber vergebet auch Ihr dem Nächsten, der an Euch gefehlt hat, und drückt Eure Schuldner nicht. Sonst wird Euch die göttliche Gnade wieder entzogen.“ Mögte dies Evangelium jedem, den die Last seiner Sünden drückt, und der sich auch in dieser Absicht nach Ruhe der Seele sehnt, Trost und Labsal sein, und ihn so wohl vor Verstockung als vor Verzweiflung bewahren! Mögte es jedem die selige Pflicht der Großmuth gegen Beleidiger und Schuldner tiefer einprägen, und den ernstesten und herzerhebenden Ausspruch des Herrn unvergeßlich machen, den wir bald noch insbesondere betrachten werden: So Ihr den Menschen ihre Fehler vergeben werdet, so wird Euch Euer himmlischer Vater auch vergeben. Wo Ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird Euch Euer himmlischer Vater Eure Fehler auch nicht vergeben.“

XXIV.

Führe uns nicht in Versuchung, sondern
erlöse uns von dem Uebel!

Die vorige Bitte bezog sich auf Geschehenes; diese bezieht sich auf Gegenwärtiges, Bevorstehendes und Zukünftiges.

Sie theilt sich in zween Theile. Wir verweilen zuvörderst bei dem ersten Abschnitte derselben, und untersuchen, was wir unter Versuchung zu verstehen haben, und was wir dabei denken sollen, wenn wir bitten, daß Gott uns nicht in Versuchung führen möge.

Das Wort: Versuchen, und Versuchung wird in den heiligen Schriften in ungleichem Sinne genommen. Zuweilen heißt Versuchen eben so viel als: Auf die Probe setzen, oder jemanden Gelegenheit geben, sich von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, oder sich in gewissen Tugenden zu üben.

So ward Abraham versucht; das heißt: Es ward ihm Gelegenheit gegeben, die Größe seines Vertrauens auf Gott zu zeigen, und sich in diesem Vertrauen zu üben.

So versuchte Jesus zuweilen Seine Schüler; das heißt: Er verschafte ihnen Gelegenheit, zu zeigen, wie viel sie bei Ihm bereits gelernt hätten; Er suchte durch weise Fragen die edlere Denkensart, die ihnen in Seinem Umgange eigen geworden sein sollte, aus ihnen gleichsam hervorzulocken.

So versucht die göttliche Vorsehung täglich jeden von uns auf die mannigfaltigste Weise; das heißt: Sie setzt uns in Umstände, in denen wir Gelegenheit bekommen, unsre Kräfte zu üben, und das sittliche Gute, das in unsrer Natur vorhanden ist, zu äußern; sie läßt uns zuweilen in Gefahren kommen, damit wir Anlaß bekommen, unsern Muth, unsre Gegenwart des Geistes, unsre Standhaftigkeit und unser Vertrauen auf Gott zu zeigen; sie macht es uns möglich und leicht, uns zu bilden und zu vervollkommen, uns immer mehrere Tugenden zu erwerben, und dieselben immer besser zu üben.

So versucht ein Vater seine Kinder, ein Lehrer seine Schüler, ein Feldherr seine Truppen, ein Fürst seine Diener, das heißt: Sie werden in Lagen gesetzt, in denen sie zeigen können, was sie gelernt

haben, welche Art und welches Maaß von Kräften in ihnen vorhanden ist, wie viel ihnen zugetraut, und von ihnen erwartet werden darf.

Dieser Sinn paßt, wie jeder leicht sieht, nicht zu dieser Bitte; denn Jesus wird Seine Schüler nicht beten gelehrt haben, daß ihnen Gott keine Gelegenheit verschaffe, sich in edeln Gesinnungen zu üben, und edle Gesinnungen durch edle Handlungen zu äußern.

Man versteht aber auch unter Versuchung alles dasjenige, was den Menschen zu einer fehlerhaften, pflichtwidrigen, strafbaren Handlung reizt, sei es etwas Unangenehmes, dessen Genuß uns lockt, oder etwas Unangenehmes, vor dessen Erfahrung wir uns scheuen.

Solchen Versuchungen sind wir auch stets ausgesetzt, und alles kann uns in diesem Sinne zur Versuchung werden; das heißt: Es ist keine Kraft in uns selbst, und es ist nichts außer uns, was nicht unter gewissen Umständen uns reizen kann, etwas Gutes zu unterlassen, oder etwas Böses zu begehen, oder minder gut zu handeln, als von uns gehandelt werden sollte. Jedes neue Verhältniß, in das wir treten, jede neue Bekanntschaft, die wir machen, jeder neue Freund, den wir wählen, jeder Feind, den wir bekommen, jede Gesellschaft, die wir besuchen, jede Verbindung, die wir schließen,

jeder Schritt, den wir thun, oder unterlassen, jedes Vergnügen, das wir uns erlauben, jeder Mensch, der auf uns wirkt, oder auf den wir wirken, der sich uns nähert, oder dem wir uns nähern, jedes mehr oder minder wichtige Begegnis unsers Lebens, Glück und Unglück, Lob und Tadel, Ehre und Schande, das Gelingen oder Mislingen unsrer Unternehmungen, die Anerkennung oder Miskennung unsrer Verdienste, die Gerechtigkeit und das Unrecht, das uns von andern wiederfährt, alles kann unsre Tugend verunreinigen und unsre sittlichen Kräfte schwächen, kann auf unsern Verstand, auf unser Herz, auf unsre Sinnlichkeit nachtheilig wirken, uns zur Sünde reizen, und von der Ausübung unsrer Pflicht abhalten. Und der gefährlichste Versucher wohnt in uns selbst und verläßt uns, so lange wir leben, nicht. Nicht nur kann die Mischung unsrer Säfte und die Nahrung, die wir denselben geben, Begierden in uns erregen, die unsrer Tugend gefährlich werden können; nicht nur kann uns unser Temperament zur Trägheit, Weichlichkeit, Wollust, Feigheit, Rachsucht, Ungeduld, zu übler Laune, zu unmaßigem Zorne reizen; auch die Begriffe, Neigungen, Triebe und Gewohnheiten unsrer Seele können uns zur Versuchung werden; Vorurtheile des Verstandes können unsern Neigungen eine falsche Richtung geben; und Leidenschaften können hinwieder den Verstand zu irrigen Begriffen verleiten; ja selbst unsre Geistesvorzüge, zu

genden, Verdienste und der Wachsthum derselben können uns zum Fallstricke werden, indem sie uns entweder in Selbstgenügsamkeit und Sicherheit einwiegen, oder wieder zur Trägheit und Unthätigkeit abspannen, oder zum Stolge, zum Meide, zur Strenge, zur Verachtung anderer geneigt machen.

Von solchen Versuchungen ist wohl hier die Rede, und da der Mensch sich oft schon durch seine Willfährigkeit gegen eine einzige Versuchung dieser Art unglücklich macht und beinahe unerseßlich schadet, da oft schon Ein kleiner Fehler einen ganzen Charakter allmählig verunstaltet, da man zuweilen nur ein wenig zu weit gehen darf, um nicht mehr zurückgehen zu können, und so hart fallen kann, daß man die Kraft verliert, wieder aufzustehen, so lehrt uns Jesus bitten: „Führe uns, himmlischer Vater, nicht in Versuchung!“

Die göttliche Regierung erstreckt sich nach Seiner Lehre über alles; nichts ist in Gottes großem Reiche dem Zufalle überlassen; auch das, was man sich von Ihm als dem heiligsten Wesen, nur geduldet, nur zu höhern Zwecken zugelassen, denken kann, steht unter Seiner alles beherrschenden Leitung; Seine Vorsehung bestimmt das Maaß und die Art der Versuchungen, denen jeder ausgesetzt wird; Er kann Versuchungen hindern, vor Versuchungen bewahren, in Versuchungen stärken; es stimmt also

mit Seiner Lehre überein, wenn Er Seine Schüler lehrt, daß sie sich auch in Ansehung der mannigfaltigen, sie stets umringenden und ihnen oft so gefährlichen Versuchungen an Gott, den Regierer aller Dinge, wenden und Ihn bitten sollen, sie nicht in Versuchung zu führen.

Diese Bitte will indessen nicht sagen, daß sich der Mensch schlechterdings alle Versuchungen verbitten solle. So lange er ein vernünftiges und sittliches Wesen bleibt, wird er auch Versuchungen ausgesetzt sein; käme er auch nie in Versuchungen, so würde er zugleich außer Stand gesetzt werden, Tugenden auszuüben, hätte keine Gelegenheit, seine Kräfte zu üben, und sich zu bilden, und könnte also auch keiner Belohnungen fähig werden. Es ist auch kein Unglück, Versuchungen ausgesetzt zu sein; sondern nur das ist ein Uebel, wenn der Mensch den Versuchungen, denen er ausgesetzt ist, nicht gewachsen ist; ist er ihnen hingegen gewachsen, so ist jede überwundene Versuchung ein überwundner Feind; und je mehr Feinde er überwunden hat, um so größrer Held ist er, und um so ehrenvoller werden einst seine Triumphe sein.

Wir bitten also Gott nicht, daß Er uns in keine Versuchung kommen lasse, sondern nur daß Er zu schwere Versuchungen von uns abwende, denen wir nicht zu widerstehen vermögten, und durch deren

Sieg über uns die Rückkehr zur Tugend uns zu sehr würde erschwert werden. Jede menschliche Tugend hat nemlich ein gewisses Maaß, das bei dem einen kleiner, bei dem andern größer ist; der Mensch kann also nur so lange einer Versuchung widerstehen, als sie das Kraftmaaß seiner gegenwärtigen Tugend nicht übersteigt; nun weiß er aber nicht vorher, ob er je den Tag nur in solche Versuchungen kommen wird, die seinen Kräften angemessen sind; auch kann er es, bei aller Sorgfalt, zu schweren Versuchungen auszuweichen, doch nicht immer vermeiden, daß er nicht auch in Versuchungen komme, auf die er sich vorher nicht gefaßt machen konnte, die ihn unvermuthet überraschen, und die er sich dann gefallen lassen muß, so wie sie an ihn kommen, auch wann sie für seine Kräfte viel zu schwer sind. Da also der Mensch unter den Versuchungen nicht wählen kann, da er dem Schicksale nicht gebieten kann, ihn nur leichtern Versuchungen auszusetzen, da auch sehr schwere Versuchungen ihn unvorbereitet überfallen können, so lehrt der weiseste Lehrer Seine Schüler, daß sie Gott, als den Regierer des Schicksals, um Abwendung derjenigen Versuchungen flehen, die ihre Kräfte übersteigen; Er heiße sie dem himmlischen Vater die Schwäche ihres Herzens bekennen, und Ihn bitten, daß Er ihnen in unvermeidlichen Versuchungen so viel Stärke verleihe, als sie für diese Versuchungen bedürfen, und diejenigen Versuchungen von ihnen entferne, denen sie zur Zeit

noch nicht gewachsen sein würden, daß Er sie aber auch durch Vermehrung ihrer Geisteskraft in den Stand setze, immer schwerern Versuchungen zu widerstehen, daß Er sie gefährliche Versuchungen für das, was sie sind, wolle erkennen lassen, um ihnen den Sieg über dieselben zu erleichtern, daß Er sie endlich, wenn sie sich von einer sie überraschenden Versuchung zu einer tadelhaften Handlung hinreißen, von einer pflichtmäßigen abhalten ließen, aus ihrem Fehler die Weisheit für die Zukunft lernen lasse, die sie daraus lernen können und sollen, sie wieder von ihrem Falle aufrichte, und ihnen Kraft gebe, mit ungeschwächtem Muthe gegen neue Versuchungen zu kämpfen.

Der letztere Abschnitt dieser Bitte heißt: Erlöse uns von dem Uebel oder von dem Bösen!

Uebel oder Böse ist alles, was den Menschen elend macht, oder was ihm nur kurze Freuden gewährt, die sich in unabsehbliche Leiden auflösen, was seine Kräfte beschwert, hemmt, schwächt, tödtet; also freilich vornemlich die Sünde, die von jeher den Menschen in jeder Absicht unglücklich machte, wobei es ihm auf die Dauer nie gut gehen kann, wobei er im Gegentheile immer elender werden muß. Sie ist das Erzübel, das die Menschheit verwüstet, und unendlichen Jammer über die Menschheit brach:

te. Von diesem und jedem andern Uebel, von diesem und jedem andern Bösen, und von den feindseligen Unternehmungen jedes persönlichen Urhebers von etwas Bösem gegen die Glückseligkeit der Menschen dürfen wir den himmlischen Vater bitten, daß Er uns noch völlig erlösen, uns darüber eine völlige Herrschaft verschaffen wolle.

Damit öfnet uns also Jesus eine Aussicht in eine selige Zukunft, wo wir wirklich von Sünde und Tod, diesen Zerstörern menschlicher Glückseligkeit, ganz befreit, nie wieder etwas von ihnen zu fürchten haben werden. Izt bedürfen wir noch täglich um Vergebung der Sünden zu bitten; auch bei dem ächten Christen, der nicht mehr unter der slavischen Herrschaft seiner Leidenschaften steht, und vorsätzlich nicht mehr sündigen kann, finden doch noch immer Fehler und Uebereilungen, Versäumnisse, Vergeßlichkeiten, Menschlichkeiten mannigfaltiger Art Statt; täglich wird er bei dem himmlischen Vater noch etwas abzubitten haben, keinen Tag wird er, bei seinem durch das Christenthum veredelten, verschärften sittlichen Gefühle, mit sich selbst ganz zufrieden sein. Und daß er ohne höhern Beistand noch immer vielen Versuchungen hienieden nicht gewachsen ist, wie fühlt dieses auch der beste Christ! Nie verläßt ihn die Schwäche ganz, die der durch die Sünde geschwächten Menschheit bis

zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung eigen bleiben wird; immer muß er auf seiner Hut sein, damit die ihn stets umgebenden Versuchungen ihm nichts angewinnen; immer muß er mittelst sorgfältiger Wachsamkeit und nie ausgesetzten Gebetes die Gefahr von sich abzuwenden suchen, die ihn hienieden stets verfolgt; er ist einem von einer schweren Krankheit, die das Erbübel seiner Familie seit vielen Geschlechtesfolgen ist, zwar hergestellten Menschen gleich, der sich iht freilich erholet hat, in dem aber immer eine Schwäche zurückbleibt, die ihm nicht erlaubt, alles zu genießen, was ein ganz Gesunder genießen darf, die ihm vielmehr die strengste Diät, die genaueste Aufmerksamkeit auf sich selbst, die Enthaltsamkeit von jeder starken Speise zum Zeit Lebens zu beobachtenden Geseze macht, um nicht wieder in den ehemaligen jammervollen Zustand zurück zu sinken; darum können also seine Wünsche und Bedürfnisse durch die Vergebung seiner vorigen Sünden und durch die Verwahrung vor zu schweren Versuchungen zur Sünde noch nicht völlig befriedigt und erschöpft sein; er sehnt sich nach einem bessern Zustande, nach Erlösung von allem, was ihn hienieden noch drückt, hemmt, fesselt; sein Zustand, wie über alle Vergleichung besser er auch sei, als der Zustand eines noch unerleuchteten und ungebesserten Menschen, kömmt ihm doch immer noch vor, wie der Zustand eines Gebundenen; der irdische Leib, den er mit sich herumträgt, kömmt ihm vor,

wie der Kerker seiner nach Freiheit der Kinder Gottes schmachtenden Seele. Ist kann er doch bei weitem nicht so viel Gutes thun, als er gerne thäte, bei weitem nicht so gut sein, als er gerne wäre; täglich fühlt er doch noch mit einer ihm peinlichen Empfindung, daß seine Kraft hinter seinem Willen, hinter seinen edelsten Wünschen und reinsten Bedürfnissen weit zurückbleibt; gerne möchte er weit Mehrers zur Verherrlichung Gottes und Christus thun, als er nicht thun kann, und vielleicht nicht thun darf — Mehrers als die Welt, ja selbst vielleicht bessere Menschen, ihm nicht erlaubten. Ach in wie manchem ist seine Kraft noch gebunden! Wie viele Unglückliche kennt er, denen er gerne gründlich hülfte! Wie viele Traurige, die er gerne gründlich tröstete! Wie viele Gedrückte, die er gerne von ihrem Drucke befreite! Wie viele Thränen sieht er fließen, die er gerne auf immer trocknete! Wie viele Wunden kennt er, die er gerne heilte! Wie manchen Schmerz, den er gerne hob! Ach und von diesem allen kann er so unbeschreiblich viel weniger, als er zu können sich sehnt. Wie mancher Gedanke zur Erfreung andrer muß immer noch hienieden Gedanke bleiben, wenn er auch alle in Wirklichkeit verwandelt, die er zur Wirklichkeit zu bringen vermag! Er ist durch das Schicksal gefesselt, und muß fürchten, zuletzt noch hart zu werden, weil er so wenig von demjenigen thun kann, was er gerne thäte, so manchen noch abweisen muß, den er gerne

erquickte, so manchem alle Hoffnung abschneiden muß, daß er für ihn etwas thun könne. Dies alles dringt ihn zu flehen: „Erlöse mich, erlöse meine Brüder von allem Bösen! Mache uns in jeder Absicht frei! Gieb jedem noch so viel Kraft, als seine Liebe bedarf! Erweitere noch jedem nach seinem Herzen seinen Wirkungskreis! Gieb dem, der Gutes will, auch hinlängliche Kraft, dies Gute zu wirken! Löse die Bande, die jeden Guten noch hindern, nach seinem Verlangen, nach seiner Sehnsucht zu handeln! Alles, was ihn hindert, so wohlzuthun, als er gerne möchte, so Gott zu verherrlichen, als er verlangte, ist ihm ein Uebel, ist ihm böse wie die Sünde. Befreie ihn von allem, was böse ist, wie die Sünde, von allem, was mit Recht hienieden ein Uebel heißt! Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“ Amen.

XXV.

Fortsetzung.

Um die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung!“ — mit Wahrheit Gott vorzutragen, müssen wir lebhaft empfinden, daß wir nicht allen Versuchungen zur Sünde gewachsen sind, daß unser Herz noch gewisse schwache Seiten hat, daß wir unsrer Tugend noch nicht für alle Fälle sicher sind, daß wir also leicht von einer reizenden Versuchung überwunden, oder von dem Kampfe gegen mehrere Versuchungen so matt werden können, daß wir wenigstens für einige Zeit Lust und Muth zum fernern Kampfe verlieren.

Diese Bitte setzt also in dem Betenden einige Kenntniss seiner selbst voraus. Jesus nahm dabei auf Menschen Rücksicht, die mit der Schwäche ihrer sittlichen Natur vertraut genug sind, um zu wissen, daß ihre Tugend noch nicht ganz die Probe hält, daß der Reiz gewisser Versuchungen noch zu starken Eindruck auf sie macht, daß sie unter ge-

wissen äußern Umständen und in gewissen Gemüths-
verfassungen sehr leicht zu Handlungen können hin-
gerissen werden, die sie selbst nachher verdammen
und bereuen, oder von Handlungen können abge-
halten werden, von deren Pflichtmäßigkeit sie doch
selbst überzeugt sind. Wer demnach sich selbst noch
so wenig kennt, daß er seiner Tugend auf alle Fälle
sicher zu sein, und von keiner Versuchung viel zu
besürchten zu haben glaubt, sich deswegen auch un-
vorbereitet den Versuchungen aussetzt, in der fal-
schen Voraussetzung, daß er sich schon in jeder ge-
hörig zu nehmen wissen werde, ohne der Tugend un-
treu zu werden, der kann kein Bedürfnis nach gött-
licher Unterstützung in unvermeidlichen und unvor-
gesehenen Versuchungen und kein Verlangen, daß
Gott die Versuchungen, denen er nicht gewachsen
sein würde, von ihm entferne, in seinem Herzen
empfinden; in dem Munde eines solchen Menschen
würde also diese Bitte nicht Wahrheit sein; denn
sie drückt einen Sinn aus, der sich nicht getraut,
es mit jeder Versuchung aufzunehmen; er hinge-
gen denkt jeder gewachsen zu sein; sie drückt einen
Sinn aus, der sich ohne höhern Beistand in den
mannigfaltigen ihn umringenden Versuchungen nicht
rein und unsträflich bewahren zu können fürchtet; er
hingegen denkt sich durch seine Klugheit und Ge-
schicklichkeit aus den Schlingen der Versuchungen
ziehen zu können, ohne daß seine Tugend einigen
Schaden dabei nehme; die Bitte drückt endlich den

Wunsch aus, in gewisse Versuchungen nicht zu kommen, bis man sich ihnen gewachsen fühlt; er hingegen kennt keine Versuchungen, denen er sich nicht gewachsen glaubte, und wünscht nicht, von gewissen Versuchungen aus Besorgnis, von denselben überwunden zu werden, frei zu sein. Um also diese Bitte mit Aufrichtigkeit Gott vorzutragen, wollen wir nach einer genauern Kenntniss unsers Herzens streben; und um uns selbst genauer kennen zu lernen, wollen wir nur versuchen, vorzüglich Eine Tugend, und zwar diejenige, die unserm Temperamente am meisten kostet, stets und in ihrer ganzen Reinheit auszuüben, gewiß werden wir bald inne werden, daß wir unsre schwachen Seiten haben, von denen die Versuchungen uns leicht beikommen können; nur wer mittelmäßige Tugend ausübt, kennt die Gefährlichkeit gewisser Versuchungen nicht; begnügen wir uns aber nicht blos mit solcher Tugend, wie die Welt sie verlangt, und wie man sie nöthig hat, um in der Welt fortzukommen, und sein Glück zu machen, sondern streben wir nach Tugend, wie das göttliche Gesetz sie von den Menschen fordert, und wovon uns Jesus in Seiner eignen Person ein vollkommenes Muster gab, dann werden wir die Schwierigkeiten fühlen, die mit der Ausübung solcher Tugend verbunden sind, und die Hindernisse kennen lernen, die uns die Ausübung solcher Tugend erschweren, und die sowohl in uns selbst vorhanden sind, als auch in den äuß-

fern Umständen liegen; dadurch wird dann das Bedürfnis eines Gottes in uns rege werden, der uns bei unserm Streben nach Tugend beisteht, unsrer Schwäche zu Hülfe kommt, zu schwere Versuchungen von uns entfernt, und uns doch allmählig immer weiter bringt, und in den Stand setzt, auch schwerern Versuchungen zu widerstehen und sie zu überwinden.

Der aufrichtige Vortrag dieser Bitte setzt auch in dem Betenden voraus, daß er sich nicht gerne von einer Versuchung zur Sünde verleiten lasse, und sich also auch betrübe, wann er von einer Versuchung zu Fall gebracht wird. Es giebt viele Menschen, die sich eben keine starken Vorwürfe machen, wann sie einer Versuchung unterliegen, ja wann sie sich so gar beständig von denselben überwinden lassen. Außer einer flüchtigen, durch andre Eindrücke bald verdrängten Schaam wirken ihre Fehlritte nichts auf ihr sittliches Gefühl; sie bemerken oder achten es nicht, wie sehr jeder Fehltritt sie zurücksetzt, wie viel Kraft für die nächstfolgende Versuchung bei jedem Fehlritte, zu dem eine Versuchung unser leichtsinniges, vergeßliches Herz verleitet, verloren geht, wie viel gefährlicher ihre Lage nach jeder Willfährigkeit gegen eine Versuchung wird; es läßt sich also auch nicht denken, daß, wenn sie das Gebet des Herrn Gott vortragen, sie wirklich mit Ernst Gott bitten, sie vor zu schweren

Versuchungen zu bewahren. Denn, wenn wir Gott darum bitten, so ist es eben so viel, als wenn wir sagen: „Wir mögten gerne der Wahrheit und Tugend getreu bleiben; wir wissen und empfinden, wie unglücklich man durch Untreue an der Wahrheit und Tugend wird, wie theuer dem Menschen jede Sünde zu stehen kommt. Bewahre uns vor der Sünde; wir kennen ihre traurigen Folgen!“ Wie kann aber derjenige dies mit Aufrichtigkeit sagen, der in Ansehung seiner Fehler leichtsinnig denkt, sich dieselben eben nicht sehr hoch anrechnet, und durch dieselben eben nicht sehr gebeugt ist? Es ist also klar, daß der Vortrag dieser Bitte nur dann mit unsern Gesinnungen übereinstimmt, wann eine aufrichtige Liebe der Tugend und ein heiliger Ernst im Streben nach der Tugend in unserm Herzen wohnt, und daß sich der Vortrag dieser Bitte durchaus nicht mit leichtsinnigen und lockern Grundsätzen über Tugend und Laster verträgt. Wie wenig verträgt sich zum Beispiele mit dem Geiste dieses Gebetes das Scherzen und Späßen über seine Sünden! Kann es wohl von demjenigen mit Wahrheit dem himmlischen Vater vorgetragen werden, der von seinen unsittlichen Handlungen als von komischen Begebenheiten, oder als von kühnen Wagstreichen redet, damit gegen andre prahlt, oder sie als unbedeutende Kleinigkeiten angesehen wissen will?

Ein gänzlichcs Verzweifeln an aller Tugend verträge sich aber eben so wenig mit dieser Bitte; der Vortrag derselben setzt vielmehr voraus, der Betende habe noch die Hoffnung, daß es ihm, unterstützt von dem göttlichen Beistande, gelingen werde, über die Versuchungen zu siegen, in die ihn die Vorsehung des himmlischen Vaters, nach seiner Bitte um Abwendung zu schwerer Versuchungen, zur Uebung seiner sittlichen Kräfte doch immer noch kommen lasse. Der Schüler Jesus soll also nicht denken, das Kämpfen gegen die Versuchungen sei eine fruchtlose, vergebliche Sache, die Versuchungen, in die ihn sein Temperament und das Schicksal führe, seien zu mächtig und zu vielfach, als daß es ihm glücken könnte, eine Herrschaft über sie zu erlangen; er soll das Streben nach Tugend nicht aufgeben, als komme man doch am Ende damit nicht weit, und als vereitelten die Leidenschaften und die äußern Versuchungen alle Arbeit, die man an seine Bervollkommnung wenden mögte; er soll vielmehr gerade auch aus der Anweisung Jesus zu diesem Gebete Hoffnung schöpfen, es werde ihm mit Gott gelingen, wenn es auch jedem andern mislingen sollte, der ohne Gott tugendhaft werden wollte. Denn lehrt es ihn nicht, daß zwar der Mensch in seinem irdigen Zustande, bei der Uebermacht seiner Sinnlichkeit, ohne höhern Beistand, den unzähligen Versuchungen, die seine Tugend unaufhörlich bestürmen, nicht gewachsen ist, daß er sich aber durch

den göttlichen Beistand, den er mittelst des Gebetes erlangt, verstärken kann, und daß ihm dadurch möglich wird, was jedem andern, der sonst alle Mittel gebrauchte und nur dies einzige ungebraucht ließe, unmöglich wäre? Gänzlich Verzweifeln an der Tugend, und der Vortrag dieser Bitte widersprechen sich also. Wer an der Tugend ganz verzweifelt, und auch von dem Gebete keine Vermehrung seiner Kraft zur Ausübung der Tugend erwartet, der kann die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung!“ nicht als Ausdruck seiner Ueberzeugungen Gott vortragen; und umgekehrt, wer sie Gott als eigne Bitte vorträgt, der sollte auch nicht an der Tugend verzweifeln; denn eben darum empfahl Jesus den Menschen das Gebet, und verhiess ihnen im Namen Seines Vaters Erhörung desselben, damit sie mittelst des Gebetes die ihnen noch mangelnden sittlichen Kräfte ergänzten.

Freilich versteht es sich dann aber auch, daß der Mensch das Seinige nicht unterlassen darf, wenn er Gott bittet, ihn mit seinem Beistande zu unterstützen. Er muß vorsichtig und wachsam sein, und gefährlichen Versuchungen nicht leichtsinnig, unbesonnen, unvorbereitet, und unbewafnet entgegen gehen; er darf die Gelegenheiten nicht freiwillig suchen, wobei seine Tugend in Gefahr kommen könnte, und vielleicht schon oft Versuchungen unterlag; er muß sein Temperament nicht vorsätzlich reizen,

und seinen Leidenschaften nicht die Gegenstände absichtlich nahe bringen, wodurch sie entzündet werden; Vermeidung alles dessen, was die Begierden reizen könnte, die seiner Tugend gefährlich sind, Enthaltensamkeit von allem, was ihn zu weit führen könnte, muß von ihm als seine heiligste Pflicht angesehen werden; auch darf er sich nicht ohne Ueberlegung, auf bloßes Gerathewohl, in eine versuchungsvolle Lage hineinwerfen, in der er zu wirken Verurtheilt ist; er muß sich sammeln, sich auf mehrere Fälle, in die er vielleicht oder wahrscheinlich kommen kann, vorbereiten, und nach bester Einsicht überlegen, wie er sich in diesen Fällen betragen müsse, um nicht der Wahrheit und Tugend untreu zu werden; sonst würde sein Gebet um Abwendung zu schwerer Versuchungen zwecklos und kraftlos sein, und mit seinem Betragen im Widerspruch stehen; dann aber läßt es sich glauben, daß ihm etwas daran gelegen sei, daß Gott sein Gebet erhöhe, und er hat auch mehr Freudigkeit in seinem Gebete, da er sich bewußt sein kann, den Versuchungen nicht unbesonnen getrogt zu haben.

Wer endlich Gott bittet: „Erlöse uns von dem Uebel oder von dem Bösen,“ dem sollte, wenn hier vorzüglich an das Sittlich-Böse gedacht wird, das Böse in jeder Gestalt, unter jeder Hülle verhaßt sein; er sollte es verabscheuen, und sich nicht damit ausöhnen können; es sollte

ihm unmöglich sein, irgend etwas Böses zu lieben, daran Freude zu haben und sich mit Wohlgefallen damit zu beschäftigen. Wer noch irgend etwas Böses liebt und pflegt, an irgend etwas Bösem, das von ihm oder von andern geschieht, Freude hat, dem Bösen Beifall giebt und Vorschub thut, der redet unwahr, wenn er Gott um Erlösung von dem, was böse ist, bittet. Diese Bitte kann also auch dem himmlischen Vater nicht mit Wahrheit von dem Feinde des Guten vorgetragen werden, der das Gute in sich unterdrückt, und in andern hindert und erschweret, der das Gute beneidet, über den Wachsthum des Guten sich betrübet, oder darüber als über ein Unglück erschrickt, der andre um des Guten willen, das in ihnen ist, kränkt, oder gar verfolgt. Denn ein solcher müßte, wenn er seines Herzens wahren Sinn in Worte fassen wollte, eher den Wunsch ausdrücken, daß des Guten, das seinen zeitlichen Vortheilen im Wege steht, als daß des Bösen immer weniger werden mögte. Diejenigen, zum Beispiele, die Jesus darum haßten und verfolgten, weil Er gut war und das Böse haßte, konnten nicht mit Wahrheit bitten, daß Gott sie von dem Bösen erlöse, da sie den Eindruck des Guten, das Jesus wirkte, und die Liebe zu Jesus aus dem Herzen der Menschen zu verdrängen suchten, und mit vereinten Kräften daran arbeiteten, sich von diesem guten Jesus, als war Er ein Uebelthäter, zu befreien.

Auch setzt der Vortrag dieser Bitte in dem Bestehenden voraus, daß er unter dem Bösen, das er noch an sich selbst wahrnimmt, leide, also nichts weniger als gleichgültig dagegen sei, daß es ihn betrübe, so oft er noch etwas Böses an sich entdeckt, daß er dem Bösen in seiner Natur ernstlich entgegenarbeite, und daß es ihm nahe gehe, daß es ihm noch nicht gelang, alles Böse in sich zu vertilgen.

Und überhaupt soll es dem, der Gott um Erlösung von dem Bösen oder von dem Uebel bittet, wehe thun, wann er Böses, wann er Hindernisse des Guten, wann er Haß gegen das Gute, sei es wo und an wem es wolle, bemerkt; es soll ihm ein trauriger Gedanke sein, daß des Bösen noch so viel auf Erden ist, daß das Gute noch so häufigen Widerstand findet, daß die Guten noch immer von den Bösen und Halbguten so vieles leiden müssen, daß es noch immer Menschen giebt, die sich freuen, wann Böses von ihnen und von andern geschieht, und deren Leidenschaft es ist, Böses zu thun und zu befördern; und auch daß die Menschheit ohnedem noch unter so vielen Uebeln schmachtet, daß der Thränen unter dem Monde so viele sind, und daß gerade der gefühlvollste Gottesverehrer über so manches traurige Schicksal, über so manches Räthsel der Vorsehung am meisten staunen muß.

Je mehr Antheil der Betende an diesem allen nimmt, je mehr er dies alles zu seiner Sache macht, um so mehr Wahrheit hat in seinem Munde die Bitte, womit sich das Gebet Jesus schließt; und um so befeelter ist seine Freude darüber, daß das Reich, die Kraft, und die Herrlichkeit Gottes des himmlischen Vaters ist, an den er sein Gebet richtet.

XXVI.

Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Mögen diese Worte unser Herz erheben, und unser Vertrauen auf Gott stärken! Mögen sie den Trieb zum kindlichen Gebete in uns vermehren und uns von der Wirksamkeit eines kindlichen Gebetes überzeugen! Mögen sie uns die Ehre und das Glück schätzen lehren, daß wir eine allmächtige und sich immer gleiche Gottheit unsern Vater nennen, ihre väterliche Gesinnungen gegen uns zutrauen, und Barmherzigkeit von ihr erwarten dürfen!

Sie sind, wie wir sehen, ein Ausdruck des frohesten Vertrauens auf Gott, der frohesten Zuversicht, daß das Gebet, das Jesus Seine Schüler lehrte, gewiß werde erhört werden, wenn die Gesinnungen des Betenden mit dem Inhalte dieses Gebetes übereinstimmen; und der Ausdruck ist so stark, daß man denken sollte, kein Mensch von Verstand,

Gefühl und religiösen Sinn könnte diese schönen Worte hören, lesen oder aussprechen, ohne daß er einen neuen Eindruck von Gottes unveränderlicher Allmacht, und Bereitwilligkeit, den Bedürfnissen des Betenden zu Hülfe zu kommen, bekäme, ohne daß er zum Gebete gestimmt, oder im Vertrauen auf Gott in Ansehung eines bereits Gott vorgetragenen Gebetes mächtig gestärkt würde.

Sie beziehen sich unstreitig nicht bloß auf dasjenige, was denselben unmittelbar vorgeht, sondern auf das ganze Gebet des Herrn, und drücken ein frohes Erwarten der Erhörung aller in diesem Gebete enthaltenen Bitten aus. Wenn wir also um unser tägliches Brod, um Erlassung unsrer Schulden, um Abwendung zu schwerer Versuchungen und um Erlösung von dem Uebel oder von dem Bösen bitten, so dürfen wir nicht in Ungewißheit sein, ob der herzliche Vortrag dieser Bitten von Wirkung sei oder nicht; wir dürfen nicht denken, die Erhörung dieser Bitten sei doch nur ein Vielleicht, wofür uns nichts bürge, und es könnte doch sein, daß in Ansehung dieser unsrer Bedürfnisse nach dem Gebete alles in uns und außer uns so bliebe, wie es vor dem Gebete gewesen wäre; die Wahrheiten, die in diesem Schlusse des Gebetes Jesus enthalten sind, berechtigen uns vielmehr, die Erhörung dieser Bitten für gewiß zu nehmen, wofern sie mit Wahrheit Gott vorgetragen werden. Dasselbe gilt
auch

auch von den andern Bitten dieses Gebetes. Wir dürfen in Ansehung der Erhöhrung derselben nicht in einer schwankenden Ungewißheit sein; es kommt nicht erst noch in die Frage, ob Gottes Name einst allen Bewohnern der Erde heilig sein, ob Gottes Reich kommen, ob Gottes Wille noch überall geschehen wird; jeder, dem es Bedürfnis ist, davon in seinem Herzen versichert zu werden, darf sich eine solche Versicherung versprechen; der, den der Vater allezeit erhörte, wollte durch Seine ganze Lehre ein zuversichtliches Vertrauen auf Gott in die Gemüther Seiner Schüler pflanzen; sie sollten bei solchen, mit Wahrheit vorgetragenen, Bitten ihrer Sache so gewiß sein, wie Er selbst es bei Seinen Gebeten war; kein Zweifel sollte in ihrer Seele zwischeneinkommen, wenigstens nicht vermögend sein, sie irre und wankend zu machen. Ruhe, Heiterkeit, Zuversicht sollte die herrschende Gesinnung ihrer Seele werden.

Dies freudige Erwarten der Erhöhrung dieser Bitten, das dem Verehrer Gottes durch diesen Schluß des Gebetes Jesus eingebläht werden soll, gründet sich also darauf, daß das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit Gottes, des himmlischen Vaters, ist.

Das Reich ist Gottes. Der Gottheit wird also hier ein wirksamer Einfluß auf alles zugeschrie-

ben. Der Schüler Jesus soll vest überzeugt sein, daß Gottes freier Wille die Welt regiere, und die Angelegenheiten des Betenden nach dessen Bedürfnissen, so wie er sie in seinem Gebete Gott, als einem Vater, mit der Einfalt eines Kindes vorträgt, leiten könne; er soll also nicht denken, daß ein bloßes unerbittliches Schicksal die Welt beherrsche, oder daß die Herrschaft der Mächtigen auf Erden keiner höhern Macht und Regierung untergeordnet sei. Der Schöpfer der Welt ist auch ihr Regierer; und hängt von Seiner unsichtbarwirksamen Regierung alles ob, so kann Er der Lage des Betenden eine solche Bestimmung geben, daß er erlangt, warum er bittet, sollte auch vorher seine Lage so beschaffen gewesen sein, daß er nichts von dem allen hätte erwarten dürfen.

Und ist nun nicht gerade das unser Fehler, daß wir oft nicht glauben wollen, daß das Reich Gottes, unsers himmlischen Vaters, ist, daß eine höchstgütige, höchstweise und allmächtige Gottheit nicht nur die Weltbegebenheiten im Großen, sondern auch unser besonderes Schicksal so leitet, daß es zum Preise ihrer Macht, Weisheit und Güte gereicht, daß diese liebende Gottheit auf alles wirken kann, also nicht sie dem Schicksale, wie es die Heiden, die Gott nicht kannten, von ihren Göttern wähten, sondern das Schicksal ihr unterworfen ist? Darum sind wir oft noch so ängstlich,

blicken mit Furcht und bangen Erwartungen in die künftigen Tage, und verlieren Muth und Hoffnung, wann uns etwas Ungünstiges wiederfährt, das unsre Aussicht in die Zukunft bewölkt; wir denken alsdann an keine Weltregierung einer höchstweisen und höchstgütigen, auch für uns väterlich sorgenden Gottheit; wir sehen in dem, was uns begegnet, nur zwecklose Launen eines uns vernachlässigenden oder verfolgenden Schicksals, oder Verschwörungen feindseliger und eigennütziger Menschen gegen uns; dies macht uns ungeduldig, mismuthig, bitter, und führt uns, wenn das Unglück anhält, vielleicht der Verzweiflung entgegen. Aber aus dem Gedanken, daß Gott die Welt regiert, von Seinem Willen alles abhängt, und ohne Seinen Willen uns nichts wiederfährt, schöpft der Mensch auch in den widrigsten Schicksalen Muth und Vertrauen; darum bitten wir: „Dein, o himmlischer Vater, ist das Reich; wir halten uns nicht an das, was beherrscht wird, sondern an dich, den Beherrscher; wir wenden uns von den mannigfaltigen uns drückenden Gegenständen, die uns nur zerstreuen, irre machen, Furcht einflößen, wenn wir nur auf sie unsre Aufmerksamkeit richten; wir vereinfachen uns, indem wir zu dir unsre Seele erheben, der du auf alles, was uns drückt, wunderbar wirken kannst. Der gedrückte Unterthan, der nirgends Gehör findet, oder bei seinen Rechten nicht geschützt wird, wendet sich an den Monarchen,

und ist berechtigt, von ihm Gehör und Schutz zu erwarten; auch wir nehmen Zuflucht zu dir, du Weltmonarch, du König der Nationen; durch dich ist uns am sichersten geholfen; durch dich, den Einzigen, der Alles beherrscht, können wir ungleich sicherer und auf ungleich kürzerm Wege alles, dessen wir bedürfen, erhalten, als wenn wir dich übergien: gen, deiner vergäßen, und nur bei Geschöpfen Hülfe suchten, die uns doch gerade in den dringendsten Bedürfnissen hoffnungslos ließen."

Auch die Kraft ist Gottes, des himmlischen Vaters. Das Reich und die Kraft sind nicht immer in menschlichen Königen vereinigt. Es giebt Könige, die wohl ein Reich, aber wenig Kraft und Macht besitzen; sie befehlen, aber man gehorcht ihnen nicht; sie machen Anstalten, aber man führt sie nicht aus; ihr Wort verändert in ihrem Reiche nicht, was sie verändert wünschten; sie zu Gön: nern und Beschützern haben, ist eben so viel als ganz gunst: und schutzlos sein; von ihnen Verspre: chungen erhalten, eben so viel, als von ihnen ab: gewiesen sein; oder wenn sie auch ein gewisses Maas von Kraft und Macht besitzen, so fehlt doch un: endlich viel, daß sie allmächtig seien; sie können bei weitem nicht jedem helfen, der von ihnen Hülfe verlangt; selbst von denen, deren Könige sie sind, müssen sie manchen abweisen, und ihm sagen:

„Hilft dir der Herr nicht, woher soll ich dir helfen?“ sie können bei weitem nicht jeden Einzelnen in ihrem Reiche glücklich machen, ja nicht einmal jeden gegen Unrecht hinlänglich schützen. Aber bei Gott findet diese Trennung des Reichs und der Kraft nicht Statt; Sein ist die Kraft, wie das Reich; Sein Reich ist nicht bloßer Titel, dem die Wahrheit nicht entspricht; sondern eben das macht Ihn zum Könige aller Könige und zum Herrn aller Herren, daß Sein die Kraft, eine unbegranzte Kraft ist, daß Er alles schaffet, was Er will, im Himmel und auf Erden, daß für Ihn keine Schwierigkeiten sind, daß Er dem Betenden alles geben und verschaffen kann, warum er Ihn in diesem Gebete bittet. Und freilich bedarf es eines solchen allmächtigen Gottes, um dies Gebet zu erhören. Nur der, dessen alle Kraft ist, von dem alle Kräfte aller erschaffenen Naturen nur abgeleitet sind, und der sie alle beherrschen kann, ist im Stande, zu bewirken, daß Gottes Name als etwas Heiliges überall verehrt werde, Gottes Reich in seiner ganzen Herrlichkeit zu Stande komme, Gottes Wille auf Erden wie im Himmel geschehe, daß die täglichen Bedürfnisse jedes Betenden auch unter den ungünstigsten äußern Umständen befriedigt, seine Schulden erlassen, und alle schlimmen Folgen seiner Schulden auf immer aufgehoben oder vergütet, er selbst von allen ihm zu schweren Versuchungen befreit, in unvermeidlichen gestärkt, und

endlich von allem Uebel, von allem Bösen gänzlich erlöst werde. Der himmlische Vater, zu dem Jesus uns beten heißt, ist aber auch eine solche allmächtige Gottheit; alles, warum wir Ihn, darum, weil wir dessen bedürfen, bitten, kann Er uns geben; Ihm sind alle Dinge möglich; übersteige auch die Befriedigung unsrer Bedürfnisse alle menschliche Kraft, und alle auf Gesetze menschlicher Wahrscheinlichkeit sich gründende Erwartung, sie übersteigt doch nicht Seine Kraft; das Schwerste nach unsern Begriffen ist Ihm leichter, als uns das leichteste ist.

Auch die Herrlichkeit ist Gottes, unsers himmlischen Vaters. Herrlichkeit, Gotte zugeschrieben, schließt jeden Mangel und Fehler, jede Unvollkommenheit aus, und ist also eben so viel als Vollkommenheit. Wir schreiben, indem wir zu Gotte sagen: „Dein ist die Herrlichkeit!“ der angebeteten Gottheit die Regierung über die Welt, und das Vermögen, den Betenden zu erhören, in einem schlechterdings ausschließenden Sinne zu; wir bekennen, daß wir einzig und allein von Ihm und sonst von niemanden alles dasjenige erwarten, was wir Ihm in unserm Gebete vortragen haben; wir bezeugen zugleich, daß wir von einem Wesen, das ein Inbegriff aller Vollkommenheiten ist, lauter Gutes, lauter Vortreffliches und Seiner Würdiges erwarten, und daß wir uns best

überzeugen, Er werde nichts Ungefahrgenes unvollendet lassen, gegen keines Seiner vernünftigen Geschöpfe anders als ganz vortreflich, ganz Seiner Macht, Weisheit und Güte gemäß handeln, und dem Betenden nichts von demjenigen versagen, dessen er bedarf, und warum er mit Vertrauen bittet. So wie man nemlich von einem sehr edeln, vortreflichen Menschen nichts Unedles, und Schlechtes, nicht einmal etwas Gemeines erwartet, so erwartet der durch die Lehre Jesus erleuchtete Verehrer Gottes von Gott, als von dem vortreflichsten Wesen, dem Urheber aller Vortreflichkeit in allen Naturen, nichts Geringers, als was sich nur von einem so vortreflichen Wesen erwarten läßt, dem an Vortreflichkeit nichts gleichkömmt, also lauter Güte und Huld, die höchste Vatergüte und Vaterhuld.

Und dies alles wird hier von Gott als etwas von Gottes ewiger Natur Unzertrennliches, Unwandelbares, Unverlierbares vorgestellt. „Dein ist, heißt es, in Ewigkeit das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit. In allen Zeitaltern bist du dir selbst gleich. In den spätesten Jahrhunderten bist du dem Betenden immer noch ein allmächtiges und vaterliebvolles Wesen. Du heißt dich Immerdenselben, weil du es wirklich bist.“

Dies ist auch das Tröstlichste in diesem Gebete für uns, die schon so manches Jahrhundert von jener Zeit trennt, da Jesus persönlich Seine Schüler lehrte, und in denen ein Zweifel entstehen könnte, ob auch wir uns in denselben Angelegenheiten mit demselben Vertrauen an Gott als an einen Vater wenden dürfen. Dieser Zweifel hat aber kein Gewicht, da wir berechtigt sind, uns den himmlischen Vater als ein Wesen zu denken, das durch alle Jahrtausende der Weltdauer Seine Herrschaft, Macht und Vollkommenheit behält, und für alle Seine Verehrer in allen Zeitaltern gleich zugänglich ist. Auch wir dürfen uns dieselben Gnaden von Ihm versprechen, um die der Herr Seine ersten Schüler Gott bitten lehrte, und in dem spätesten Jahrhunderte darf unsre noch lange nicht gebohrne Nachkommenschaft noch immer mit demselben vollen Vertrauen dies Gebet Gott vortragen, als wenn sie es aus Seinem eignen Munde vernommen hätte. Jesus lehrt uns einen Gott, der reich genug ist für alle, die Ihn, in welcher Sprache, unter welcher Wolke, in welchem Zeitalter es sei, anrufen, der Seinen Einfluß auf jeden einzelnen Menschen nie verliert, mögte derselbe auch in spätern Jahrhunderten mit noch so täuschendem Scheine von Wahrheit bezweifelt und bestritten werden, dessen Macht ungeschwächt bleibt, mögten auch die beschränkten Begriffe der Menschen ihr immer engere Gränzen setzen, dessen Vorreflichkeiten endlich durch alle

kommanden Zeiten ihren Glanz unverändert behalten, wenn es auch immer allgemeiner geglaubt werden sollte, daß wir uns von Gottes Macht, Weisheit und Güte nichts für unsre Bedürfnisse auf unser Gebet versprechen dürften, was wir nicht schon ohne Gebet erhielten. Und warum sollten wir nicht Ihn für einen größern Weisen halten, als alle, die Seine Lehren durch die ihrigen verdrängen wollen? Warum sollten wir nicht das, was Er sagt, mehr bei uns gelten lassen, als alles, was demselben entgegen, oder an die Seite gesetzt werden möchte? Wir wollen noch immer, ob wir gleich nicht Seine unmittelbaren Schüler waren, Gott als den anbeten und anrufen, der sich ewig gleich ist, als den, der auch unser Schicksal regiert, auch für uns Kraft und Macht hat, auch für uns ein Inbegriff aller Vollkommenheiten ist. Dies wird unserm Gebete Geist, Kraft und Zuversicht geben; und bei einer solchen Zueignung der Allmacht und Vatergüte Gottes läßt sich auch das Wort Amen, womit sich dies Gebet schließt, mit Ueberzeugung aussprechen.

Dies Wort soll nemlich die innige Zustimmung des Betenden zu allem, was er Gott in seinem Gebete vortrug, ausdrücken, es kann sich also eben so gut auf die vorgetragenen Bitten als auf die Lobpreisung der Allmacht, Vatergüte und Immergleichheit Gottes beziehen. Bezieht man es auf die Bit-

ten, so bezeugt man durch dies Wort, daß diese Bitten ein Ausdruck unsrer eignen Empfindungen und Gefinnungen seien, daß uns an demjenigen, warum wir bitten, wirklich viel gelegen, daß es uns ein Bedürfnis sei, daß wir durch die beständige Entbehrung dieser Dinge, durch die Nichtbefriedigung dieser Bedürfnisse unglücklich würden, daß wir uns innigst nach Erhörung unsers Gebetes sehnen. Und bezieht man es auf die Lobpreisung der Allmacht, Barmherzigkeit und Immergeleichheit Gottes, so bezeugt man damit, daß man von der Ueberzeugung, Gott sei ein solches mächtiges, liebendes und immergleiches Wesen, ganz durchdrungen sei, und daß man eben deswegen an der Erhörung des Gebetes nicht zweifle.

Man sollte also auch wirklich an der Erhörung dieses Gebetes nicht zweifeln, wenn man es mit Wahrheit Gott vorträgt. Wir sollten von der Allmacht und Barmherzigkeit Gottes alles erwarten, was wir von Gott in diesem Gebete verlangten; alles, nicht bloß das eine und andre; und alles mit der festesten Zuversicht. O daß wir alle mit diesem Sinne es beteten, und so oft wir dies geistvolle Gebet mit Aufrichtigkeit Gott vortrügen, die Erhörung für gewiß nähmen! Erst dann haben wir den Herrn verstanden, und aus Seinem Unterrichte über diesen Gegenstand vollen Nutzen geschöpft, wenn wir die Erhörung dieses mit Wahrheit Gott vorgetragenen

Gebetes zu den ausgemachten Dingen rechnen, und kein Zweifel uns mehr beunruhigt, ob der Allmächtige, zu dem wir beten, uns erhören könne, ob der Vater, zu dem wir beten, uns erhören wolle, wenn das Amen auf unsrer Zunge wahrer Ausdruck der Empfindungen unsers Herzens ist. Mit Freudigkeit laßt uns also mit dem Vater uns im Geiste unterhalten. Alles, warum Jesus uns bitten heißt, ist unser, wenn es uns nur ernst ist, es uns zuzueignen. Freilich wird dasjenige, was den Inhalt der drei ersten Bitten ausmacht, auch ohnedem zur Wirklichkeit kommen. Dennoch heißt Jesus Seine Schüler darum bitten, damit, wann einst Gottes Name allen heilig, Gottes Reich gekommen sein wird, und Gottes Wille überall als der weiseste und beste wird erkannt werden, diese Veredlung und Befeligung der Menschheit ihren unsterblichen Geist auch als etwas, das ihren schon längst genährten Wünschen, schon längst gefühlten geistigen Bedürfnissen, schon längst Gott vorgetragenen Bitten und gehegten Hoffnungen entspricht, beglücke. Selig, sagen wir darum, die auch diesen Theil der Lehre Jesus im Herzen bewahren, und sich darnach bilden! Sie werden selig sein in ihrer That, und inne werden, daß diese Aussprüche Jesus nicht Worte eines fehlbaren Menschen, sondern wahrhaftige Worte Gottes sind.

XXVII.

„So Ihr den Menschen ihre Fehle vergebet, so wird Euch Euer himmlischer Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehle nicht vergebet, so wird Euch Euer himmlischer Vater Eure Fehle auch nicht vergeben.“

Wir haben nun die Betrachtung des geistvollen Gebetes, das Jesus Seine Schüler lehrte, vollendet. Haben wir nun aber auch alles, was dies Gebet uns lehren sollte, genug erwogen? Sind die Gesinnungen, mit denen dies Gebet Gott vorgetragen werden soll, uns eigen geworden? Waren wir weise Leser, die nicht zum Vergessen lasen, die sich vielmehr alles einprägten, was Jesus uns mit demselben wichtig und unvergeßlich machen wollte, und die Grundsätze in ihr Herz aufnahmen, die Jesus in dies Gebet gelegt hat, und an deren Beobachtung Er so viel Heil und Seligkeit knüpfte? Die Vortreflichkeit dieses Gebetes verdient es in der

That, daß wir noch einen Rückblick darauf thun; und uns prüfen, ob wir nun auch daraus gelernt haben, was wir lernen sollten; und Jesus selbst erinnert uns hieran; Er macht Seine Zuhörer vornehmlich auf Einen Hauptgedanken Seines Gebetes aufmerksam, auf den sie vielleicht nicht achteten, so wie er es verdiente; Er lehrt sie, wie viel darin liege, und erleichtert ihnen das Nachdenken darüber. Und was Er ihnen über die Wichtigkeit dieser Einen Sache sagte, sollte sie auf den Gedanken führen, wie viel wichtige Gedanken in diesem Gebete liegen müssen, und ihnen den Wink geben, daß sie nicht flüchtig darüber hineilen, sondern mit ihrem Nachdenken dabei verweilen, und immer wieder zur Betrachtung und Anwendung derselben zurückkehren müßten. Es ist die fünfte Bitte des Gebetes Jesus, die uns hier wichtig gemacht wird. Jesus lehrt uns nemlich die Nothwendigkeit der Nachsicht gegen Fehlende und der Großmuth gegen Beleidiger, und spricht denjenigen alle Hoffnung der Vergebung ihrer Sünden ab, die nicht auch ihren Nebenmenschen ihre Fehler von Herzen vergeben.

Die Rückkehr zu diesem Gegenstande zeigt uns den Herrn als einen tiefen Kenner des menschlichen Herzens; wir können nemlich daraus schließen, daß Er selbst fühlte, wie schwer dem Menschen das Verzeihen empfindlicher Beleidigungen wird, und

wie mächtig der Reiz zur Rache in dem Menschen ist. Auch sehen wir, daß Er glaubte, daß nur gewisse religiöse Ueberzeugungen, und gewisse stark gefühlte religiöse Bedürfnisse vermögend wären, den Menschen zur herzlichen Verzeihung empfindlicher, tödtlicher Beleidigungen, und zur gänzlichen, freiwilligen Verzicht auf die Selbststrache zu bewegen, und daß also sittliche Beweggründe, ohne den Beistand religiöser Beweggründe, zu kraftlos wären, den Reiz und die Neigung zur Rache in dem Herzen eines tiefbeleidigten Menschen zu überwinden.

Und in der That je tiefer wir den Menschen zu studiren die Gelegenheit haben, je genauer wir ihn beobachten, und durch Beobachtung kennen lernen, um so mehr werden wir überzeugt, daß vielleicht nichts dem Menschen mehr kostet, als tiefschneidende Beleidigungen rein, ganz, herzlich und auf immer zu vergeben.

Freilich ist auch in Ansehung dieses Punktes unter den Menschen ein Unterschied. Es giebt kleinkreisige, beschränkte Menschen, über deren Kräfte schon das Verzeihen einer kleinen, vielleicht unwillkürlichen, Beleidigung geht, die von andern Menschen, deren Gesichtskreis weiter und deren Herz stärker ist, ohne alle Anstrengung verziehen werden kann; und worüber von dem einen Menschen und in der einen Familie vielleicht Jahre lang, ja Zeit:

lebens als von einer unverzeihlichen Beleidigung gesprochen wird, davon wird von einem andern Menschen und in einer andern Familie vielleicht Einmal gesprochen, und damit die Sache abgethan, und gleichsam mit einem Schwamme ausgelöscht. Auch ist es unstreitig, daß Personen von einer gutmüthigen, frohen, offenen Gemüthsart, alle übrigen Umstände gleich gerechnet, viel leichter verzeihen können, als Personen von einem melancholischen Temperamente, das sie zum Argwohn und Mißtrauen geneigt macht, und zur Verschlossenheit stimmt, oder Personen von einer cholerischen Gemüthsart, die zum Zorne, zur Herrschsucht und zum Ehrgeiz einen überwiegenden Hang haben.

Allein so gewiß auch dies alles ist, so wird uns doch eine nähere Kenntniss der Menschen nicht daran zweifeln lassen, daß auch die vergleichungsweise edelsten und großmüthigsten Menschen, wenn sie von gewissen sehr empfindlichen Seiten beleidigt worden sind, diese ihnen sehr empfindlichen Beleidigungen kaum vergeben und den Reiz zur Selbststrache kaum überwinden können, zumal wenn sie Kraft genug in sich fühlen, und Macht genug besitzen, um sich mit Nachdruck zu rächen.

Wir sagten schon weiter oben: Alle menschliche Tugend hat ein Maaß; wird der Mensch über das Maaß seiner sittlichen Kraft versucht, so kann er

nicht mehr widerstehen, und auch der beste wird seinen Charakter verläugnen und Schwächen verrathen, die man nicht bei ihm vermuthet hätte. Auch wird man bei sorgfältiger Beobachtung seines Herzens finden, daß man zuweilen seinem Beleidiger verziehen zu haben glauben kann, und daß dennoch bei der geringsten Veranlassung Bewegungen in dem Gemüthe entstehen können, die den Selbstbeobachter überzeugen, daß die Wurzel der Rachsucht noch im Herzen vorhanden ist. Es kann vielleicht sein, daß er gerade ist ohne Leidenschaft an jemanden denkt, der ihn beleidigt hat; sein Herz kann ist in völliger Ruhe sein; er wünscht vielleicht gerade ist seinem Beleidiger nichts Böses, und fühlt keinen Reiz in sich, an ihm eine Rache zu nehmen; allein dies beweist noch nicht, daß er ihm ganz verziehen habe; die Leidenschaft kann vielleicht nur schlummern, und wacht nach einiger Zeit wieder auf; es erinnert ihn ist nur niemand auf eine Weise, die ihn in Hitze bringen könnte, an die ihm zugesügten Beleidigungen; aber dies kann vielleicht noch heute geschehen, und dann kann es sich doch zeigen, daß noch ein Groll gegen den Beleidiger im Herzen vorhanden ist; oder er hat vielleicht ist auch keine Gelegenheit, sich zu rächen; sie kann aber noch kommen, und wenn sie da ist, kommt es doch vielleicht noch in die Frage, ob er sie so leicht ungenüßt vorbeigehen lassen kann, und ob er sich nicht heimlich freut, daß auch seine Stunde einmal gekommen ist,

ist, da er den Beleidiger drücken, und ihn fühlen lassen kann, daß er sich — hochangerechnetes Majestätsverbrechen! — an ihm vergieng.

Genug, es ist schwerer, als mancher es vielleicht nicht denken dürfte, empfindliche Beleidigungen rein, ganz, herzlich und auf immer zu verzeihen, und keine Tugend dürfte wohl seltner sein, als diese; wenige Menschen halten die Probe aus, wenn man sie auf diesem Prüfsteine prüft, und beinahe jederman verliert, wenn man ihn von dieser Seite genau kennen lernt, und den Kern seines Charakters zu sehen den Anlaß bekommt.

Schwerlich dürften auch bloße Sittensprüche und sittliche Regeln des Verhaltens, deren Werth übrigens damit nicht herabgesetzt werden soll, wie schön, wie wahr und richtig, wie überzeugend für den Verstand sie auch immer sein mögen, der Macht dieser Leidenschaft gewachsen sein. Man kann an seiner Ehre, an seinem Eigenthume, an seinem Lebensgenusse, entweder unmittelbar oder in seiner Familie, oder in seinen Freunden so bitter gekränkt und beleidigt worden sein, oder sich auch so äußerst gekränkt und beleidigt glauben, daß man über dem Gefühle der wirklichen oder nur eingebildeten Beleidigung, und über den Empfindungen des Hasses und der Rachsucht gegen den wirklichen oder nur eingebildeten Beleidiger, aller Sittenlehren, selbst

derjenigen, die man seinem Gemüthe tief einzuprägen sich bemüht hat, und die in ruhigen Fassungen einen schönen Eindruck auf unser Herz machten, vergift; der Damm ist zu schwach, um den anschwellenden Strom der Leidenschaft in Schranken zu halten; es müssen religiöse Gesinnungen, die bereits in der Seele herrschend sind, und so viel Wirksamkeit haben, daß sie den Menschen zu gewissen Handlungen bestimmen, und von entgegengesetzten Handlungen abhalten, noch hinzu kommen, wenn der Mensch Kraft bekommen soll, selbst seinem bittersten Beleidiger herzlich zu verzeihen; und von welcher Art diese Gesinnungen seien, dies lehrt uns hier Jesus. Ein inniges Gefühl eigener schwerer Verschuldung gegen Gott, eine innige Sehnsucht nach Erlassung dieser Schuld, und nach dem Frieden der Seele, der das Bewußtsein dieser Erlassung begleitet, und eine frohe Hoffnung, sich durch Selbstüberwindung und durch Großmuth gegen Beleidiger die göttliche Gnade und das Gefühl derselben zu erwerben, kann dem Menschen das sonst beinahe Sittlichunmögliche, wenigstens äußerst Schwere möglich machen und erleichtern, und ihm Kraft geben, den mächtigen Reiz zur Selbststrache durch den noch wirksamern Trieb, sich der göttlichen Gnade zu versichern, zu überwinden.

Darum setzte auch der Herr diesen Preis auf die Ausübung dieser Tugend; eben weil sie dem Men-

schon so schwer ist, so versicherte Er den, der sie ausüben würde, die Verzeihung aller seiner Fehler; der Mensch sollte bei der Nachsicht gegen Fehlende, bei der Großmuth gegen Beleidiger seinen eignen Vortheil finden, und sein eignor Vortheil sollte ihn eben geneigt machen, und bewegen, etwas zu thun, wozu er sonst wenig Neigung haben würde, wogegen sich sogar seine sinnlichen Triebe empörten, nemlich selbst seinem schlimmsten Beleidiger von Herzen zu verzeihen.

Man kann also auch hieraus schließen, von wem allein sich diese schwere Tugend in ihrer ganzen Größe erwarten läßt? Nur von religiösen Menschen, nur von Verehrern Jesus und Seiner Lehre läßt sie sich erwarten; nur ihnen ist sie durch den Glauben an Seine Aussprüche möglich. Wer ist, kann man auch hier fragen, wer ist, der die Welt überwindet? Wer ist stärker, als alle Beleidigungen? Wer kann Böses beharrlich mit Gutem erwidern? Nur der, ist die Antwort, der glaubt, daß Jesus Gottes Sohn ist, und daß also alle Seine Aussprüche dieselbe Glaubwürdigkeit haben, als kämen sie unmittelbar von Gott selbst; nur dieser Glaube giebt dem Beleidigten in jedem Falle den Sieg über sich selbst.

Von dieser Seite verdient dieser Ausspruch Jesus von jedem erwogen zu werden; keinem sollte hier

die Bemerkung entgehen, daß Jesus das Verzeihen jeder Beleidigung äußerst schwer gefunden haben muß, da Er den Hauptgedanken der fünften Bitte des Gebetes, das Er Seine Schüler lehrte, hier wiederholte, damit Seine Zuhörer diese Tugend nicht zu leicht glaubten, sondern sich überzeugten, daß die Ausübung derselben mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre, und daß Er sie nur von religiösen Menschen erwartete, die darüber trauerten, daß sie durch ihre Sünden das Wohlgefallen Gottes und die Empfindung desselben in ihren Herzen verscherzten, denen alles an der Rückkehr dieser Empfindung gelegen wäre, und die also gerne alles, auch das ihnen sonst noch so Schwere, thaten, wovon sie hoffen könnten, daß es ihnen das Gefühl der göttlichen Liebe wieder erwürbe.

XXVIII.

Fortsetzung.

Jeder, der um Vergebung der Sünden bittet, soll seinem fehlenden Nächsten seine Fehler vergeben. Die Menschen sind freilich sehr geneigt, sich selbst von der Verbindlichkeit zur Erfüllung dieser Pflicht loszusprechen, oder sich doch vollkommen so zu betragen, als glaubten sie sich diesfalls zu nichts verbunden, und wären wirklich zu nichts verbunden; ein jeder hält gerne seinen besondern Fall für eine Ausnahme von der Regel, und glaubt, er dürfe um des Außerordentlichen seines Falls willen sich schon etwas gegen seinen Beleidiger oder gegen Fehlende erlauben, was andre sich nicht erlauben dürften; sein Fall sei von einer ganz einzigen Art und so beschaffen, daß er die Sache schon etwas genauer nehmen dürfe und müsse, ihm das Recht, etwas strenger zu sein, schon etwas mehr als andern zukomme und es sich eher rechtfertigen lasse, wenn er sein Recht gelten mache, und sich Genugthuung verschaffe. Allein dies Ausnehmen seiner selbst von

der Pflicht des Verzeihens, dieser Gebrauch von doppeltem Maß und Gewicht in Auslegung und Anwendung der Worte Jesus, wobei man es mit sich selbst so wenig genau wie möglich, und mit andern so genau wie möglich nimmt, wird von dem Herrn verworfen. Alle, denen Gott verzeihen soll, sollen selbst verzeihen; keiner wird ausgenommen, keinem ein Vorrecht gegeben, daß doch wenigstens er, der bei der Güte seines Herzens sich immer noch mäßigen, sein Recht nie zu weit treiben werde, gegen Fehlende etwas heftig und streng sein, Beleidiger ein wenig necken, und ihnen gelegentlich etwas Böses mit Bösem vergelten dürfe. Die Sätze könnten nicht allgemeiner ausgedrückt sein. Wer immer Vergebung wünscht, soll selbst vergeben; und wer immer nicht selbst vergiebt, hat keine Vergebung zu hoffen.

Eben so allgemein ist das Wort des Herrn in Ansehung der Fehlenden und Beleidiger zu verstehen, denen vergeben werden soll. Allen soll vergeben werden. Es verstumme also vor dem Ausspruch des Herrn der Unversöhnliche, der allen Menschen vergeben will, nur etwa Einem oder einigen nicht, nur etwa nicht einem Kinde, das einen großen, öffentlichen Fehler begiegt, der einen Schimpf auf die

Aelteren und einen Schandfleck auf die vielleicht
 angesehene und stolze Familie zurückwirft, nur nicht
 einem Verwandten, der ihn bei einer Erbschaft
 beeinträchtigte, nur nicht einem Mitwerber, der
 ihn von einer Bedienung, von einer sehr gesuchten,
 sehr angestregten Ehrenstelle verdrängte, oder ihn
 auch ohne dessen Mitwirkung vorgezogen ward, nur
 nicht einem Nachbar, der ihm in seinem Verdienste
 Eintrag thut, oder auch sonst mehr Nahrung hat,
 und in demselben Berufe glücklicher ist, nur nicht
 einem gewissen witzig boshafteu Verläumder, oder
 einem Beleidiger seines Stolzes und seiner Eigen-
 liebe, nur nicht einem gewissen treulosen Freunde.
 Auch dem Schlimmsten, Boshaftesten, Hartnäckig-
 sten, auch dem, der uns beinahe untröstlich betrüb-
 te, an den empfindlichsten Stellen verwundete, an
 unsrer Ehre auf das bitterste kränkte, und der fest
 entschlossen ist, uns ferner zu beleidigen, auch dem,
 den keine menschliche Weisheit und Güte gewinnen
 kann, auch dem, der uns unersetzlichen Schaden
 zufügte, in die größten Verlegenheiten setzte, durch
 sein Betragen beschimpfte, und durch seinen Fehler
 auf unsern eignen Charakter den dunkelsten Schat-
 ten würfe, soll vergeben werden, gesetzt auch, daß
 er uns nicht um Vergebung bäte, und seine Fehler
 und Beleidigungen nicht berante, wie viel mehr
 also, wenn sie ihm leid thun, und er uns wirklich
 um Vergebung bittet.

Auch macht der Herr keinen Unterschied unter den Fehlern, als wenn nur die einen vergeben werden müßten, und die andern unvergeben bleiben dürften. Nicht etwa nur die kleinern Fehler, oder nur die ersten, oder nur diejenigen, wobei wir selbst einige Schuld haben, sollen verziehen werden. Jesus redet von Fehlern überhaupt, ohne das Maas oder die Art der Fehler zu bestimmen; und Er konnte die schwerern nicht ausnehmen, da Er selbst die schwersten, die begangen werden konnten und noch können, vergab; Er konnte nicht blos die ersten Fehler meinen, da Er dem Petrus sagte: „Er mußte seinem Nächsten, selbst wenn er sich siebenzigmal siebenmal an ihm versündigte, immer noch verzeihen;“ Er konnte endlich nicht blos ganz oder zum Theil verschuldete Fehler meinen, da Er abermal selbst die an Seiner eignen Person verübten, ganz unverschuldeten — nicht blos Fehler, sogar Verbrechen und tödtliche Mishandlungen großmüthig vergab.

Und wie soll verziehen werden? Hier zwar nicht ausdrücklich, aber bei einer andern Gelegenheit sagte Er auch dies. Es soll von Herzen geschehen; also nicht blos aus Klugheit, um sein Spiel zu verbergen, und gewisse Absichten um so sicherer zu erreichen, nicht mit falschem, sich nur verstellendem Herzen, nicht nur für einige Zeit, um den Beleidiger sicher und sorglos zu machen, und

sich dann um so fürchterlicher an ihm zu rächen, auch nicht mit lauem, gleichgültigem Herzen, und eben so wenig bloß in einer Umwandlung einer heftigen Gemüthsbewegung, oder erst auf dem Todebette, oder nur unter gewissen Bedingnissen, oder nur halb, sondern ganz, schnell, unbedingt, ehrlich, herzlich, ruhig, uneigennützig und großmüthig.

Wer so vergiebt, dem will der himmlische Vater auch vergeben, so wie er dessen bedarf; und wer anders, oder gar nicht vergiebt, der hat keine Vergebung von dem himmlischen Vater zu erwarten. Siehe da das zweischneidige Schwert des Wortes Jesus. Nur diese zween Fälle sind hier möglich. Wir vergeben entweder, und es wird auch uns vergeben; oder wir vergeben nicht, und es wird auch uns nicht vergeben. Ein Drittes giebt es hier nicht. Lebendig und kräftig ist also hier der göttliche Ausspruch; er ist ein Richter der Gedanken und Gesinnungen des Herzens. Beklage sich aber darum niemand hier über Strenge! Das Wort Jesus ist so wenig strenge, daß es vielmehr von Huld und Gnade überfließt. Denn es ist nicht nur gewiß, daß wir Vergebung bekommen können, sondern sie hängt so gar von uns selbst ab. Wenn wir vergeben, so wird auch uns vergeben, oder vielmehr so ist uns schon vergeben. Und daß es für uns keine unmögliche Sache sei, zu vergeben, das folgt schon

daraus, weil Jesus uns vergeben heißt. Er heißt uns vergeben; also können wir vergeben, wie schwer auch das Vergeben dem sei, dem Vergabung seiner Fehler kein Bedürfnis seines Herzens ist.

Daß also doch keiner die göttliche Gnade versäume! Das Gebot Jesus vertraut unsrer eignen Gewalt unser ganzes künftiges Schicksal, Tod und Leben, Segen und Fluch, Seligkeit und Verdammnis. Welches von beiden wollen wir bei der vielleicht noch sehr kurzen Frist, die uns gegönnt ist, wählen? Wir wollen, als Auserwählte Gottes, anziehen herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, also ausziehen den Stolz, der alleine oder doch vornemlich dem Menschen das Verzeihen erschweret, und einer den andern vertragen, und uns unter einander vergeben, so jemand Klage hat wider den andern; so wie Gott durch Christus uns Vergabung verheißt, so wollen wir selbst einander verzeihen.

XXIX.

Fortsetzung.

„**E**uer himmlischer Vater, sagt Jesus, verzeiht auch Euch, wenn Ihr verzeihet.“ Dies ist also der hohe Preis, den Jesus auf die seltenste, schwerste und schönste Tugend setzt, was uns zur Ausübung derselben stärken, sie uns möglich machen und erleichtern kann.

Jesus redet auch hier von Gott, als von dem allgemeinen Vater aller Seiner Zuhörer; und hierin liegt ein starker Bewegungsgrund zur Großmuth und Versöhnlichkeit. Diejenigen nemlich, denen wir vergeben sollen, gehören mit uns zu derselben großen Familie Gottes, und sollen von uns als unfre Brüder angesehen werden.

Sonst sieht sich gewöhnlich der Beleidigte für einen ungleich bessern, vorzüglicheren, adelichern Menschen an; er setzt sich in seinen Gedanken weit über den Beleidiger hinaus, und den Beleidiger tief

unter sich herab; er kann eigentlich in Erstaunen gerathen über die Berwegenheit, mit der man sich unterstand, ihn zu beleidigen; er kann es kaum begreifen, daß man sich so weit vergessen konnte, sich an seiner Ehre, seinem Eigenthume, seinem Lebensgenusse, seinen Rechten zu vergreifen, oder nur vergreifen zu wollen, daß die Ehrfurcht vor ihm den Beleidiger nicht zurückhielt, daß der tiefe Abstand zwischen ihnen beiden einen solchen Frevel möglich machen konnte. Diese Einbildungen eines stolzen Uebermuths werden schon dadurch vernichtet, daß Jesus mit dem großen Haufen Seiner Zuhörer, der gewiß auch mit aus Beleidigern und Beleidigten bestand, von Gott als von ihrer aller gemeinschaftlichen Vater sprach, sie selbst also alle als Kinder dieses Vaters vorstellte. Als Geschwister sollten sie also einander auch gerne vergeben; die Bruderliebe sollte ihnen einen eingewurzelten Haß und eine unversöhnliche Nachsicht an ihrem Beleidiger unmöglich machen; der Bruder sollte geneigt sein, dem Bruder, dem Mitkinde desselben Vaters im Himmel, eine großmüthige Bruderhand zu reichen, und sich mit ihm zu versöhnen; es sollte ihm nicht so außerordentlich viel kosten, das Böse dessen, der sein Bruder ist, mit Gutem zu überwinden, und, läßt er sich nicht gewinnen, für ihn zu beten. Denn es will ja doch wirklich so viel nicht sagen, wenn wir Menschen uns unter einander unsere Fehler verzeihen; der

Stand des Beleidigten ist dem Stande des Beleidigers in so fern gleich, als beide von Einem Blute abstammen, durch ähnliche Empfindungen, Bedürfnisse, Triebe mit einander verschwistert sind, und Einen Gott und Vater, Einen Herrn und Retter von gemeinschaftlicher Sünde und Sterblichkeit, und Einerlei Verpflichtungen und Verheißungen, Einerlei Hoffnungen und Erwartungen von demselben Vater und Heilande mit einander gemein haben. Aber wann der den Menschen verzeihen will, dessen das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit ist, und der sich in den zahllosen Gestirnen des Himmels, und deren noch weniger zählbaren Bewohnern unaufhörlich verherrlicht, dies macht einen Unterschied; dies heißt Huld, Großmuth und Gnade, und giebt reichen Stoff zur Bewunderung, zu Danksayungen und Lobpreisungen; davon zu reden, verlohnt es sich; es ist etwas Großes; man soll hier, wie David, mit gerührter Seele ausrufen: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte; Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, und vergilt uns nicht nach unsrer Missethat; so hoch der Himmel über der Erde ist, geht Seine Güte über Seine Verehrer; so weit der Morgen vom Abend, entfernt Er unsre Uebertretungen von uns.“

Nach dem Ausspruch Jesus ist auch diese Verzeihung etwas völlig Gewisses für jeden, der seinem

Nächsten seine Fehler verzeiht; er darf keine göttlichen Strafen mehr fürchten; seine Sünden, wären ihrer auch noch so viele, und wären sie noch so groß, sollen in keine Betrachtung mehr kommen; die Menge und Größe derselben wird von seiner christlichen Liebe und Güte gegen Fehlende und Beleidiger völlig bedeckt; er darf sich der Vaterhuld Gottes in jeder Absicht rein und ungestört freuen. Der leichtsinnige mag dies freilich nicht schätzen, weil er, noch trunken vom Genuße der kurzen Freuden ausschweifender Sinnlichkeit, an die darauf folgenden Schmerzen nicht denkt; auch der Verächter Gottes mag dagegen gleichgültig sein, weil er sich außer aller Verpflichtung gegen ein höheres Wesen wähnt; solchen Menschen ist die Verheißung der Vergebung ihrer Sünden nichts; sie begreifen nicht, wie dies jemanden zur Nachsicht gegen Fehlende und zur Großmuth gegen Beleidiger stimmen kann. Aber derjenige, von dem die Gemüthsruhe, der frohe, kindliche Sinn gegen Gott gewichen ist, weil die Vorwürfe eines erzürnten Gewissens ihn verfolgen, der die bitteren Folgen seiner Sünden schon schmeckt, und noch bitterere befürchtet, der eine gerechte Vergeltung der Tugend und des Lasters von Gott erwartet, und sich für seine Person nichts Gutes davon versprechen kann, weil er sich unendlich vieler und großer Verschuldungen bewußt ist, die ihm nur von dem, gegen den er sich verschuldet hat, erlassen werden können, erkennt das Glück

der Sündenvergebung und des Bewußtseins derselben; er fühlt, mit wie viel Wahrheit schon David sagen konnte: „Selig ist, wem die Uebertretungen vergeben sind, wem die Sünde bedeckt ist; selig ist der Mensch, dem der Herr die Sünde nicht zu rechnet.“ Ein beruhigtes Gewissen, die Wiederkehr des Friedens der Seele, ein Gott, den er mit allem Vertrauen eines Kindes seinen Vater nennen, von dem er Bedeckung aller bereuten und bestmöglich vergüteten Sünden, und Aufhebung oder Vergütung aller schlimmen Folgen derselben mit Sicherheit erwarten darf, geht ihm über alles; und darauf kann er sich wirklich verlassen, wenn er dem Nächsten seine Fehler verzeiht; ja er besitzt diese göttliche Gnade schon von dem Augenblicke an, da er mit Wahrheit sagen kann: „Er vergebe selbst von Herzen dem Nächsten seine Fehler.“

Dagegen kann, wer nicht vergiebt, nichts anders erwarten, als daß auch er nach der Strenge des göttlichen Gesetzes behandelt werde, so wie er selbst den Fehlenden und Beleidiger nach der Strenge seines wirklichen oder vermeinten Rechtes behandelt. „So Ihr, sagt Jesus, den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird Euch Euer Vater Eure Fehler auch nicht vergeben.“ So zuverlässig die dem Großmüthigen gegebene Verheißung ist, so gewiß bleibt es bei dieser dem Unversöhnlichen und Ungroßmüthigen

angekündigten Drohung. Darum ward sie auch von Jesus so häufig wiederholt, und sowohl in einer besondern Parabel, als auch ohne Parabel bei jeder Gelegenheit wiederholt und angedrungen. Es ist ein Hauptgedanke Seiner Lehre: „Mit welcherlei Gerichte Ihr richtet, werdet Ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maas Ihr messet, wird man Euch messen.“ Wenn also Gottes Großmuth nicht rührt, den schrecke Sein Ernst. Wahrlich es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Und ist Er irgend einem Sünder ein verzehrendes Feuer, so ist Er es demjenigen, der nicht nur durch Nachlässigkeit und Lauigkeit im Guten, und durch Beharrlichkeit im Dienste der Sünde Schuld auf Schuld häufte, sondern der göttlichen Langmuth auch noch dadurch trockte, daß er die ihm angebotene göttliche Gnade verschmähte, und nicht einmal seinem Nächsten vergeben wollte, um von Gott Vergebung zu erlangen. Ein unbarbarisches Gericht wird und muß über den gehen, der an dem Fehlenden und Beleidiger keine Großmuth übte, sondern nach der Strenge mit ihm verfuhr, ob er sich gleich durch Gelindigkeit und Edelmuth der göttlichen Großmuth ganz versichern konnte. Was würden und müßten wir schon nach dem von dem Schöpfer in unsre Natur gepflanzten Gerechtigkeitsgefühl von einem Menschen denken, der sich solcher bürgerlichen Verbrechen schuldig gemacht hätte, wodurch er nach den Ge-
setzen

setzen eine ansehnliche Strafe verwirkt hätte, dem aber doch der Landesherr aus besonderer Großmuth diese Strafe erlassen wollte, wosern er sich freiwillig dazu verstünde, einigen Personen, die bei ihm in einer leicht zu schenkenden Schuld stünden, diese Schuld nachzulassen, oder sich mit einem Kinde, Verwandten, oder andern Menschen, der ihn beleidigt und mit dem er bis dahin in Feindschaft gelebt hätte, zu versöhnen, und er sich nun noch besänne, oder Miene machte, sich dessen zu weigern, oder sich wirklich erklärte, dies könnte und wollte er nicht thun? Oder was würden wir von einer Nation denken, die sich auf eine gesetzwidrige Weise gegen ihren rechtmäßigen Regenten empört, ihm den schuldigen Gehorsam aufgekündigt, und ihn zum gerechtesten Zorn gereizt hätte, und an die nun, nachdem er die Rebellen bezwungen und sich in den Stand gesetzt hätte, ihnen, als Sieger, Gesetze vorzuschreiben, der großmüthige Antrag von seiner Seite geschähe, daß er, statt aller Genugthuung, nichts von ihnen verlangte, als daß sie unter sich nun allen Feindseligkeiten gegen einander ein Ende machen, und daß alle, die sich während der Unruhen gegen einander vergangen hätten, sich mit einander ausöhnen sollten, die aber eher es auf das äußerste wollten ankommen lassen, als daß sie unter diesem Bedingnisse von dem Monarchen Gnade annähmen? Würden wir es nicht höchst gerecht finden, wenn in dem erstern Falle der Landesherr der Strenge

des Gesetzes gegen den Strafbaren, der seine Güte verschmähte, den Lauf lassen würde, und im letztern Falle der beleidigte Monarch die Empörer als solche behandelte? Und könnte auch wohl in solchen Fällen mit Schicklichkeit anders gehandelt werden? Würde nicht vielmehr die Natur der Sache selbst eine solche Behandlung von Personen dieser Art nothwendig machen? Läßt es sich also wohl denken, daß diejenigen ein besseres Schicksal, als das ihnen von Jesus hier angekündigte, zu erwarten haben werden, die Vergebung der Sünden erlangen könnten, aber gefühllos, undankbar, hart, stolz und eigensinnig genug sind, um dieselbe muthwillig zu verschmähen? Und muthwillig verschmäht ja jeder die göttliche Gnade, der weiß, daß er mehr nicht thun müßte, um Vergebung seiner Sünden von Gott zu erlangen, als daß er seinem Nächsten die gegen ihn begangenen Fehler vergäbe, und der sich doch nicht dazu verstehen wollte.

Aber vielleicht könnte es Beleidigungen geben, deren Verzeihung den Werth der Sündenvergebung überwöge, und es könnte zuweilen dem Menschen zu viel zugemuthet werden, wenn man von ihm Vergebung der ihm zugefügten Beleidigungen und gegen ihn begangenen Fehler verlangte?? Beinahe sollte man denken, daß die Unversöhnlichen in diesen ausschweifenden Gedanken stünden, und glaubten, sie müßten ihrem Nächsten weit mehr verzei-

hen, als Gott ihnen zu verzeihen hätte, und man verlangte mehr von ihnen, als man ihnen billiger Weise zumuthen dürfte. Zwar auch dann hätten sie noch Unrecht, wenn sie ihrem Nächsten nicht verzeihen wollten, da Gott nur dem Verschuldeten seine Schuld erlassen will. Ihre Schuld gegen Gott würde ja damit nicht getilgt sein, daß sie sich weigerten, die Schuld des Nächsten gegen sie zu tilgen; ihre Schuld bliebe darum doch immer noch dieselbe. Aber es ist nicht einmal richtig, daß die Schuld des Nächsten gegen sie größer sein könnte, als ihre Schuld gegen Gott; nur der lächerlichste und mitleidenswürdigste Stolz, oder vielmehr eine gänzliche Unbekanntschaft mit sich selbst, eine gänzliche Unwissenheit in Ansehung seiner Verhältnisse gegen Gott, nur eine äußerste Dürftigkeit der Begriffe von der Tugend kann einen Menschen zu dem Gedanken verleiten, er müßte vielleicht mehr thun, als die Vergebung der Sünden werth wäre. Lasse sich, wer solche ausschweifende Träume träumt, aus seinem Traume wecken, und sich von dem Herrn belehren, daß seine Schuld gegen Gott sich zu der Schuld des Nächsten gegen ihn zum wenigsten wie zehntausend Talente zu hundert Denarien, oder wie funfzehn Millionen Thaler zu funfzehn Thalern verhält! Und wie gieng es dort dem Schalksknechte, der jene ungeheure Summe schuldig war, und diese kleine Summe, nach der Befreiung von seiner unerträglichen Schuldenlast, seinem Schuldner

nicht erlassen wollte? Er ward den Gerichtsdienern überliefert, und kam nicht los, bis er die ganze Summe bezahlt hatte, zu deren Bezahlung sein ganzes Leben nicht hinreichte. Und was für eine Anwendung macht dort Jesus von dieser Parabel? „Also, sagt Er, wird Euch mein himmlischer Vater auch thun, so Ihr nicht vergebet von Euern Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler!“

Doch vielleicht ist dies nur so gedrohet, und am Ende wird es doch nicht so schlimm gehen? Mögte dieser Wahn doch keinen verführen, und dahin bringen, wo das Geheul der Verzweiflung und das Zähneknirschen zu später, wüthender Reue ist! Irret nicht, heißt es hier, Gott läßt sich nicht spotten. Wie wollte der seiner Strafe entfliehen, der dies ernste Gebot verachtete? Der Zorn des verschmähten Vaters ist noch furchtbarer als der Zorn des Monarchen, der seine Großmuth verschmäht sieht. Wer seine Liebe geringschätzt, wird seine Ungnade erfahren; Trübsal und Angst wird über ihn kommen; Pein wird er leiden und ewiges Verderben von dem Angesichte des Rächers und von seiner majestätischen Macht. Fürchtet Euch also vor dem, der Gewalt hat, Leib und Seele zu verderben in der Hölle, Ihr alle, die Ihr noch zögert, Euerm Nächsten zu vergeben. Ja ich sage Euch: Denselben fürchtet!

Wir wollen zum Beschlusse dieser Betrachtung noch einige Ausflüchte prüfen, die von rachsüchtigen, unversöhnlichen und ungroßmüthigen Menschen gemacht zu werden pflegen, damit sie ihrem Nächsten seine Fehler nicht verzeihen müssen.

Einige sagen: Sie wollen ihrem Nächsten verzeihen, wann er sie um Verzeihung bitte. Freilich dies erleichtert unstreitig das Verzeihen. Aber wäre es darum Sinn und Geist Christus, nicht zu verzeihen, wenn man nicht vorher um Verzeihung gebeten worden? Nein es trete ab von dieser Denkensart, wer sich zu Christus bekennt. Der tödtlich beleidigte Stephanus ward von seinen Steinigern und von denjenigen, die Wohlgefallen an seinem Tode hatten, nicht um Verzeihung gebeten. Dennoch verzieh er ihnen und flehte sterbend: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!“

Andre schützen den Undank ihrer Beleidiger vor, um ihnen nicht verzeihen zu müssen; sie erzählen die vielen Wohlthaten, die sie ihren Beleidigern erwiesen hätten, und ihre großen Verdienste um sie; und dies, sagen sie, wird uns mit so schnödem Undank vergolten. Freilich erschwert dies die Verzeihung, wenn es sich wirklich so verhält. Aber wollten wir darum nur verzeihen, wann das Verzeihen leicht ist? Was thaten wir hieran Sonder:

liches? Wahrlich, wahrlich, Ich sage Euch, würde Jesus sagen: „Wenn Ihr nur verzeihet, wo das Verzeihen leicht ist, so werden auch Eure schwerern Vergehungen keine Vergebung finden.“

Aber, sagen andre, mein Nächster hat mich an meiner Ehre gekränkt. Hätte er mir nur in Anschung meines Vermögens oder Verdienstes durch Betrug oder auf andre Weise geschadet, dies wollte ich ihm gerne verzeihen; aber daß er meinen guten Namen angriff, dies werde ich ihm nimmermehr vergeben. Thörichter Mensch, der du diese Rede führst, du suchst also mehr die Ehre bei Menschen als die Ehre bei Gott? Jene gilt dir mehr als diese? Diese opferst du jener auf? Macht es dir denn keine Ehre, Angriffe auf deine Ehre, das Kößtlichste, was du kennst, zu verzeihen? Und glaubst du wohl, daß du einst mit dem Vorgeben, daß du solche Angriffe nicht verzeihen konntest, bei dem gerechten Richter deines Herzens durchkommen werdest? Ja bei Menschen, die sich auch nicht besser auf wahre Ehre verstehen, dürftest du wohl damit durchkommen; diese dürften dich vielleicht gar wegen dieser Denkart loben, und dir ein edles Ehrgefühl darum zuschreiben. Aber bei Menschen, die die wahre Ehre kennen, und bei Gott müßtest du wahrlich mit dieser Ausflucht mit Schande bestehen.

Noch andre halten das Verzeihen für Feigherzigkeit und Schwäche; sie fürchten auch von ihren Freunden und Verwandten und von dem Publikum verspottet oder für schuldig gehalten zu werden, wenn sie sich nicht rächen; oder sie glauben, man misbrauche ihre Güte, wenn sie sich ihren Beleidigern nicht fürchtbar machen. Aber wollen sie denn ihre Seele und Seligkeit in Gefahr setzen, um nicht schwach zu scheinen, oder um nicht unverständigen Menschen lächerlich zu werden? Wollen sie lieber, daß ihnen ihr himmlischer Vater ihre Fehler nicht vergebe, daß Gottes Misfallen und Ungnade auf ihnen ruhe, und daß sie aus Gottes Reich ausgeschlossen werden, als allenfalls vor der Welt einige Zeit lächerlich werden, und sich feigherzig oder schuldig nennen lassen, darum, weil sie einen ruhmwürdigern Sieg über sich selbst erhalten, als kein Sieg eines Feldherrn über seinen Feind es sein kann, oder als sich der kleinen und vielleicht nicht einmal begründeten Gefahr aussetzen, daß der Beleidiger ihre Großmuth misbrauche? Wer sich unter uns dünkt weise zu sein, oder sich vor dem Scheine der Unweisheit fürchtet, der werde doch ein Thor in dieser Welt, damit er weise werde; denn dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott.

Wieder andre gestehen, daß sie zu schwache Menschen seien, um eine Tugend auszuüben, die sich nur bei Heiligen finde; sie führen mit Einmal die ihnen

sonst gar nicht geläufige Sprache der Demuth und Bescheidenheit, so bald sie zur Großmuth und Verschönlichkeit aufgefordert werden; sie wissen nicht genug von ihren Mängeln und Unvollkommenheiten zu erzählen, nur damit man ihnen keine so große Tugend zumuthe. Und dabei wollen sie denn doch selig werden; sie wollen, daß ihnen ihr himmlischer Vater ihre Sünden vergebe, und ewiges Leben schenke! Und doch ist es nicht möglich, daß sie dieser Seligkeit theilhaftig werden, wenn sie durch die weite Pforte gehen, und auf dem breiten Wege wandeln, der zur Verdammnis abführt. Mögte sich doch keiner durch eine solche Denkensart des ewigen Lebens unwerth erklären! Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht!

Endlich wollen einige zwar noch verzeihen, aber erst auf dem Todtbette, also sich so lange wie möglich dagegen sperren. Bis zum Todtbette, denken sie, habe es noch Zeit; bis dahin, denken sie, nehme es Gott nicht so genau. Sie wollen sich also erst bessern, wann sie nicht mehr sündigen können, wollen die Sonne noch oft untergehen lassen über ihrem Haffe und über ihrer Rachsucht, wollen nicht eilen und ihre Seele retten, wollen heute ihr Herz noch verstocken, da sie Gottes Stimme noch hören, und die Befruchtung auf eine, wie sie wähnen, gelegnere Zeit versparen, die vielleicht nicht mehr kommt, und den Tod erst sich ihnen nähern lassen, der sie

vielleicht in ihren Sünden wegrast, und nach einem in Unversöhnlichkeit zugebrachten Leben mit Einmal hoffen, daß ein versöhnlicher Sinn in ihr Herz komme, das bis dahin diesen Sinn gar nicht kannte. O Verblendung der Leidenschaft, wie zum Erstaunen groß bist du! So betrügst du, o Sünde, deine Sklaven! So führst du sie in unwiederbringliches Verderben! Wehe uns, wenn wir dir Gehör geben, und nicht dem Sohne Gottes, der uns in Seines Vaters Namen zuruft: „Zurück von Euren Irrwegen, Getäuschte! Befehret Euch! Warum wollet Ihr sterben?“

XXX.

„Wenn Ihr fastet, sollt Ihr nicht sauer sehen, wie die Heuchler; denn sie verstellen ihre Angesichter, auf daß sie vor den Leuten scheinen mit ihrem Fasten. Wahrlich Ich sage Euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn Du aber fastest, so salbe dein Haupt, und wasche dein Angesicht; auf daß du nicht scheinst vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, welcher verborgen ist; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir es vergelten öffentlich.“

Vom Fasten ist hier die Rede, also von einer Sache, die vielleicht einem sehr großen Theile der Leser, als Erfahrungssache, ziemlich fremde sein mag, und die man vielleicht ziemlich allgemein für etwas ganz Außerwesentliches, dem Christen zu seiner Seligkeit Entbehrliches, wenn nicht gar Abergläubisches hält. Oder dürften es sich wohl viele

unter ihnen als eine Untugend vorwerfen, daß sie zu wenig fasteten, oder zu wenig nur an das Fasten dächten? Dürften viele unter ihnen eine Traurigkeit darüber in ihrem Gemüthe empfinden, daß sie in diesem Stücke noch so weit zurück wären, noch so wenig Erfahrung hätten? Glaubt ja vielleicht so gar mancher, daß er durch das Fasten an dem Lehrbegriffe und an den Gebräuchen einer Kirche Theil nehmen würde, von der man sich vor beinahe drei Jahrhunderten trennte, oder daß er doch, wenn sein Fasten bekannt würde, dieser Theilnehmung verdächtig werden könnte, und daß eben auch das Nichtfasten mit zum unterscheidenden Charakter eines protestantischen Christen gehöre. Um so mehr verdient es unsre Aufmerksamkeit, daß Jesus von dem Fasten an sich, abgesondert von dem Tadelhaften, was er an dem pharisäischen Fasten rügt, mit derselben Achtung wie von dem Wohlthun und Beten redet, es in Eine Klasse mit jenen unstreitig achtungswürdigen Eigenschaften eines Menschen setzt, und dem stillen, geheimen, bescheidenen Fasten wie dem stillen Wohlthun, und den geheimen Andachtsübungen die ehrenvollsten göttlichen Belohnungen verheißt.

Es muß also ein Fasten geben, das nicht verächtlich gemacht, und ins Lächerliche gezogen werden darf, davon der Verehrer Jesus mit eben so viel Achtung als von dem Gebete und der Men-

schenliebe sprechen soll, und von dem er sich eben so wenig als von dem Beten und Wohlthun sollte freisprechen können.

Jesus verstand wohl unter diesem Seinen Zuhörern empfohlenen Fasten eine freiwillige Enthaltung von sonst erlaubten sinnlichen Genüssen, die man sich für einige Zeit in der Absicht vorschreibt, um sich in der Herrschaft über sich selbst zu üben, um sich von diesen sinnlichen Genüssen nicht abhängig zu machen, um sich mit einem um so nüchternern Geiste gewissen ernstern Betrachtungen, wichtigen Geschäften, ernstern Andachtsübungen zu widmen, um gewisse geistige Kräfte in sich zu erwecken und zu beleben.

Einmal es soll kein zweckloses, slavisches, blos mechanisches, stets fortdauerndes, und auf gewisse bestimmte Tage ängstlich, abergläubisch und schulgerecht festgesetztes, sondern ein vernünftiges, weises, freies, mit dem Genusse dessen, was man sich freiwillig für einige Zeit versagt, abwechselndes Fasten sein. Der größte Weise konnte Seinen Schülern nichts Zweckloses zur Gewissenssache machen; Er, der den Geist der Kindshaft in Seinen Schülern wecken wollte, konnte nichts Slavisches von ihnen verlangen; und daß es nichts ununterbrochen fortdauerndes sein sollte, dies lehren uns schon diese Worte Jesus, die von einer besondern Zeit des

Fastens reden und uns also den Wink geben, daß man eben so wenig an Einem fort fastet als an Einem fort Almosen giebt, oder betet; bestimmte, feste gesetzte Fasttage endlich sind von Jesus nirgends vorgeschrieben, auch von Ihm nirgends gesagt worden, wie lange man fasten sollte.

Daß aber eine freiwillige Enthaltung von an sich unschuldigen sinnlichen Genüssen, die man sich für einige Zeit in der angeführten Absicht zum Gesetze macht, von mannigfaltigem sittlichem und religiösem Nutzen, und also empfehlenswürdig sei, dies lehrt nicht nur dieser Ausspruch Jesus, sondern wir können es auch daraus schließen, daß der Herr, ob Er gleich Seine Schüler so wenig zum Fasten, das eine ganz freiwillige Sache sein sollte, strenge anhielt, daß es Ihm so gar zum Vorwurfe gemacht ward, daß Seine Schüler so wenig fasteten, es dennoch der Vernachlässigung des Fastens mit zuschrieb, daß sich einige ihrer höhern Geisteskräfte wieder verloren hatten, und sie dieselben zu einer Zeit, da sie ihrer bedurften, nicht wieder in sich erwecken konnten; woraus sich zugleich mit Grund folgern läßt, daß dem Herrn selbst das Fasten als eine von Zeit zu Zeit wiederholte Tugendübung nicht fremde war. Auch scheint es vielleicht von Lukas mit auf Rechnung der öftern Uebungen im Fasten und Beten gesetzt zu sein, daß die Prophetin H a n n a unter dem Einflusse des göttlichen Gei-

stes stand; so wie er uns auch vielleicht auf den Gedanken führen will, daß jener römische Hauptmann, Kornelius, schwerlich so große göttliche Gunstbezeugungen erhalten haben würde, wenn er sich nicht, wie im Wohlthun und Beten, so auch im Fasten geübt hätte. Von Paulus, dem freien, unpharisäischen, erleuchteten Lehrer der Nationen, wird es ebenfalls in Lukas Apostelgeschichte an einigen Orten angeführt, daß er gefastet habe, und dieser Apostel sagt selbst: „Er halte seinen Leib hart, und mache sich ihn unterwürfig;“ auch empfiehlt er christlichen Ehegenossen, sich zum Beten und Fasten Müssigkeit zu nehmen, und sich zu dem Ende von Zeit zu Zeit eine Zeitlang einander zu entziehen.

Mit Nachdruck erklärt sich hingegen Jesus gegen eine gewisse verwerfliche Art des Fastens. Seine Schüler sollen beim Fasten nicht sauer sehen, wie die Heuchler, die ihre Angesichter verstellen, damit sie vor den Leuten scheinen mit ihrem Fasten; was auch ihre ganze Belohnung sei. Diese Worte sollen gewiß nicht das Fasten an sich selbst lächerlich machen, oder für tadelhaft erklären; denn Jesus muntert ja Seine Zuhörer vielmehr zum Fasten auf, und sagt nur, was sie dabei vermeiden sollen. Die hier gerügten Fehler wurden nemlich auch bei den Pharisäern wahrgenommen, denen es bei ihrem Fasten, so wie bei ihrer Wohlthätigkeit und bei ihren

Andachtsübungen eigentlich nicht um die Sache selbst, deren Zweck sie vorspiegelten, sondern nur um den Ruhm der Sache zu thun war. Sie fasteten freilich sehr häufig, nicht nur an den bei den Juden allgemein üblichen Fasttagen, sondern auch außerdem noch wöchentlich und regelmäßig zwei Tage, an denen sie sich nicht nur des Genusses unschuldiger Ergötzlichkeiten, sondern so gar des Genusses aller Speisen enthielten. Allein sie hatten dabei nicht den Zweck, dem Hang zur Weichlichkeit, Unmäßigkeit und Wollust entgegen zu arbeiten, sich abzuhärten, sich Herrschaft über sich selbst zu verschaffen, sich gewisse von der Tugend geforderte Selbstverläugnungen zu erleichtern, sich von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln, oder sich des Genusses gewisser geistigen Vergnügen empfänglicher zu machen. Nur in den Ruf einer außerordentlichen Heiligkeit wollten sie dadurch kommen; dies konnte aber nicht geschehen, wenn es nicht allgemein bekannt ward, daß sie fasteten; sie kündigten also ihr Fasten jedesmal damit an, daß sie beim Hingehen nach der Synagoge, während der Zeit des Aufenthalts in derselben, beim Zurückgehen nach ihrer Wohnung und in ihrer Wohnung selbst ein finsternes Aussehen annahmen, ihre Stirne runzelten, ihre Blicke zur Erde niederschlugen, ihrem Munde untersagten, sich zu dem unmerklichsten Lächeln zu verziehen, sich in tiefe Traurigkeit versinken stellten, nicht als ob sie wirklich von Traurigkeit

Zeit durchdrungen gewesen wären, und wegen der Stärke derselben sie nicht hätten verbergen können; sondern dies war nur eine Rolle, die sie spielten; diese Geberden sollten jedem sagen, daß sie ißt fasteten; darum verstellten sie ihre Angesichter, entstellten, bleichten, verunstalteten dieselben, seis, daß sie sich mit Asche bestreuten, oder sich durch Verhüllungen zum Theil, doch nicht ganz, weil sie sonst ihren Zweck verfehlt hätten, unkennlich machten, oder sich an den Tagen ihres Fastens so gar des von der Keinlichkeit geforderten Waschens enthielten; sie machten sich, wie Jesus sagt, unscheinbar, um vor den Leuten zu scheinen mit ihrem Fasten, bildeten sich also auch auf ihr Fasten viel ein, sahen es als etwas Verdienstliches an, und glaubten sich schon um dieses ihres Fastens willen besser als andre Menschen, die mit ihren Tugenden kein so großes Geräusch machten, oder auch ihren Körper nicht so hart hielten. Diese scheinheiligen Zerrgeberden, diese geistliche Komödie, dies affectirte, kopfhängerische Wesen, dies geffentliches Schanstellen, Aushängen, Feilbieten seiner Tugendübungen, dieser schmutzige Heiligkeitsprunk war dem Herrn, wie leicht zu denken ist, verächtlich; so sollten Seine Schüler nicht fasten. Und wer glaubt es Ihm nicht gern, wenn Er uns bethuert: daß der angestrebte Ruhm einer außerordentlichen Heiligkeit, um dessen willen jene Heuchler, das ist, jene Tugend: Schauspieler es sich so sauer werden ließen,

ließen, ihre ganze Belohnung war, daß sie für alle jene Selbstpeinigungen, Enthaltungen von Speise und Trank, Verstellungen ihrer Angefichter, traurige Geberden, und alles jene mühsame und beschwerliche Spiel einer geistlichen Eitelkeit nichts als das verächtliche Lob eines abergläubischen Pöbels, dessen Götzen solche Kopfhänger waren, durchaus aber keine göttliche Belohnungen zu erwarten hatten.

Ein ganz antipharisäisches Fasten empfahl also Jesus Seinem Schüler. „Wenn du fastest, sagt Er, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, auf daß du nicht scheinst vor den Leuten mit deinem Fasten.“ Sein Schüler sollte die freiwilligen Enthaltungen von sonst erlaubten sinnlichen Genüssen, die sie sich zuweilen für einige Zeit aus sittlichen und religiösen Gründen zum Gesetze machten, auf keinerlei Weise ankündigen, und unter die Leute kommen lassen; keine finstere Geberde, kein schleichender Gang, kein Hängen des Kopfs, kein abgetragenes Kleid sollte den Leuten abichtlich bekannt machen, in welchen Enthaltungen sie sich übten; durch nichts sollten sie sich äußerlich als Fastende auszeichnen; ihre heitere, fröhliche Geberde, ihre mit den Gesetzen der Reinlichkeit und den herrschenden Sitten übereinstimmende Behandlung des Angesichtes, der Haare, des ganzen Körpers, ih-

re natürliche Art des Umgangs, ihr freies, an allem Theil nehmendes Gespräch mit ihren Nebenmenschen sollte niemanden auf den Gedanken führen, daß sie sich heimlich aus sittlichen und religiösen Gründen freiwillig etwas versagten; und da bei der jüdischen Nation, als sie noch im Besitze von Palästina war, das Begießen des Hauptes mit wohlriechenden Oelen und Essenzen zur herrschenden Landessitte gehörte, so wie es überhaupt bei morgenländischen Völkern noch ißt Sitte ist, so wollte der Herr mit den Worten: „Salbe dein Haupt!“ unstreitig so viel sagen: „Richte dich in deinem Aeußern nach deinem Stande und nach der herrschenden Sitte deines Landes! Habe nichts Absteckendes, Hervorstechendes, das die Leute auf dich als auf einen Fastenden, aufmerksam macht! Dein Aeußeres verrathe deine Tugendübungen nicht! Verberge sie vielmehr absichtlich! Es sei dir genug, daß dein Vater darum weiß, der da ist, wo du im Verborgenen, ungesehen von den Blicken der Menschen, dich in Enthaltungen übest.“

Unter solchen Umständen mißbilligte Jesus nicht nur nicht das Fasten; Er erklärte es sogar für eine Gott wohlgefällige Sache; Er verhiess einem solchen Fastenden besondere göttliche Belohnungen, die sich auf sein geräuschloses Fasten bezögen. „Dein Vater, sagt Er, der in das Verborgne sieht, wird

die es öffentlich vergelten.“ In so großer Achtung stand das stille, bescheidene Fasten, dessen Zweck Vermehrung sittlicher Stärke und Erleichterung des Umgangs mit Gott ist, bei Jesus; Er rechnete es nicht zu dem jüdischen Aberglauben, und hatte nicht die Meinung, daß man diese Sache wie ein unschädliches Vorurtheil behandeln müßte, welches für einmal dem unerleuchteten Volke wohl noch könnte gelassen werden, oder daß man nur den auffallendsten Misbräuchen dieser Sache entgegenarbeiten müßte; es ward von Ihm nicht bloß geduldet, weil es sich doch nicht auf Einmal abschaffen ließ, sondern es hatte bei Ihm sittlichen Werth; Er redete davon als von einer eben so belohnenswürdigen Sache, als das geheime Wohlthun, und der geheime Umgang mit Gott es ist.

Freilich wenn die Menschen es nie gewahr werden, daß wir solche geheime Tugendübungen vornehmen, so kann leicht der Verdacht entstehen, daß wir sie gänzlich vernachlässigen; Jesus selbst ward darum auch von Uebelgesinnten ein Fresser und Weinsäufer, ein Gesell der Zöllner und Sünder genannt, weil Er durch Sein von allem scheinheiligen Wesen unendlich weit entferntes Betragen, durch Sein Theilnehmen an den unschuldigen Freuden des gesellschaftlichen Lebens, durch Seine natürliche Heiterkeit und Freundlichkeit Sein Fasten so gut zu verbergen und

geheim zu halten wußte, daß diejenigen, die an die finstern Gesichter der mit ihrem Fasten Geräusch machenden Pharisäer gewöhnt waren, glauben konnten, Er fastete gar nicht. Allein Jesus versicherte, daran wäre gar nichts gelegen, wenn es nur mit dem geheimen, Gott wohlgefälligen Fasten selbst seine Richtigkeit hätte. Möge auch niemand um unsre geheimen Tugendübungen wissen, mögen selbst die Vertrautesten unsers Herzens es nicht ahnden, welche unschuldige, uns nahe liegende, reizende Freuden wir uns zuweilen freiwillig versagen, um geistigere Freuden anzustreben und uns pflichtmäßige Aufopferungen zu erleichtern — wenn nur diese freiwilligen Enthaltungen wirklich mit diesem edeln Sinne, zu diesem edeln Zwecke geschehen, so ist das Verborgensein derselben kein Unglück; der himmlische Vater weiß doch darum; Er sieht ins Verborgene; Er bemerkt die freiwilligen Opfer, die wir der Tugend und dem himmlischen Reiche bringen, und Ihm ist auch bekannt, warum wir sie der Kenntnis andrer Menschen entziehen, uns sogar zuweilen eine unschuldige List erlauben, um sie unserthalben auf ganz andre Gedanken zu bringen. Und weiß nur Er darum, so ist es weit besser, als wenn alle Menschen darum wüßten; sie könnten uns nichts geben, als ein flüchtiges von innerm Werthe wie oft entblößtes Lob, womit sie uns reichlich, ja über Verdienen zu bezahlen glauben könnten, höchstens Bewunderung, verbunden mit Zutrauen und Liebe;

aber Er kann uns jene Opfer nach ihrem innern Werthe vergüten; und je minder sie den Menschen bekannt sind, um so mehreres haben wir dafür, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei dem himmlischen Vater zu gut; die geheimen Enthaltungen auch von erlaubten Genüssen, die wir uns zuweilen um der Tugend und um des göttlichen Reiches willen vorschreiben, werden ohne unser Zuthun durch göttliche Veranstaltung zu unsrer ewigen Ehre öffentlich bekannt gemacht und uns mit Seligkeiten vergolten werden, die jenen Enthaltungen auf das genaueste entsprechen; öffentlich kund wird es werden, daß diese Seligkeiten die Belohnung für jene freiwilligen geheimen Enthaltungen sind.

Möchten wir also auch in dieser Rücksicht nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare! Verloren sind alle jene herrlichen Belohnungen, die unsre Vorstellungen weit übersteigen, für den, der seine wohlthätigen Handlungen, Privatandachten, und Tugendübungen unter die Leute kommen läßt; der himmlische Vater kann den nicht belohnen, der sich selbst durch erschlichenes Menschenlob belohnt. Gäbe er auch alle seine Habe den Armen, und durchwachte er Nächte im Gebete und fastete er sich zum Gerippe, und thäte dies alles absichtlich auf eine Weise, daß die Welt es inne würde, und mit Hinsicht auf das oft verächtliche und immer vergäng-

liche Lob der Menschen — verloren wären für ihn alle jene ehrenvollen öffentlichen Vergeltungen Gottes, die Jesus nur dem demüthig Fastenden, der Menschenlob entbehren kann, verheißt; er gewönne etwas Sichtbares, das zeitlich ist, und verscherzte das Unsichtbare, das ewig ist.

XXXI.

Fortsetzung.

Die Bemerkung dringt sich uns zuerst auf, daß es scheint, als hätten wir Ursache, uns selbst dazu Glück zu wünschen, daß diejenige Art der Heuchelei, die Jesus hier rügt, und die schon in Jesaias Zeitalter bei dem jüdischen Volke häufig wahrgenommen worden sein mußte, bei uns kaum irgendwo angetroffen wird. In der That dürfen wir nicht darüber klagen, daß viele unter uns mit ihrem Fasten vor den Leuten scheinen wollen; vom Fasten sieht man so gar bei uns keine Spur, woraus man entweder schließen muß, daß wir entweder nach dem Gebote Jesus das Fasten äußerst geheim halten und es gerade so geschickt zu verbergen wissen, wie es Jesus von Seinen Schülern verlangt, oder daß unter uns gar nicht gefastet wird.

In dem letztern Falle hätte nun freilich der christliche Lehrer, wenn er es auch in dieser Tugend noch so

weit gebracht hätte, Unrecht, die Vernachlässigung des Fastens in einem scharfen Tone zu rügen, und den Christen darüber strenge Vorwürfe zu machen, oder von der Höhe seiner Tugend verachtend auf sie herabzuschauen. Denn so würde er selbst den Pharisäern gleich werden, vor deren Gemüthsart er zu warnen die Absicht hätte, oder zu haben angesehen sein wollte. Sie pflegten das Nichtfasten an andern strenge zu tadeln, und mit scharfem Blicke zu lauern, ob man diesfalls so viel leistete, wie sie; von ihnen wird es als etwas ihren scheinheiligen Charakter Mitbezeichnendes, erzählt, daß sie es dem Herrn und Seinen Schülern hoch angerechnet haben, daß sie nicht so häufig wie ihre und Johannes Schüler fasteten; von ihnen, daß sie den sittlichen Gehalt eines Menschen vornemlich auch nach seiner Nachlässigkeit oder Strenge im Fasten schätzten; von ihnen, daß sie den Nichtfastenden oder Nachlässigfastenden in ihren Gedanken tief unter sich herabsetzten; und sich selbst schon ihres Fastens wegen gerecht sprachen. Noch unschicklicher wäre es, wenn ein Lehrer, der in Ansehung des Fastens nicht einmal eben große Vorzüge vor andern hätte, diese andern wegen ihrer Nachlässigkeit im Fasten beschämen, und deswegen eine raue Sprache gegen sie führen wollte.

Allein so wenig ein Lehrer, der den Sinn Christus hat, geneigt sein kann, es im Tone des Vorwurfs

zu rügen, wenn er das Fasten noch zu sehr vernachlässigt finden sollte, und so wenig ein weiser christlicher Sittenlehrer damit anfangen wird, auf seine Zeitgenossen zu wirken, daß er bei ihnen auf strenges Fasten zu dringen sich wird einfallen lassen, so wenig stünde es ihm an, zu sagen, daß sie wohl daran thäten, wenn sie diese Uebungen in freiwilligen Enthaltungen gänzlich vernachlässigten, oder daß sie es wenigstens damit halten könnten, wie sie wollten; es ist vielmehr seine Pflicht, zu lehren: Daß auch derjenige, der diesen Theil der Lehre Jesus nur anhört, aber nicht darnach thut, einem thörichten Manne gleich ist, der sein Haus auf den Sand baut, und daß man noch nicht in allen Stücken ächter Schüler Jesus und Verehrer Seiner weisheitsvollen Worte ist, wenn man von diesen Uebungen in freiwilligen Enthaltungen nichts weiß, daß es nicht genug ist, wenn man Barmherzigkeit übt, und sich oft im Verborgnen dem himmlischen Vater naht, sondern daß man sich auch mit derjenigen Tugend, wovon Jesus hier redet, bekannt machen muß, und nicht eigenmächtig trennen darf, was der Herr zusammengefügt hat.

Man darf indessen nicht blos an freiwillige Enthaltungen von Speise und Trank denken, wenn man von diesem Gebote Jesus eine Anwendung machen will; es giebt noch viele andre Enthaltungen, zu denen sich in dem täglichen Leben häufige Gelegen-

heiten finden, und die man auch ein wahres Fasten heißen kann.

Freilich soll damit die von Zeit zu Zeit anzustellende Übung in freiwilligen Enthaltungen von gewissen sehr geliebten Speisen und Getränken, oder von Speise und Trank überhaupt, wiewfern man nemlich diese Enthaltungen, der Gesundheit oder seiner Berufsgeschäfte halben, vertragen kann, nicht ausgeschlossen sein; denn Jesus tadelte an den Pharisäern nicht so fast diese Enthaltungen selbst, als ihr Prahlen mit denselben. Gewiß es dürfte auch uns nicht schaden, wenn wir uns gewisse Lieblings Speisen und Lieblingsgetränke, wenn auch von uns mit Mäßigkeit genossen, doch nicht allzusehr zum Bedürfnisse machten, wenn wir zuweilen freiwillig Verzicht darauf thäten, um eine Herrschaft über unsere sinnlichen Begierden auszuüben, und unsern Willen frei zu behalten, wenn wir zuweilen an gewissen regelmäßigen, oft wiederkommenden Familienmahlzeiten, wobei fast immer etwas mehr als gewöhnlich gegessen und getrunken wird, keinen Antheil nähmen, und dafür diese Zeit, ohne daß es großes Aufsehen machte, unter sehr mäßigem Genuße einfacher Speisen oder unter Enthaltung von Speisen in der Stille zubrachten, und einmal einen Besuch bei uns selbst abstatteten; oder wenn wir uns auch beim Theilnehmen an diesen Mahlzeiten ganz im Stillen und ohne daß jemand es be

merkte, in der Enthaltſamkeit üben, und mit einem von Speiſen ganz unbeſchwerten Magen von der Tafel aufſtünden; oder wenn wir endlich zuweilen, ohne daß es andern in die Augen fiel, uns auch des Genuſſes der gewöhnlichen Speiſen, wie fern unſre Geſundheit und Berufsgeschäfte nicht darunter leiden, enthielten, ohne darum nachher, wie die Phariſäer, wieder zu ſchwelgen, und uns für jene Enthaltungen durch Uebermaß im Genuſſe gleichſam wieder ſchadlos zu halten.

Allein auch außerdem giebt es noch mannigfaltige Arten freiwilliger Enthaltungen, die man ebenfalls ein Faſten heißen kann, und die Gelegenheit dazu zeigt ſich häufig im täglichen Leben.

Wir lieben etwa ein gewiſſes Vergnügen, deſſen Genuß freilich an ſich ganz unſchuldig iſt, beinahe mit Leidenschaft; wir können die Zeit kaum erwarten, die uns dies Vergnügen wieder verſchaft. Wenn wir nun zuweilen freiwillig Verzicht darauf thun, um uns in der Selbſtverläugnung zu üben, oder um durch die freiwillige Aufopferung deſſelben ein höheres, geiſtiges Vergnügen zu erkaufen, ſo thun wir gerade daſſelbe, was Jeſus hier Seine Schüler thun heiſt: Wir faſten. Und wir dürfen hier nicht etwa bloß an anſtändige Tänze, unſchuldige Spiele, erlaubte geſellſchaftliche Vergnügen denken, ſondern wir können die Sache noch weiter ausdehnen, auf

jedes uns nahe liegende Vergnügen im Kreise unsers häuslichen Lebens, auf die Lektur einer angenehmen Schrift, die gerade vor uns liegt, und wonach uns sehr verlangte, auf das Lesen eines so eben ankommenden freundschaftlichen Briefes, auf das Nachahmen einer neuen Mode, auf das Mittheilen einer unterhaltenden Nachricht. Wer in Ansehung irgend einer solchen Sache freiwillig aus sittlichen und religiösen Gründen — denn auch auf dergleichen Gegenstände findet eine Anwendung sittlicher und religiöser Grundsätze Statt — mit dem Genusse an sich hält, denselben freiwillig aufschiebt, sich denselben für einige Zeit freiwillig versagt, um sich in der Selbstbeherrschung zu üben, der fastet auch in dem Sinne dieses Gebotes Jesus.

Wenn aber dies Fasten nicht seinen ganzen sittlichen Werth verlieren soll, so ist es ebenfalls nothwendig, daß man nicht das mindeste Geräusch damit mache, sondern allenfalls eben so viel List gebrauche, um es andern zu verbergen, als einst die Pharisäer Kunst anwandten, um es ihren Nebenmenschen kund zu thun; auch darf man nicht stolz darauf werden, oder sich allein schon deswegen viel besser als andre glauben. „Wahrlich ich sage Euch,“ würde Jesus auch uns sagen, „dann hättet Ihr Euern Lohn dahin; scheinet nicht vor den Leuten mit Euerm Fasten, sondern vor Euerm Vater,

welcher verborgen ist; und Euer Vater, der in das Verborgne sieht, wird es Euch vergelten öffentlich."

Es giebt aber auch ein unfreiwilliges Fasten, wovon freilich hier nicht die Rede ist, worüber sich aber bei Gelegenheit des freiwilligen Fastens auch einige nicht unerhebliche Bemerkungen vortragen lassen.

Man kann nemlich durch seine äußere Lage, durch Altern, Vormünder, Aufseher, Uebelgesinnte, oder durch Armuth, durch seinen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, durch drückende Familienverhältnisse, oder durch Verlust einer geliebten Person im Genuße unschuldiger Freuden des Lebens so sehr eingeschränkt werden, daß man empfindlich darunter leidet, zumal wenn man sehr viel Sinn für diese Freuden hat, und durch sein Temperament sehr dazu gereizt wird. Auch solchen unfreiwillig Fastenden kann das Wort Jesus zugerufen werden: „Ihr solltet nicht sauer sehen, und Eure Angesichter verstellen, damit Ihr vor den Leuten scheinet mit Euerm Fasten."

Man hat nemlich vielleicht bei uns ungleich mehr Versuchung, ein solches unfreiwilliges als ein freiwilliges Fasten merken zu lassen; das letztere dürfte wohl in unsrer Zeit dem Fastenden schwerlich so viel Ruhm und Ehre einbringen, als es einst dem Pharisäern eingebracht hat; ein freiwillig Fastender,

der ikt damit prahlen wollte, dürfte eher noch dem Gelächter und den Hohnreden seiner Nebenmenschen ausgesetzt sein, und sich vor ihrem Spotte kaum zu retten wissen; die Versuchung kann also wohl ikt eben nicht mehr sehr stark sein, es andre wissen zu lassen, wenn man freiwillig fastet; hingegen ist man geneigt, bei unfreiwilligen Entbehrungen seine geheimen Leiden durch sein ängstes Betragen anzukündigen, sich das Ansehen eines Leidenden zu geben, in seinen Blick den Ausdruck der Sehnsucht zu legen, und jedermann auf sich als auf ein unglückliches Geschöpf aufmerksam zu machen. Denn es läßt so empfindsam, den Leidenden zu machen! Es schmeichelt so sehr, andre Menschen für sich zu interessiren! Es ist so süß, sich bedauert zu sehen! Es giebt dem Angesichte einen geistigen Reiz, wenn man Spuren geheimer Leiden darin wahrnimmt! Und geschehen jene Einschränkungen von Personen, die uns hart behandeln, so ist dies Ankündigen unsrer Leiden zugleich eine feine Anklage ihrer Härte, und die Wirkung desselben eine feine Rache für ihre unbillige, strenge Behandlung. Vor dieser Art feinerer Eitelkeit soll der unfreiwillig Fastende auf seiner Hut sein; ihm vorzüglich soll es auch gesagt werden: „Wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht! Komm nicht geffentlich mit den Spuren deiner Thränen und Leiden unter die Menschen! Verberge deine unbefriedigten Bedürfnisse, deine dir unangenehmen, peinlichen Entbeh-

runge unter einem fröhlichen Gesichte! Man sehe dich eher für glücklich als für unglücklich an, denke sich dich eher in einer angenehmen als unangenehmen Lage! Einem zuverlässigen, verschwiegenen Freunde darfst du zwar dein Leiden vertrauen, wenn es dir sonst unerträglich sein würde; aber weiter klage es niemanden als dem Vater, der in das Verborgene sieht! Nur Er sei Zeuge deiner Thränen; nur vor Ihm ergieße dein Herz! Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir gewiß öffentlich vergelten; das edelbescheidene Verbergen deiner Leiden vor der Welt wird dir ungleich vortheilhafter sein, als dem Eiteln das Bekanntmachen seiner Leiden nicht ist. So wahr ein Belohner stiller Tugend ist, so wahr wird dein seiner sittlicher Sinn, deine Bescheidenheit und Verschwiegenheit, dein kindliches Vertrauen auf Gott dich noch in den Besitz der Freuden setzen, die nicht so fast ein hartes Schicksal dir ikt entzieht, die vielmehr nur ein liebender Vater dir aufspart, damit du sie einst zur Vergütung deines Wartens noch schöner genießest, als du sie ikt nicht genießen könntest.“

Es giebt ferner noch ein belohnenswürdiges Fasten, wovon eigentlich hier auch nicht ausdrücklich geredet wird, dessen wir aber dennoch mit Schicklichkeit hier gedenken können. Man kann nemlich fasten, das heißt, sich Vergnügen versagen und sich ein-

schränken, um andern Genuß zu verschaffen, um ihnen Labfal zu reichen, um seine Wohlthätigkeit weiter auszubreiten, um Dürstige leichter unterstützen zu können. Heil auch diesem edelmüthig Fastenden! Und einst Preis und Ehre von dem öffentlichen Vergelter jeder Tugend, der auch das geheimste Fasten bemerkt, das man sich zu irgend einem preiswürdigen Zwecke vorschreibt! Auch diese Art des Fastens wollen wir nicht vernachlässigen. Es ist schön, es macht Freude im Himmel und bereitet göttlichen Segen, wenn man sich freiwillig etwas abbricht, auf gewisse Freuden Verzicht thut, oder sie sparsamer genießt, ein Kleidungsstück weniger sich anschafft, ein Buch weniger kauft, eine Schüssel weniger auf seine Tafel bringen läßt, sein Hauswesen auf einen niedrigeren Fuß setzt, um für einen armen Verwandten, für einen gedrückten Hausvater, für einen talentvollen aber von eigenem Vermögen entblösten Jüngling, für eine durch widrige Schicksale in Verfall gerathene Familie etwas mehr thun zu können, um seltener abschlagen zu müssen, um zu gemeinnützigen Unternehmungen und Anstalten auch einen Beitrag oder einen größern Betrag geben zu können. Mögte auch diese Art des Fastens immer allgemeiner werden und zugleich immer geheimer sein! Möge jeder, der mit diesem Sinne fastet, auch damit nicht scheinen vor den Leuten, sondern zufrieden sein, daß er vor seinem Vater fastet, der im Verborgnen ist, in das Ver-

bor-

borgene sieht, und es ihm öffentlich vergelten wird!

Es giebt endlich noch eine Art freiwilliger Enthaltungen, die ebenfalls Beifall verdient, obgleich hier eigentlich auch nicht ausdrücklich davon geredet wird: Wenn man sich nemlich gewöhnt, von seinem eignen, wenn auch noch so verdienten Lobe keine Kenntnisse einzuziehen, und von dem Beifalle, den man unsern guten Handlungen, Tugenden und Verdiensten giebt, schlechterdings nichts absichtlich wissen will, sich darnach nirgends erkundigt, und sich schnell davon wegwendet, ob man gleich das Schmeichelnde des Beifalls ganz fühlt, und gegen den Reiz desselben nichts weniger als unempfindlich ist. Auch ein solches Fasten, eine solche freiwillige Enthaltung vom Genuße des Lobs und Beifalls, der uns zu Theil wird, ist gewiß dem himmlischen Vater wohlgefällig, und wird gewiß so wenig als irgend eine andre große und edle Gesinnung unbelohnt bleiben. Auch in diesem Sinne wollen wir uns also des Fastens befeßigen, das heißt: Recht schaffen handeln, unsrer Pflicht getreu sein, gemeinnützig uns ausbreiten, und wohlthun, wenn, wo, und wie wir immer können, aber ohne dafür den Mißbrauch des Lobs und Beifalls einathmen zu wollen; es soll uns genug sein, zu wissen, daß der Vater im Verborgnen mit uns zufrieden ist, und daß zu seiner Zeit, wenn wir nicht müde werden,

Gutes zu thun, das Lob von Gott, das Einzige, das uns nicht verderbt, auch uns wiederfahren wird.

Wir fügen dieser Betrachtung der Lehre Jesus vom Fasten noch einige Bemerkungen bei, wozu uns dieser Theil der Bergpredigt Gelegenheit giebt.

Zuvörderst eine über die Reinlichkeit. Das Betragen der Pharisäer bei ihrem Fasten war dem Herrn gewiß auch deswegen widrig, weil es die Reinlichkeit beleidigte. Ihre Angesichter waren auch durch Unreinlichkeit entstellt; sie wuschen sich nicht, wann sie fasteten; ihr Aussehen war schmutzig und erregte Menschen von feinem Gefühl Ekel. Darum hieß auch Jesus Seine Zuhörer sich waschen, wann sie fasteten; Er liebte ein reinliches Gesicht, einen reinlichen Körper; schon der einzige sehr wesentliche Fehler der Unreinlichkeit hätte gewiß jeden von Seinem nähern, vertrauten Umgange ausgeschlossen; oder wer könnte sich einen schmutzigen, unreinlichen Menschen unter Seinen Aposteln oder unter Seinen Freundinnen denken?? Wem also daran gelegen ist, daß er dem Herrn wohlgefalle, beleiße sich auch der Reinlichkeit in Ansehung seiner Person, seines Hauswesens, seiner Kinder! Die großen, edeln, erhabenen Gesinnungen, die Jesus in Seinen Schülern bilden will, können bei Schmutz nicht gedeihen; und wer schon jeden Menschen von guten

Sitten und feinem Sinn durch die Vernachlässigung seiner Person, und dessen, was seine Person zunächst umgiebt, von sich entfernt, wird der etwa um so besser dem Herrn gefallen?

Wir können auch bemerken, wie widrig und verächtlich dem Herrn alles affectirte Wesen, das Sauersehen ohne Gefühl von Traurigkeit, das Verstellen des Angesichts ohne Empfindung von körperlichem oder geistigem Schmerz war. Es könnte Ihn aber auch eben so wenig gefallen, wenn wir uns andächtig stellten, ohne von Andacht durchdrungen zu sein, oder gerührt, ohne gerührt zu sein, oder empfindsam bei rohem Gefühl, oder demüthig bei einem stolzen Herzen, oder ehrlich und treuherzig bei heimlicher Lücke, oder zärtlich ohne Wärme der Liebe, oder mitleidig ohne Barmherzigkeit. Alle solche Herrgeberden verunstalten den Menschen weit mehr als die Mängel oder Fehler, die damit — eitle Täuschung! — bedeckt werden sollen, und müssen von jedem aufrichtigen, natürlichen Menschen verachtet, ja verabscheuet werden, am meisten von dem, in dessen Gesichtszügen, Stellung, Gang, Geberde nie auch nicht einmal der feinste Betrug gefunden worden ist. In einem solchen angenommenen Wesen sehe also am allerwenigsten jemand eine Ehre oder Kunst! Natur, Wahrheit, Aufrichtigkeit sei die Ehre eines jeden, und das Ziel seines Strebens! Nur das Natürliche, Unge-

schminkte gefällt, und ist liebenswürdig; auch unsre Tugend habe etwas Gefälliges; sie hat aber nur dann Anmuth und Liebreiz, wenn nichts Affektirtes, Verzogenes, Verstelltes, um andrer willen Angenommenes dabei ist. Wie wenig verstehen sich doch alle Scheinheiligen und alle, die überhaupt in Affektation eine Schönheit sehen, und alle, die ihre Kinder durch Angewöhnungen affectirter Manieren zuletzt gar zu Heuchlern misbilden, auf wahre Schönheit! Je wahrer und aufrichtiger ein Mensch ist, um so liebenswürdiger ist er; um so mehr muß ihm aber auch alles, was nicht aufrichtig ist, und Anspruch auf Aufrichtigkeit macht, ein Greuel sein.

Auch noch eine Bemerkung über die Worte Jesus: „Ruhm der Getäuschten ist der Heuchler ganze Belohnung.“ Also wenig genug: will Er sagen. Und dem Eiteln ist dies Lob doch so viel; er lebt darin; es ist sein Himmelreich; er glaubt sich selig genug, wenn nur die Menge gut von ihm spricht, gleichviel, ob er es verdiene oder nicht. Gienge doch ein solcher Armer bei dem Herrn in die Schule, und würde weise! Wenig genug, sagt Jesus, ist des Ruhmsüchtigen Lohn. Betrogne Thoren preisen, bewundern einen eben so verblendeten oder noch verblendeter Thoren; dies ist alles; weiter hat er nichts zu erwarten. Jesus fragt uns also, ob es sich wohl der Mühe lohne,

um eitles Menschenlob so leidenschaftlich zu' buhlen, als gäbe es nichts Bessers. Dies Befre zeigt und verbürgt Er uns, und heißt uns darnach streben. Laßt uns seine belehrenden Winke nicht übersehen!

Dieser Ausspruch Jesus zeigt uns endlich auch noch, wie die Heuchelei, wogegen Jesus einen so stark ausgedrückten Haß äußert, in einem Menschen entsteht. Die Pharisäer wurden Heuchler durch ihre Eitelkeit. Ein eitler Mensch ist in der größten und in steter Gefahr, Heuchler zu werden; und Heuchler mag und will denn doch niemand gerne sein, und noch weniger heißen; aber warum wird die Quelle der Heuchelei nicht genug gestopft? Warum steuern Aelteren noch so wenig der Eitelkeit ihrer Kinder? Warum machen sie selbst gar dieselben oft eitel, und führen sie durch ihre Urtheile und durch ihr Betragen auf den Gedanken, es sei genug, wenn man nur scheine, was man sein sollte? Was entsteht am Ende hieraus? Fertigkeit im Heucheln. Was macht man so aus den Kindern? Heuchler, deren einziges Streben dahin geht, für das angesehen zu werden, was sie in der That sein sollten, und die zufrieden sind, wenn man sie für das hält, was der Rechtschaffene in der That zu sein sich befließt. Mögte doch jeder das Gernwollengesehen sein so sehr hassen, als Jesus es haßt! Mögte die Begierde, nur gut zu

scheinen, durch das Wort des Herrn aus unserm Herzen verdrängt werden, und wir alle uns entschließen, den Fleiß und die Mühe, die der Heuchler auf den Schein des Guten verwendet, darauf zu verwenden, wirklich gut zu werden, und gut zu sein nicht bloß in den Augen der Menschen, sondern auch vor dem Vater im Himmel, der ächte Tugend, aber auch nur sie, einst öffentlich und herrlich belohnen wird!

XXXII.

„Ihr sollt Euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nach graben, und stehlen.“

Bei der Absicht Jesus, Seine Schüler mit edlern Tugendbegriffen als den pharisäischen bekannt zu machen, war es zu erwarten, daß Jesus auch von dem Sammeln irdischer Schätze mit Seinen Zuhörern spräche, und ihnen auch eine hierauf sich beziehende Lehre vortrage, die sie schwerlich in den pharisäischen Schulen würden vernommen haben. Denn gerade auch das Sammeln irdischer Schätze muß eine der stärksten Leidenschaften der Pharisäer gewesen sein, weil sie es so gar lächerlich fanden, daß Jesus behauptete, es sei unmöglich, die Anhänglichkeit an den Reichtum mit wahrer Frömmigkeit zu vereinigen, und weil Er am Ende Seines öffentlichen Lebens den Pharisäern auch das un-
er Ankündigung göttlicher Gerichte vorwarf, daß

sie in ihrem Geiße bis zum Raube, bis zu schreienden Ungerechtigkeiten giengen. Er sagt also hier mit Rücksicht auf dasjenige, was Er diesfalls bei den Pharisäern wahrgenommen hatte: „Sammelt Euch nicht Schätze auf Erden.“ Es fragt sich hier zuvörderst, was Jesus hier eigentlich tadelte, für verwerflich erklärte, und Seinen Schülern untersagte.

Gewiß wollte Er keinen verächtlichen Seitenblick auf die reichern Stände werfen, und Seinen Zuhörern nicht Verachtung des Reichthums und aller vom Glücke mit Reichthum begünstigten Personen einflößen; eben so wenig läßt es sich denken, daß Er Seinen Schülern etwas geboten habe, aus dessen allgemeiner Beobachtung nur Verwirrung und Unheil entstehen würde. Er konnte nicht verlangen, daß sich die Menge des um Ihn versammelten Volkes aller irdischen Güter berauben, oder jedes zeitliche Glück, das ihnen durch Erbschaften, ehliche Verbindungen, und Berufssegen, ohne Verletzung ihres Gewissens und ohne Beeinträchtigung des Nächsten, zukommen mögte, ohne allen vernünftigen Zweck, und also schwärmerisch von sich stoßen sollten. Er konnte nicht verlangen, daß jeder Seiner Zuhörer sein ganzes Vermögen, wie unschuldig und rechtmäßig er es auch erworben haben mögte, nun sogleich ohne Beruf und ohne Nutzen unter seine Nebenmenschen vertheilen und sich selbst zum

Bettler machen sollte. Er konnte Seinen Zuhörern das Fortpflanzen ihrer rechtmäßigen Habe auf ihre Familie nicht verbieten und zur Sünde machen, oder es tadeln, wenn man wirthschaftlich mit dem seinigen umgieng, um andern nicht zur Last fallen zu müssen, und um so leichter dem Dürftigen mittheilen zu können, oder es endlich für unerlaubt erklären, wenn man in gesunden Tagen etwas für kranke Tage, in Zeiten guten Verdienstes etwas für Zeiten der Verdienstlosigkeit, im Sommer etwas für den Winter, und überhaupt auch für außerordentliche Fälle etwas zurücklegte, und für die Zukunft vernünftige Anstalten machte, um nicht durch Leichtsinns und Nachlässigkeit vom Mangel überrascht zu werden. Der Größte aller Weisen, die Vernunft in Person, der richtige Schätzer jeder Sache nach ihrem wahren Werthe war auch gerecht in Beurtheilung der irdischen Glücksgüter; Er sah sie als eine dem Menschen nützliche und zum Theil unentbehrliche Sache an; Er wußte, daß man sich und andern viele keineswegs zu verachtende Bequemlichkeiten des Lebens und manches schätzbare Mittel, seine Kenntnisse zu vermehren und zu veredeln, mittelst derselben verschaffen und sehr viel Gutes damit wirken kann, und daß der Mangel an demselben ein sehr wesentliches Uebel, ja für manchen eine kaum überwindliche Versuchung zum Bösen wird; Er kannte mehrere Schüler und Schülerinnen, die im Wohlstand waren,

und denen Er nie zumuthete, sich ganz davon zu entblößen; Er machte keinem Reichen seinen Reichtum zum Vorwurf; und nur in dem einzigen Falle, wann eine Reicher sich Ihn von freien Stücken zum vertrauern, Ihn stets begleitenden Schüler anbot, und sich ganz den Geschäften Seines geistigen Reiches widmen wollte, verlangte Er von ihm eine Trennung von allem, was ihn zu diesem Geschäfte untüchtig machen, oder daran hindern konnte; Er hieß die Reichen nur einen wohlthätigen Gebrauch von den ihnen vertrauten zeitlichen Gütern machen, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich sein, sich selbst auf die Zukunft einen guten Schatz sammeln, damit sie das ewige Leben ergreifen, nicht aber sich ganz außer Stand setzen, dergleichen gute Handlungen ferner zu verrichten.

Es versteht sich also hoffentlich ohne weitem Beweis, daß Jesus hier nichts verbietet, was ein Christ vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens verantworten kann, wozu er vielleicht sogar nach den Gesetzen der Vernunft und des sittlichen Gefühls verpflichtet ist, und daß hier nichts befohlen wird, was sich vor diesem Richterstuhle nicht rechtfertigen läßt!

Jesus will also wohl hier nur so viel sagen: „Machtet nicht das Häufen von Schätzen auf Schätze zum

Hauptgeschäfte Eures Lebens; Sammelt nicht Schätze, bloß um einen Ueberfluß von zeitlichen Gütern bei einander zu haben, bloß um in großen Goldhaufen wählen zu können, oder sich an dem gesammelten Vorrathe kindisch und zwecklos zu ergötzen. Setzt nicht in dem Besitze irdischer Güter, ohne Rücksicht auf den gemeinnützigen Gebrauch, den weise Menschenfreunde davon machen können, Euer höchstes Gut! Macht nicht Euern Abgott daraus! Bauet nicht Euer Vertrauen darauf! Das Streben darnach sei nicht Eure einzige oder vornehmste Leidenschaft!“ Er sagt folglich dasselbe, was Paulus in seinem Sendschreiben an Timotheus mit folgenden Worten sagt: „Niemand wolle mit aller Gewalt reich werden; es führt in Versuchung und Fallstricke, und in viele thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen ins Verderben und Verdammnis senken.“ Besonders ist bei diesen Worten Jesus nicht zu übersehen, daß in denselben ein eigennütziges, also nicht gemeinnütziges Schatzesammeln getadelt wird. „Ihr sollt, heißt es, Euch selbst nicht Schätze sammeln.“ Sich selbst soll der Schüler Jesus nicht irdische Güter sammeln. Diese wichtige Bestimmung biegt allein schon manchem unverständigen Misverstände vor.

Man soll demnach, dieser Lehre Jesus zufolge, die zeitlichen Güter nicht über ihren wahren Werth

schätzen, sich nicht in dieselben, als wären sie das höchste Gut, auf eine thörichte Weise verlieben, denselben nicht alles andre, selbst Wissenschaft und Tugend, unterordnen, nicht nach dem Maassstabe derselben alles andre beurtheilen, nicht im Besitze derselben sich schon glücklich genug schätzen, nicht sie abgöttisch verehren, und sein ganzes Vertrauen einzig und allein auf sie gründen.

Jesus will ferner nicht, daß man blos für sich selbst und die seinigen irdische Schätze auf irdische Schätze zu häufen sich bestrebe; Er verwirft das Schatzesammeln, das keinen Zweck hat, als den Besitz und die Vermehrung dieser Schätze, oder die Vermehrung der Mittel, seine Neigung zur Pracht und zur Wollust zu befriedigen; Er heißt denjenigen gerade zu einen Narren, der immer nur Plane entwirft, wie er sein Gut vermehren, und was er damit anfangen wolle, und dabei immer nur an sich, nur an seine Bequemlichkeit und Ergötlichkeit denkt; es kommt Ihm im höchsten Grade ungereimt vor, wenn man, nicht zu edeln, menschenfreundlichen Zwecken, nicht um den Kreis seiner wohlthätigen Wirksamkeit zu erweitern, sondern nur zur Sicherstellung seines eignen irdischen und sinnlichen Wohlstands, und zur Erweiterung seines eignen zeitlichen Glücks Reichthümer zusammen legte, ohne auf den Besitz eines bessern geistigen Schatzes bedacht zu sein.

Hieraus folgt also auch, daß Jesus nicht will, daß Seine Schüler einzig und allein an das Sammeln irdischer Schätze denken, daran unersättlich sein, darnach unaufhörlich lechzen, vor Begierde darnach die Nächte schlaflos zubringen, oder schlafend davon träumen, nur darum sich bekümmern, nur damit sich beschäftigen, über der Sorge für zeitliche Güter die Ausbildung ihres Geistes vernachlässigen, das Gebet in der Einsamkeit und die Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen darüber versäumen, oder den in ihr Herz gestreuten Saamen göttlicher Wahrheit immer wieder durch das gierige Streben nach zeitlichen Gütern ersticken.

Endlich tadelt es Jesus nicht nur, Er verdammt und verabscheut es sogar, wenn man auf eine unrechtmäßige, ehrlose, niederträchtige Weise seine zeitlichen Güter vermehrt, wie es dort die Pharisäer thaten, die der Wittwen Häuser fraßen, und dies noch unter dem Scheine langer Gebete, und wie es noch izt alle diejenigen thun, die sich zu allem verstehen, sich alles erlauben, zu allem schweigen, allen Zumnuthungen entsprechen, wenn ihre schmutzige Habsucht nur hoffen darf, nur einige Wahrscheinlichkeit hat, ihre Rechnung dabei zu finden.

Die Gründe, womit Jesus diese Seine Lehre unterstützt, verdienen auch noch unsre Aufmerksamkeit.

„Die Motten, sagt Er, und der Rost fressen die irdischen Schätze, und die Diebe graben darnach und stehlen sie.“

Dies heißt also gewiß zuvörderst: „Diese irdischen Güter sind außer dem Menschen; die wahre Glückseligkeit hingegen ist in dem Menschen selbst, nicht außer ihm.“ Nichts, was außer dem Menschen, also von ihm trennbar ist, kann als das höchste Gut angesehen zu werden verdienen; es kann schon darum nicht in allen Fällen die Bedürfnisse des Menschen befriedigen, weil es ihm zuweilen fehlen oder er auch darum kommen kann, wenn er es auch besitzt. Jesus lehrt uns also hier eine wichtige Wahrheit, und zeigt uns zugleich den Unterschied zwischen einem Weisen und einem Thor. Der Weise glaubt, daß die menschliche Glückseligkeit, um dauerhaft zu sein, in dem Menschen selbst wohnen müsse; er giebt sich also Mühe, sie in sich selbst entstehen zu machen, nicht sie aus äußern sinnlichen Gegenständen, die von ihm trennbar sind, zu schöpfen; er will nicht in Ansehung seiner Glückseligkeit von äußern Dingen und Veränderungen dieser Dinge, zum Beispiele von dem Besitze oder Nichtbesitze eines gewissen Metalls in dem Grade abhängig sein, daß alles für ihn verloren wäre, wenn ihm dies Metall fehlte! Der Thor hingegen glaubt der Mühe um eine innere, selbstständige Glückseligkeit überhoben sein zu kön-

nen, wosern er nur dies Metall oder überhaupt irdische Glücksgüter besitze; er bemitleidet den Weisen, der nach edlern Schätzen strebt, und glaubt klüger als er zu sein; denn er hat dies Metall, oder hat Hoffnung es zu bekommen; und hat er einmal diesen Schatz, so bleibt ihm nichts mehr zu wünschen übrig, als eine fortschreitende Vermehrung desselben; dann spricht er wie jener Narr im Evangelium: „Liebe Seele, nun hast du einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe; is, trink und habe guten Muth!“ Als wenn dieser Vorrath eine Natur mit ihm ausmache? Als wenn etwas, das außer ihm, also von ihm trennbar ist, ihn völlig glücklich machen könnte?

Jene Worte Jesus wollen aber auch sagen: „Die äußern Glücksgüter sind dem Wechsel, der Beschädigung, dem Untergange unterworfen, und der Besitzer derselben ist dem Verluste seiner Schätze ausgesetzt.“ Motten können die Kleider beschädigen; häufig aufgeschüttetes Korn und andre irdische Güter können verschimmeln, anlaufen, verderben; es kann etwas Verzehrendes, Fressendes, Lebendiges darein kommen; und selbst das wohlverwahrte, geheimgehaltene, edle Metall, das dieser Beschädigung nicht unterworfen ist, kann von Dieben entdeckt und geraubt werden. Und wenn sich auch der Kluge, Aufmerksame, Wachsame und Vorsichtige in Acht nehmen kann, daß ihm nicht leicht derglei-

chen wiederfährt, so bleibt sein äußres Glück doch immer noch mannigfaltigen Schicksalen, die auch die größte Vorsicht nicht immer abwenden, die größte Klugheit nicht immer vorher sehen kann, ausgesetzt; die Wuth der Elemente kann sie verzehren; ungünstige Schicksale können sie uns schwächen oder gänzlich entreißen; unredliche oder nachlässige Menschen, denen wir unser Vermögen vertrauten, und vielleicht vertrauen mußten, können uns darum bringen; das Unglück anderer Menschen kann das unsrige nach sich ziehen; Krankheiten können unsern Verdienst schmälern; eine veränderte Lage der Umstände kann auch auf unser Schicksal ungünstig wirken; Feinde können uns schaden; und früher oder später müssen wir selbst uns von unsern irdischen Glücksgütern trennen. Und wenn nun unser Glück nur in ihrem Besitze bestanden hatte, wenn wir uns keine andere Verdienste erwarben, als daß wir uns beeiferten, irdische Güter zu sammeln und stets zu vermehren, wenn wir uns keine Schätze sammelten, die dem Besitzer nicht entrisen werden können, wie elend werden wir dann sein, wie leer und öde wird es dann in unserm Herzen aussehen!

Die Thorheit des Sammelns irdischer Schätze auf Unkosten edlerer Güter wird endlich auch noch durch den Gedanken ins Licht gesetzt, daß die irdischen Güter bei weitem nicht allen Bedürfnissen der menschlichen Natur entsprechen. Wir können uns
 zwar

zwar mittelst derselben manche Bequemlichkeit des Lebens und manche sehr nützliche Sache verschaffen, deren derjenige, dem diese Güter mangeln, entbehren muß; wir können uns durch Hülfe derselben die Erwerbung vieler Kenntnisse erleichtern; wir können durch eine menschenfreundliche Anwendung derselben die Summe des menschlichen Elends vermindern, und uns selbst Liebe, Zutrauen, Einfluß, Ansehen und Macht verschaffen; der Verächter derselben wäre also nicht minder als ihr abgöttischer Verehrer ein Thor. Allein darum befriedigen sie doch bei weitem nicht alle, bei weitem nicht die edelsten Bedürfnisse der menschlichen Natur. Oft kann der Reiche nicht einmal seine Gesundheit mit irdischen Schätzen erkaufen; sie lassen in wie manchen Fällen den Traurigen ohne Trost, den Rath- und Hülfslosen ohne Rath und Hülfe, den Unruhigen unberuhigt; sie können dem menschlichen Herzen keine vollkommene und unzerstörbare Glückseligkeit gewähren; selbst in der Seele der vergleichungsweise glücklichsten Besitzer und der größten Verehrer derselben lassen sie wie oft noch Leereheit, Ueberdruß, Ekel, Langeweile zurück; und eben so wenig können sie an sich unsern Geist veredeln, und uns zu weiseren und bessern Menschen machen. Auch darum sollen wir also nicht auf Unkosten besserer Güter darnach streben, weil sie bei weitem nicht so viel Werth haben, als der Unberedter derselben ihnen zuschreibt, und nie verdienen

können, daß der menschliche Geist alle seine Kräfte auf das Erwerben derselben verwende, da sie, selbst im Ueberflusse besessen, doch das menschliche Herz bei weitem nicht auszufüllen im Stande sind.

Wie sieht also der Weise die irdischen Güter an? Er schätzt sie weder unter noch über ihrem Werthe; ihre mannigfaltige Brauchbarkeit anerkennend, macht er sie doch nicht zu seinem Abgotte; er hängt sein Herz nicht daran, und setzt sein Vertrauen nicht darauf, und strebt sie nicht mit dem Eifer an, mit dem das höchste Gut angestrebt zu werden verdient. Gönnst ihm die göttliche Vorsehung einen beträchtlichen Vorrath an solchen Gütern, so ist er ihr dankbar für den Wohlstand oder Ueberfluß, in den sie ihn setzte, und beweist seine Dankbarkeit vornemlich durch eine wohlthätige Anwendung des ihm verliehenen Segens. Und ist ihm von diesen Gütern Wenigeres gegönnt, so ist das für ihn ein großer Gewinn, daß er gottselig ist, und läßt ihm genügen, und daß er mit anständiger Nahrung und Kleidung, woran es dem Gottvertrauenden nie fehlt, zufrieden sein kann, und durch das Entbehren des Uebrigen nicht unglücklich wird. Ihn quält also auch nicht die unselige Leidenschaft derer, die, koste es was es wolle, reich werden wollen, und, wenn alles andre nicht helfen will, sich selbst unwürdiger Mittel bedienen, um zu Reichthum zu gelangen. Er bleibt

in allen denjenigen Künsten Zeitlebens unwissend und zur Uebung derselben ungeschickt, die jene Menschen lernen und üben, um in kurzer Zeit irdische Schätze zu sammeln. Denn er hat gelernt, bei mäßigem und rechtschaffenem Verdienste sich genügen zu lassen; Sein Wahlspruch ist jener Ausspruch Paulus: „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich kann im Ueberfluß leben, und kann auch entbehren und Verzicht thun; ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

XXXIII.

„Sammelt Euch Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben und sie stehlen.“

Wir verstanden unter den Schätzen, wovon Jesus in dem unmittelbar Vorhergehenden redete, Güter oder Dinge, durch deren Besitz und Genuß der Zustand des Menschen verbessert, oder der Mensch in gewisser Absicht glücklicher wird; und zwar einen Ueberfluß an solchen Gütern. Es ist also sehr natürlich, auch hier unter Schätzen eigentliche Glücksgüter oder Dinge zu verstehen, durch deren Besitz und Genuß der Zustand des Menschen verbessert, oder der Mensch glücklicher wird; und zwar auch einen Ueberfluß an solchen Gütern.

Man könnte zwar bemerken, daß auch diese Schätze alsdann außer dem Menschen vorhanden wären, was in der vorigen Betrachtung als eine Unvollkommenheit der irdischen Schätze vorgestellt ward.

Allein da diese vortreflichern Schätze nach der Lehre Jesus ohne eine vorzügliche Ausbildung des Geistes durch tugendhafte Gefinnungen und Handlungen nicht erworben werden können, und es sich also damit ganz anders als mit den irdischen Schätzen verhält, die man sich ohne Veredlung seiner Seelenkräfte, ja oft nur auf Unkosten seines Wachsthum's in der sittlichen Rechtsschaffenheit eigen machen kann, so ist die Glückseligkeit, die man sich durch den Besitz jener bessern Güter verschafft, von derjenigen, die man aus dem Besitze irdischer Schätze schöpft, ganz verschieden, und diese Bemerkung hindert uns nicht, auch unter den Schätzen, die man sich sammeln soll, eigentliche Glücksgüter zu verstehen. Der Gegensatz liegt darin, daß die Güter, von denen in der vorigen Betrachtung die Rede war, auf Erden, diejenigen hingegen, von denen hier die Rede ist, im Himmel zu finden sind.

Der Himmel ist auch hier wohl nichts anders, als das himmlische Reich, das Reich des verheißnen göttlichen Retters, wovon Jesus so oft auch in dieser Rede sprach. In diesem Reiche, auf dessen Seligkeiten Jesus die Armen, die Leidenden, die verkannten Guten, Gerechten und Frommen tröstet, und wonach Er Seine Zuhörer als nach der größten Glückseligkeit streben heißt, sind eigentliche Glücksgüter, und zwar ein Ueberfluß an solchen Gütern zu finden. Wer hier über Weniges

getreu war, wird dort über Vieles gesetzt werden; der Herr wird ihm alle seine Güter vertrauen; es wird dem getreuen Verwalter des ihm hienieden Vertrauten über eine gewisse Anzahl von Städten, das heißt also, über eine größere oder kleinere Gesellschaft von Menschen ein mit Macht und Ansehen verbundener Wirkungskreis angewiesen werden; es giebt daselbst ewige Hütten, in welche die reich gewordenen Kinder des Lichts die alsdann vielleicht darbenden Reichen dieser Zeit, die ihnen einst Gutes thaten, werden aufnehmen können.

Schätze im Himmel wären dem zufolge diejenigen eigentlichen Glücksgüter, die den Guten, Gerechten und Frommen, welche viel Gutes wirkten und viel Böses dafür duldeten, in dem himmlischen Reiche beschieden sind; und darunter können alle Güter begriffen werden, durch deren Besitz und Gnuß man auf andre wohlthätig wirken kann, also ein Ueberfluß von Kräften, andre Wesen zu veredeln und zu beglücken, und eine günstige äußere Lage zum freien Gebrauch dieser Kräfte.

Nach diesen Schätzen heißt Jesus Seine Zuhörer streben; solche Schätze heißt Er sie sammeln. Er giebt ihnen also damit die feste Versicherung, daß es solche Glücksgüter gebe, und daß derjenige sich nicht täusche, der ein himmlisches Reich, ein Reich Gottes und Seines Gesalbten erwarte, und es sich

angelegen sein lasse, zum Besitze und Genuße der Glücksgüter dieser göttlichen Anstalt zu gelangen.

Nein, der Verehrer der Aussprüche Jesus ist kein betrogener Thor, wenn er glaubt, daß der Herr einst bei Seiner Erscheinung und in Seinem Reiche die Armen bereichern, die Hungernden sättigen, die Trauernden erfreuen, die in beschränktem Wirkungskreise ihrer Pflicht Getreuen und im Gutesthume beharrlich Wirksamen in einen ausgebreitetern Wirkungskreis setzen, die hier unbefriedigt gebliebenen Bedürfnisse großer Seelen befriedigen, den hier Unkannten volle Gerechtigkeit verschaffen, und ihren Kräften, die hier keinen hinlänglichen und keinen angemessenen Spielraum fanden, Gelegenheit geben werde, sich ganz zu entwickeln, und nach Wunsch zu üben. Er ist kein Schwärmer, wenn er gegen die Schätze auf Erden, die die Motten und der Rost fressen und wonach die Diebe graben, um sie zu stehlen, weit gleichgültiger als gegen jene geglaubten himmlischen Schätze ist, wenn ihm ungleich mehr daran liegt, daß ihm von diesen himmlischen Schätzen recht viel zu Theil werde, als daß er reich an irdischen Schätzen werde, wenn er eben deswegen vielleicht nicht so viel Gewandtheit, nicht so viel leidenschaftlichen Eifer, nicht so viel ausharrende Geduld in Ansehung des Strebens nach irdischen Schätzen besitzt, und in diesem Stücke immer hinter den abgöttischen Ver-

ehrn irdischer Schätze weit zurückbleibt, wenn er endlich den Ueberfluß an irdischen Glücksgütern leicht entbehrt, und so gar freiwillig darauf Verzicht thun kann, wosern er hoffen darf, dadurch reicher an himmlischen Schätzen zu werden. Aber der ist einem thörichten Manne gleich, der glaubt, daß die irdischen Schätze das Beste seien, wonach ein Mensch streben könne, und sich also weiser dünkt, als den Weisen, der dort auf jenem Berge sprach: „Sammelt Euch Schätze im Himmel!“ Ihn würde der Herr gewiß nicht jenem klugen Manne vergleichen, der sein Haus auf einen Felsen baute.

Auch sehen wir, daß der Mensch etwas dazu beitragen kann, um zum Besitze jener vortreflichern Güter zu gelangen. Er kann sie sich sammeln. Es steht also allerdings zum Theil bei dem Menschen selbst, sich diese Schätze zuzueignen. So gewiß man in der Regel annehmen kann, daß derjenige, dem alles daran gelegen ist, daß er an irdischen Gütern reich werde, und der alle seine Kräfte hierauf verwendet, sich einigen Reichthum an irdischen Gütern erwerben werde, so gewiß und noch gewisser läßt es sich darauf rechnen, daß man sich durch anhaltenden Fleiß, durch Richtung aller seiner Kräfte auf diesen Zweck auch einen Reichthum an himmlischen Schätzen erwerben werde. Freilich sagt es Jesus hier nicht ausdrücklich, wie man sich Schätze im Himmel sammeln könne. Wenn wir aber nicht

vergeßliche Leser und Hörer Seiner Lehren waren, so sollten wir dieses bereits von Ihm gelernt haben. Jesus verhieß den Sanftmüthigen, den Hungernden, und Dürstenden nach Gerechtigkeit, den Barmherzigen, den Aufrichtigen, den Friedfertigen, den um Gerechtigkeit und um Seinetwillen Verfolgten, denjenigen, die ihre Feinde lieben, Fluchende segnen, Häßern wohlthun, und für Beleidiger und Verfolger beten, einen Antheil an dem göttlichen Reiche. Nach Seiner Versicherung sollen geheime Liebesthaten, und geheime Uebungen in der Andacht und in freiwilligen Enthaltungen einst öffentlich vergolten werden. Wenn wir uns also in diesen Tugenden üben, oder, wie Petrus sagt, allen Fleiß daran wenden, mit unserm Glauben Tugend, mit der Tugend Bescheidenheit, mit der Bescheidenheit Mäßigkeit, mit der Mäßigkeit Geduld, mit der Geduld Gottseligkeit, mit der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und mit der brüderlichen Liebe allgemeine Menschenliebe zu verbinden, wenn wir auf nichts in der Welt so aufmerksam sind, als auf dasjenige, was uns in diesen Tugenden stärken kann, und alles mit Weisheit und Dankbarkeit benutzen, was uns die Ausübung derselben erleichtern kann, dann sammeln wir uns Schätze in dem himmlischen Reiche. Und so wie sich auch in andern Dingen ein größerer und anhaltender Fleiß mehr als ein geringerer und vorübergehender belohnt, so sammelt sich gewiß auch derjenige, der

in der Ausübung dieser Tugenden thätiger, und auf alles, was ihn darin weiter bringen kann, aufmerksamer ist, einen größern Schatz von Gütern des göttlichen Reichs, als ein anderer, der in der Ausübung dieser Tugenden lauer, und gegen dasjenige gleichgültiger ist, was ihm diese Tugend erleichtern, und darin bevestigen kann.

Den Vorzug der himmlischen Schätze vor den irdischen drückt Jesus in den Worten aus: „Weder Motten noch Rost fressen sie daselbst, und die Diebe graben daselbst nicht nach, und stehlen sie nicht.“ Freilich sind auch die Glücksgüter, deren Besitz und Genuß dem Beharrlichguten in dem göttlichen Reiche zu Theil werden wird, zum Theil äußre Güter; als ein äußres Gut kann es zum Beispiele angesehen werden, wenn derjenige, der über Weniges getreu war, über vieles gesetzt werden wird; es gilt also freilich auch von diesen vortreflichen Gütern, daß sie als äußre Güter noch nicht als das höchste Gut angesehen werden können, und den Menschen an sich noch nicht vollkommen glücklich zu machen im Stande sind; ein böser, oder sittlich ungebildeter, verwahrloseter, roher Mensch würde durch den Besitz selbst der größten äußern Vorzüge in dem göttlichen Reiche, wenn es möglich wäre, daß er dazu gelangte, um nichts seliger werden; selbst die Versetzung in das Reich Gottes, selbst die Beschenkung mit den größten

Schätzen des Himmels könnte ihm die innere Glückseligkeit nicht verschaffen, die er in sich selbst nicht fände. Allein wir haben bereits bemerkt, daß die Glücksgüter des himmlischen Reichs nur durch die vortreflichsten Tugenden, nur durch Uebereinstimmung der Gesinnungen mit den Gesinnungen des göttlichen Königs erworben werden können, daß also nur derjenige sie einst besitzen und genießen wird, der seine Glückseligkeit in sich selbst gegründet hat.

Schon das giebt also diesen Gütern einen Vorzug vor den irdischen, daß das Streben nach denselben die Seele veredelt, und daß der Besitz derselben in dem Menschen das Vorhandensein einer innern, auf Tugend gegründeten Glückseligkeit voraussetzt. Das leidenschaftliche Streben nach irdischen Schätzen verunedelt gewöhnlich den Menschen, und macht ihn leicht allmählig engherzig und gleichgültig gegen das Glück und Unglück des Nächsten, ja nicht selten niederträchtig; es läßt die schönen Gesinnungen des Wohlwollens, der Barmherzigkeit und der Großmuth in dem menschlichen Herzen nicht aufkommen; es stumpft den Sinn für Wahrheit, die Liebe edler Kenntnisse, den Sinn für fremde Tugend immer mehr ab; es hindert die Verfeinerung des sittlichen Geschmacks; der Besitzer irdischer Schätze ist auch bei weitem nicht immer ein innerlich glücklicher Mensch; weil hingegen zum Besitze himmlischer Güter nur vorzügliche Weisheit und Tugend führt,

und diese geistige Vervollkommenung den Besitzer um so mehr in den Stand setzt, den besten Gebrauch von diesen Schätzen zu machen, so ist mit dem Besitze derselben immer der Genuß innerer Glückseligkeit verbunden; auch wirkt das Streben nach denselben sehr wohlthätig auf das menschliche Herz; es nöthigt gleichsam den Menschen mit sanfter und doch mächtiger Gewalt, immer fehlerfreier und vollkommener, weiser, besser und liebenswürdiger zu werden.

Diese Schätze sind ferner ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelliches Erbe. Der himmlische König wird die Tugend, die der Seinigen ähnlich ist, oder ähnlich zu werden strebte, nicht mit Gütern belohnen, die sich durch den Gebrauch abnutzen, oder auch ungebraucht allmählig veraltern, oder die dem Besitzer wieder geraubt werden können. Was Er dem frommen und getreuen Knechte, der über Weniges treu war, geben wird, das wird derselbe auf ewig besitzen; der damit belohnte Weise, Gerechte und Gute wird dabei geschützt werden; die ihm geschenkte Gabe wird auch nicht den mannigfaltigen ungünstigen Zufällen ausgesetzt sein, wodurch der Besitzer irdischer Güter seines Schatzes oft verlustig wird; sie wird sich immer erhalten, und durch den Gebrauch sogar immer größer und köstlicher werden, also immer mehr den Besitzer beseliggen. Die Schätze von Erkenntnis zum Beispiele,

womit der Forscher der Wahrheit bereichert werden wird, werden sich ins Unendliche vervielfältigen und für ihn ewig neue Reize erhalten, und ihm immer neue Aussichten öfnen. Die Glückseligkeit, die dem Liebenden das Wiederfinden seiner Geliebten, und die neuen Freundschaften der vortrefflichsten Menschen gewähren werden, wird sich unaufhörlich vermehren und vergrößern. Die Ehren und Vergütungen, womit der Gerechte für seine sich auszeichnende Tugend ausgezeichnet werden wird, werden ihm um der größern Leichtigkeit willen, Gutes zu wirken, zu immer größerer Freude werden.

Die himmlischen Glücksgüter werden endlich den edelsten Bedürfnissen der menschlichen Natur entsprechen. Die Begierde, andre zu erfreuen und zu beglücken, wird in dem himmlischen Reiche nicht mehr, wie hienieden in so vielen Fällen, bloße Begierde bleiben müssen; das Vermögen, zu erfreuen, wird der Begierde, zu erfreuen, gleich sein; man wird alles Gute zur Wirklichkeit zu bringen im Stande sein, das zu wirken man ein dringendes geistiges Bedürfnis hat; der Begierde, die Wahrheit rein zu erkennen, und seine Kenntnisse zu erweitern, wird nicht mehr das Heer von Hindernissen im Wege stehen, welche ikt so oft noch die Befriedigung dieser edeln Begierde erschweren; die Triebe der Freundschaft und Liebe werden die reichste und reinste Nahrung und die vorzüglichsten Kräfte der

Menschheit einen ihnen angemessenen Spielraum erhalten.

Solche Glücksgüter verdienen, daß der menschliche Geist darnach strebe; um solche Schätze sollten wir uns die Mühe geben, die der Sammler irdischer Schätze auf den Besitz und die Vermehrung derselben verwendet. Der Habgüchtige, der die irdischen Güter über alles schätzt, versteht sich nicht einmal auf seinen eignen Vortheil; er sammelt nur Schätze, die unbefriedigend, unbeständig, vergänglich sind, und verschert darüber unvergängliche und vortreflichere Güter; er wähnt, wie klug er sei, wie geschickt er Gewinn und Verlust gegen einander abzumägen wisse, und es läßt sich doch beweisen, daß er die ächten Glücksgüter noch nicht einmal kennt. Mögten doch alle, die den Werth der Dinge schätzen zu können glauben, sich besser auf ihren Vortheil verstehen! Keiner denke, daß Jesus das Sammeln irdischer Schätze nur darum getadelt habe, weil er selbst nicht hatte, wohin er das Haupt hinlegte, und daß er anders gesprochen haben würde, wenn Er in der Lage jenes Reichen gewesen wäre, der sich mit Purpur und köstlicher Leinwand kleidete und alle Tage herrlich und in Freuden lebte! Der geizige Reiche verlache doch den weisen Jesus nicht heimlich, so wie einst die Pharisäer es thaten, als Er von dem Unbefriedigten des angebotenen Mammons sprach! Was Jesus uns zu Ger

müthe führt, soll nur nach dem Maassstabe des grossen und kleinern Gewinns baurtheilt werden; Er behauptet nur, es gebe noch bessere Güter als die irdischen, die dem Geistigen über alles gelten; es ist also hier nicht davon die Rede, daß man sich selbst verläugnen müsse, sondern Jesus ladet uns nur ein, das ungleich Schätzbarere dem Geringern vorzuziehen. Er giebt uns selbst Beifall, wenn wir reich werden wollen; nur heisst Er uns wahren Reichtum sammeln, Reichtum, der von äussern Schicksalen unabhängig ist, und bei dessen Sammlung sich unsre Seele verschönert; dagegen lehrt Er uns, daß es nicht weise sei, solche Güter zu sammeln, von denen wir uns einmal auf immer trennen müssen, die uns auch ausserdem noch durch mannigfaltige Schicksale entrisen werden können, die uns ferner in den entscheidendsten Augenblicken und in den wichtigsten Angelegenheiten ohne Rath, Trost und Hülfe lassen, bei deren Sammlung sich unser Herz leicht erkaltet, verengt, verunstaltet, und von seiner Menschlichkeit verliert.

XXXIV.

„Wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz.“

Diese Worte drücken die allgemeinste Wahrheit aus, die der flüchtigste und der prüfendste Blick auf die Neigungen und Beschäftigungen der Menschen alle Tage bestätigt.

Was ist unser Schatz? Unstreitig ist das unser Schatz, was wir, sei es nun mit oder ohne hinlänglichen Grund, für unser höchstes Gut halten. Der Geschmack der Menschen ist diesfalls äußerst verschieden; ihre Begriffe vom höchsten Gut gehen zum Erstaunen weit aus einander und sind so mannigfaltig wie möglich. Diesem geht nichts über Geld und Gut; jener zieht einen hohen, Ansehen gebenden Rang selbst dem Reichthum vor; ein anderer huldigt dem Ruhme als der höchsten Gottheit seines Herzens; noch ein anderer ist gegen dies alles verhältnismäßig gleichgültig, wenn er nur seine wollüstigen Begierden befriedigen kann; und abermal

mal ein anderer kennt keinen größern Schatz als seinen Trunk, der ihm jedes andre Vergnügen entbehrllich macht, und ihn in allen Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens trösten muß. Hier ist einer, dessen Schatz das Spiel ist; dort ein anderer, dem sein Pferd, seine Kuppel Jagdhunde und die Jagd selbst über alles geht; hier sehen wir eine gedankenleere Thörinne, die kein höheres Gut als den Puz und Modetand kennt; dort einen Schlemmer, dessen höchstes Gut eine wohlbesetzte, feine Tafel ist; der Schatz des Kunstliebhabers ist edler; er schätzt die schönen Künste, die Tonkunst, das Schauspiel, die Kunstwerke des Meißels, des Pinsels und des Grabstichels über alles; der Gelehrte kennt vielleicht keinen größern Schatz als seine Büchersammlung, sein Naturalienkabinett, die neuesten Erscheinungen der Schriftstellerwelt, oder seine eigene schriftstellersche Wirksamkeit; des Weisen Schatz ist Wissenschaft; der Liebenden ist der Gegenstand seiner Freundschaft und Liebe; der Gewissenhaften ist seine Pflicht; des Christen Schatz ist Christus, und was im Glauben an Christus stärkt.

So verschieden indessen die Denkensart der Menschen in Ansehung des höchsten Guts ist, so sind doch alle Menschen darin einander ähnlich, daß ihr Herz da ist, wo ihr Schatz ist. Jeder bezieht nemlich alles auf das, was sein Schatz ist; sein höchstes Gut ist sein Maaßstab des Werths aller an-

dern Dinge; alles übrige ist ihm nur so fern wichtig, als es mit dem, was sein Schatz ist, in einigem Verhältnisse steht; für seinen Schatz ist er wie für nichts in der Welt warm, thätig, beredt; und wenn man auch sonst wenig oder keine Wärme, Thätigkeit oder Beredsamkeit an ihm wahrnehme, so wird sich doch ein neues Leben an ihm äußern, so bald er für das, was sein Schatz ist, etwas hofet oder fürchtet; bei diesem Gegenstande verweilen am liebsten und längsten seine Gedanken; von demselben lassen sie sich am wenigsten gerne trennen; am schnellsten kehren sie zu demselben zurück; ihn halten sie stärker als alles andre fest; von dem, was sein Schatz ist, redet jeder am liebsten, und über diesen Gegenstand läßt sich jeder am liebsten von andern in ein Gespräch ziehen, es wäre denn, daß er deswegen ein Gespräch darüber absichtlich vermiede, um diesen Gegenstand nicht preis zu geben oder zu entweihen; für denselben wird jeder am leichtesten in Thätigkeit gesetzt werden können, für denselben bei der Arbeit am längsten ausdauern, für denselben auch die beschwerlichste Arbeit kaum für Arbeit halten, an demselben mit aller Liebe und Sehnsucht hängen, über der Erhaltung desselben mit aller ihm möglichen Sorgfalt wachen; die Anhänglichkeit an das, was sein Schatz ist, wird ihn scharfsinnig machen, um zum völligen Besitze dieses Gegenstandes zu gelangen, um denselben in Gefahr zu retten, und, ist er einer Vermehrung fähig,

hig, denselben zu vermehren. Dies alles ist von jedem wahr, der etwas sehr Liebes hat, das ihm über alles geht; von jedem läßt es sich sagen: Wo sein Schatz ist, da ist auch sein Herz. Jeder hat genug, wenn er nur das hat, was er sein höchstes Gut nennt, oder heimlich dafür hält; jeder hofft und fürchtet nur, oder doch vornehmlich, dafür, freut sich dessen mehr als alles andern und beschäftigt sich damit mehr als mit jeder andern Sache; die Liebe zu diesem Gegenstande herrscht in seiner Seele über jede andre Leidenschaft; alles kann er dafür thun, tragen, missehn, dulden; dieser Gegenstand belebt alle seine Kräfte, und setzt alle seine Leidenschaften in Bewegung. Das Herz des Habsüchtigen ist da, wo sein zeitliches Gut ist, oder da, wo er dergleichen Güter zu gewinnen hofft; das Herz des Ehrgeizigen ist da, wo das Ziel seiner Wünsche, eine glänzende Ehrenstelle, ein ausgebreiteter äußerer Wirkungskreis ist; der Sinnliche hängt mit allen Trieben seines Herzens an den Gegenständen seiner sinnlichen Begierde. Auch das Herz dessen, der etwas Edleres als sein höchstes Gut ansieht, und Wissenschaft und Tugend, Freundschaft und Liebe, Gebet, Gottes Wort und Gottes Reich, Christus selbst als das Heiligthum seiner Seele verehrt, ist da, wo sein Schatz ist. Die Liebe zu diesen Gegenständen wird sich jede andre Leidenschaft unterwürfig machen können; dahin werden die Kräfte

und Triebe eines solchen Menschen ihre Richtung nehmen; auch er wird gegen alles andre verhältnißmäßig gleichgültig, und für alles, was ihm den Besitz dieser Güter sichern, und zur Vermehrung derselben behülflich sein kann, warm sein; auch er wird sich glücklich genug schätzen, wenn er nur sein höchstes Gut besitzt und genießt, und eher alles als dasselbe aufopfern; denn wo sein Schatz ist, da ist auch sein Herz.

Was wollte aber wohl Jesus Seinen Zuhörern mit diesem Ausspruch zu verstehen geben? In der Verbindung mit den unmittelbar vorhergehenden Lehren will er gewiß damit sagen: „Das Sammeln irdischer und himmlischer Schätze läßt sich nicht mit einander vereinigen. Entweder haltet ihr die irdischen Glücksgüter für Euer höchstes Gut; in diesem Falle werdet Ihr gegen die Güter des göttlichen Reichs gleichgültiger sein. Oder die Güter des göttlichen Reichs gehen Euch über alles; und in diesem Falle werdet Ihr auf die irdischen Glücksgüter einen geringern Werth legen, und die Sorge dafür der Sorge für jene edlern Güter unterordnen. Ueberleget also, was Ihr wählen wollet! Man kann nur Eine Sache mit ganzer Seele lieben; nur Eine Sache kann des Menschen höchstes Gut sein. Unter dem leidenschaftlichen Streben nach irdischen Glücksgütern muß das Streben nach den vortreflichen Gütern des göttlichen Reichs leiden; und umge-

fehrt wird es freilich derjenige, der die Güter des Reichs Gottes höher als alles andere schätzt, nicht leicht in Ansehung des Erwerbs zeitlicher Güter so weit bringen, wie derjenige, dessen stärkste Leidenschaft das Streben darnach ist.“

Es lassen sich aber auch noch einige andre schickliche Bemerkungen über diesen Ausspruch Jesus machen, worauf der Herr auch mit einem Wink könnte gegeben haben.

Diese Worte sagen nemlich auch eben so viel, als wenn der Herr gesagt hätte: „Bei besserer Erkenntnis veredeln sich auch die Triebe des Herzens. Wer sein Herz den irdischen Schätzen geschenkt hat, dem mangelt es nur an einer bessern Einsicht; er kennt nichts besseres. Würde ihm ein Sinn für die vorzüglichern Güter des Reichs Gottes geöfnet werden, würde er Licht über die göttlichen Verheißungen bekommen, die sich hierauf beziehen, und würde er die Glaubwürdigkeit dieser Verheißungen erkennen, gewiß würde er sein Herz nicht an die irdischen Güter hängen, als gäbe es nichts Wünschenswürdigers für den Menschen. Sind hingegen die Neigungen eines Menschen mehr auf die bessern Güter der zukünftigen Welt gerichtet, so darf sich ebenfalls niemand darüber verwundern; es ist nur Folge seiner bessern Erkenntnis. Wer etwas Bessers kennen lernt, als er bis dahin nicht kannte, der

richtet nun auch seine Aufmerksamkeit auf dies Beste, und strebt, so bald es ihm als das Beste einleuchtet, nach dessen Besitz."

Hieraus ergibt es sich also auch, wie wichtig es ist, daß der Verstand eines Menschen immer mehr durch Erkenntnis wichtiger Wahrheiten veredelt werde. Denn wo sein Schatz ist, da ist auch sein Herz; oder mit andern Worten: Es kann niemand etwas lieben, das er nicht, wenigstens einiger Maßen, kennt. Wie könnte jemand nach den edeln Gütern des Reichs Gottes streben, so lange er keine richtige Kenntnis davon hat? Wie können Aeltern erwarten, daß ihre Kinder die Tugenden üben, die der Herr von Seinen Bekennern verlangt, wenn sie nicht dafür sorgen, daß sie mit dem Charakter des Herrn und dem Geiste Seines Evangeliums bekannt werden, wenn man ihnen dagegen immer nur das unschätzbare Glück des Reichthums zu Gemüthe führt, und nur dem Interesse für irdische Güter Nahrung giebt? Wie können sie selbst nach den Gütern des Reichs Gottes ein Verlangen empfinden, so lange sie vor lauter Sorge für irdische Güter nach nichts Besserm sich erkundigen und an nichts Bessers denken? Soll der Wille eines Menschen sich veredeln, so muß erst sein Verstand erleuchtet werden. Wenn uns also Jesus Schätze im Himmel sammeln heißt, so sei uns dies eine Aufforderung, nach dem göttlichen

Reiche zu fragen, uns eine richtige Kenntniss von den heiligen Schriften zu machen, in denen die Verheißungen dieser göttlichen Anstalt enthalten sind, die Glaubwürdigkeit dieser Verheißungen zu untersuchen und die Gründe für dieselbe auf unsern Wahrheitsinn wirken zu lassen. Dann werden wir jenem klugen Kaufmann gleich werden, der köstliche Perlen suchte, also sich angelegentlich darnach erkundigte, und bei seinem Suchen endlich eine fand, die er nicht zu theuer zu kaufen glaubte, wenn er alle seine andern Perlen daran gäbe, weil er, als Kenner, wußte, daß er bei diesem Kaufe weit mehr Vortheil als bei seinen übrigen Perlen haben würde.

Dieser Ausspruch Jesus führt uns auch zugleich auf die schon berührte Bemerkung: Daß im Grunde alle Menschen nach Einem und demselben Grundsatz handeln, und daß nur eine ungleiche Anwendung davon gemacht wird. Alle handeln nemlich nach demselben wahren Grundsatz: Daß dem höchsten Gut alles andre untergeordnet werden müsse; alle opfern demjenigen, was sie für das höchste Gut halten, worauf sie sich bei allen Mühen des Lebens freuen und womit sie sich in allen Leiden des Lebens trösten, alles andre auf. Nur der Gegenstand der Liebe, nur das Ziel des Strebens ist bei den Menschen verschieden! Das Herz ist bei allen ganz bei dem, was ihr Schatz ist; der Unterschied ist nur, daß sich mancher in seinem Begriffe vom höch-

sten Mute irrt, und nicht weiß, daß es noch ungleich bessere Schätze giebt, als diejenigen, die er als die besten anstrebt. Darum lehrte Jesus Seine Zuhörer, die irdischen Güter wären noch nicht die rechten; es gebe noch weit schätzbarere in dem göttlichen Reiche; und wenn sie diese bessern Schätze kennten, oder Ihm, dem Glaubwürdigsten, auf Sein Wort glaubten, daß es deren gebe, so würden sie zuverlässig ernstlicher nach diesen edlern Gütern streben als nach den vergänglichen Gütern der Erde; ihr Herz würde gewiß alsdann auch da sein, wo dieser bessere Schatz wäre. Mögten wir uns also doch nur einmal von dem Herrn überzeugen lassen, daß es himmlische Güter giebt, die den Motten und dem Roste nicht ausgesetzt, und den Räubern unzugänglich sind! Alles übrige würde sich finden. Wo unser Schatz wäre, da wäre dann auch unser Herz; und wäre unser Herz ganz dabei, würden wir wohl am Ende sagen müssen: „Wir sind getäuscht; es giebt keine solche Güter, wie Jesus uns versprochen.“ Oder würde uns nicht das Wort des treuen und wahrhaftigen Zeugen auch hier in lauter Wahrheit leiten?

Dieser Ausspruch Jesus ist endlich der sicherste Prüfstein unsers Herzens. Wo nemlich unser Herz ist, da ist auch unser Schatz. Nun, womit beschäftigt sich unser Herz am liebsten? Welche Gedanken kehren in unsrer Seele am öftersten wieder? Welche Wünsche, welche Begierden pflegen wir am

sorgfältigsten? Wovon reden wir am liebsten und hören am liebsten reden? Wodurch können wir am glücklichsten gemacht werden? Welche Freuden füllen unser Herz, welche Güter befriedigen es am meisten? Kann Reichthum uns schon glücklich machen? Kann Ehre und Ansehen unser Herz schon sättigen? Kann sinnlicher Genuß uns schon so beglücken, daß wir weiter nichts zu unserer Glückseligkeit verlangen? Sind wir etwa in einer munteren, den Scherz liebenden Gesellschaft, beim Spiele, beim Lesen einer Monatschrift, im Besitze der neuesten Moden schon selig genug? Oder ist etwa unser Herz beim Forschen über wichtiger Wahrheit, und könnte das Finden derselben uns glücklich machen? Ist es etwa bei der Noth der Armen und Leidenden, und könnte das Vermögen, sie zu erfreuen und zu trösten, uns beglücken? Ist es bei seiner Pflicht, und könnte es uns beseligen, wenn wir unserer Pflicht und unserm Herzen ein Genüge leisten könnten? Ist es bei unsern Geliebten, und ist ihr Glück und ihre Liebe seine Wonne? Oder thut selbst dies alles, ohne die Kenntniss einer allgenussamen und liebenden Gottheit, unserm Herzen noch nicht genug? Bedürfen wir zu unser Glückseligkeit eines Gottes, der sich von Seinen Verehrern finden läßt? Lebt unser Herz noch in einer andern als nur in der sichtbaren Welt? Ist Gebet die Nahrung unserer Seele? Gottes Wort das Element unserer Gedanken? Das göttliche Reich der Ruhe:

punkt unsrer Hoffnung? Nichts kann leichter sein, als die Antwort auf diese Fragen. Wir dürfen nur auf unsre herrschenden Gedanken, Empfindungen, Wünsche, Hoffnungen, Begierden, Beschäftigungen aufmerksam sein. Da ist unser Herz. Und wo unser Herz ist, da ist unser Schatz. Verdient aber auch das unser Schatz zu sein, was wir dafür halten? Macht es uns Ehre, daß das unser Schatz ist? Könnten wir nicht noch etwas Besseres und Edleres wählen? Jeder entscheide nach dem ewiggeltenden Ausspruch des Herrn über sein Herz und über den Schatz seines Herzens! Was die Motten und der Rost nicht verzehren, was Räuber uns nicht rauben können, was der Vergänglichkeit nicht unterworfen ist, das ist unsers Strebens werth, das sei unsers Herzens Schatz!

XXXV.

„Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird denn die Finsternis selber sein!“

Der wörtliche Sinn dieser Worte hat nicht die mindeste Schwierigkeit.

Das Auge, sagt Jesus, ist des Leibes Licht; es empfängt Licht für den ganzen Körper; nicht der ganze Körper darf Auge sein; das Licht, dessen die Hand, der Fuß oder irgend ein anderes Glied zu seinen Verrichtungen bedarf, wird von dem Auge aufgefaßt, und so kommt es dem ganzen Körper zu gut.

Ist nun dein Auge einfältig, sagt Jesus, so wird dein ganzer Leib licht sein.

Ist es gesund und unverdorben, ist es mit keinem Flecken oder Staar überzogen, ist es rein von fremden Körpern, die die Sehkraft des Auges schwächen, hemmen oder zerstören können, sieht es zugleich gerade vor sich hin, und jeden Gegenstand in dem Lichte, in dem er sich dem wohlgebildeten und unbeschädigten Auge zeigt, nicht schief, nicht doppelt, nicht halb, nicht dunkel, nicht in einem falschen Lichte, so haben es alle Glieder des Körpers zu genießen, und die Hand und der Fuß entbehren nichts, darum weil sie nicht Auge sind; mit Leichtigkeit kann der übrigens gesunde und mit allen Sinnen und Gliedern versehene Mensch alle seine Geschäfte verrichten; sicher und fest tritt der Fuß auf; hurtig ist der Gang; leicht weicht man allem aus, woran man sonst strauchelte; das Auge ist der Wegweiser, die Leuchte aller übrigen Glieder des Körpers.

Wenn aber, fährt Jesus fort, dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Ist es krank und verdorben, hat es einen Flecken, ist es mit einem die Lichtstrahlen nicht durchlassenden Häutgen überzogen, ist die Sehkraft des Auges durch fremdartige Körper, die in das Auge drangen, geschwächt oder gehemmt, oder vollends zerstört, haben innere Krankheiten dem Auge irgend einen Schaden zugefügt, sieht endlich das Auge nicht gerade vor sich hin, und

ist es den Gegenständen, die es sehen soll, entweder zu nahe oder zu ferne, sieht es die Sachen schief, oder in einem falschen Lichte, so muß der ganze Leib den Schaden des Auges entgelten; dem ganzen Leibe wird es an Licht zur Verrichtung vieler Geschäfte, und zum Ausweichen mancher ihm drohenden Gefahr mangeln; die Hand wird nicht mit Sicherheit greifen; der Fuß wird nicht hurtig und fest auftreten dürfen; ein solcher Mensch wird nicht wissen, welche Richtung er nehmen soll, wann er irgendwohin wandeln soll; er wird nicht selten eine dem Orte seiner Bestimmung entgegengesetzte Richtung nehmen und sich dadurch immer mehr von seinem Ziele entfernen, oder sich in große Gefahren stürzen, bald straucheln, bald sich verwunden, bald sich in einen beinahe oder ganz hilflosen Zustand setzen.

Wenn nun, sagt Jesus, das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird denn die Finsternis sein! Wenn dasjenige Glied, das für den ganzen Leib das Licht empfangen sollte, verdorben ist, und kein Licht empfängt, woher soll der Körper Licht nehmen? Wird er nicht ganz im Finstern sitzen, und wird alles Licht, das außer ihm ist, und von gesunden Augen aufgefaßt wird, ihm im mindesten etwas helfen können?

Nun fragt es sich, was Jesus damit sagen wollte. Wir hörten, daß Er Seine Zuhörer ermahnt hatte, nicht das Häufen irdischer Schätze auf irdische Schätze, sondern das Sammeln himmlischer Schätze zum angelegentlichsten Geschäfte zu machen, wobei Er die Bemerkung machte, daß es nicht möglich wäre, daß ein Mensch sein Herz an die irdischen Güter als an sein höchstes Gut hienge, wenn er sich auf den Werth der Dinge recht verstehe, und es ihm nicht an der nöthigen Erkenntnis in Ansehung der bessern und vortreflichern Güter fehle. Nun giebt Er hier Seinen Zuhörern zu verstehen, der Grund, warum viele Menschen so verkehrt über den Werth der Dinge urtheilen, sei in der Verdorbenheit ihres Erkenntnisvermögens zu suchen, welches Er mit den leiblichen Auge vergleicht; Er will sie also auf den Gedanken führen, daß dies Erkenntnisvermögen der Seele eben so wie das leibliche Auge in einen Zustand der Krankheit gerathen könne, und daß die Seele bei diesem Zustande eben so übel daran ist, als es der Körper bei der Blindheit oder Krankheit des leiblichen Auges ist.

Wenn also Jesus sagt: „Das Auge ist des Leibes Licht“ — so ist wohl dies Seine Meinung: So wie der menschliche Körper an dem Auge einen Sinn hat für die Erkenntnis der Gestalt, Größe, Farbe der äußern Gegenstände, so hat die menschliche Seele an der Vernunft, an dem

sittlichen Gefühl oder mit welchem Namen man nun auch dies Erkenntnisvermögen der Seele bezeichnen mag, einen Sinn für die Erkenntnis des sittlichen Werths der Dinge; wir können mittelst dieses Sinnes, den man nicht unschicklich das Auge der Seele nennen kann, unterscheiden, was geringern und größern, und was den verhältnißmäßig größten Werth hat, was mehr und was minder befriedigend für Verstand und Herz ist, was unsers Wunsches und unsers Strebens unwürdig oder minder, mehr, und im höchsten Grade würdig ist. Dieser sittliche Sinn ist für die Seele genau dasselbe, was das Auge für den Körper ist, ein Leiter der Handlungen und Verrichtungen der Seele; durch ihn werden wir belehrt, welche Gegenstände verdienen, andern vorgezogen zu werden, wobei mehr wahrer bleibender Gewinn für die Seele herauskommt, welche Richtung unsre Neigungen und Kräfte nehmen müssen, um der reinsten, höchsten und dauerhaftesten Glückseligkeit, deren unsre Natur fähig ist, theilhaftig zu werden.

Dies geistige Auge ist aber ein eben so zarter Sinn als das Auge des Körpers; der Mensch muß daher über mit der äußersten Sorgfalt, als über dem kostlichsten Schätze wachen, und äußerst schonend damit umgehen. Dies sagen uns die Worte Jesu: „Ist dein Auge einfältig, so ist dein ganzer Körper licht; ist es ein Schalk, so ist dein ganzer

Körper finster. So schaue darauf, daß nicht das Licht in dir Finsternis sei!"

So lange dies Auge der Seele unverdorben ist, und nicht Vorurtheile und Leidenschaften dasselbe verfinstern, so lange dieser sittliche Sinn die Dinge so beurtheilt, wie sie sich dem gesunden geistigen Auge zeigen, und er also das an ihnen sieht, was sich daarn wirklich sehen läßt, nichts davon übersieht, nichts daran vorsätzlich nicht sehen will, was daran zu sehen ist, also die Gegenstände richtig, weder über noch unter ihrem Werthe, schätzt, so lange steht es um die Seele wohl; sie wird sich bei der Folgsamkeit gegen das Urtheil dieses gesunden moralischen Sinns vortreflich befinden; klug und weise ist das Betragen des Menschen, der dem Lichte getreu ist, das dieses geistige Auge auffaßt; sein Wandel ist der Wandel eines Erleuchteten, der weiß, warum er so und nicht anders handelt, der nicht immer von Zweifeln hin und her geschlendert wird, oder unentschieden ist, ob er bei seinem Thun glücklich oder unglücklich werden wird, der vielmehr der Weisheit seines Thuns gewiß ist, in dessen Seele also Ruhe und Freude wohnt.

Allein dies geistige Auge, dieser sittliche Sinn, dies Erkenntnisvermögen der Seele, das den Menschen über den größern oder geringern Werth der Dinge belehrt, kann auch durch schädliche Einflüsse ver-

verdorben werden; Vorurtheile und Leidenschaften können dies Auge seiner Sehkraft, seiner scharfen Unterscheidungsgabe berauben, so daß alsdann dem Menschen das Große klein, das Kleine groß, das Vortrefliche gering, das Geringe überköstlich und herrlich vorkommt, und er also über den Werth der Dinge ganz verkehrt urtheilt, das Vergängliche dem Ewigen vorzieht, und an den edelsten Gegenständen nichts Vorzügliches mehr wahrnimmt. Bei einer solchen Verfinsterung des geistigen Auges durch Vorurtheile und Leidenschaften steht es um die Seele eines Menschen sehr übel; sein ganzes Betragen ist alsdann dem Betragen eines im Finstern tappenden, sein Ziel verfehlenden Menschen gleich; seine größte vermeinte Klugheit muß einem Erleuchteten als eine wahre Narrheit vorkommen; da sich seine Vorurtheile und Leidenschaften in seine Urtheile mischen, so ist sein Maasstaab des Werths der Dinge falsch, und seine Handlungsart zweckverfehlend; wonach er als nach dem höchsten Gute mit allen Kräften seiner Seele streben sollte, darnach erkundigt und darum bemüht er sich nicht; und wogegen er verhältnismäßig gleichgültig sein sollte, weil es unbefriedigend ist, darauf verwendet er alle Zeit, das macht er zur ersten Angelegenheit seines Herzens und Lebens.

Wie beklagenswerth ist ein solcher Mensch! „Wenn das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, sagt Jes
 Etolz Vergpr. 2ter Th. Ee

fus, wie groß wird dann die Finsternis sein! Jesus vergleicht also denjenigen, dessen geistiges Auge durch Vorurtheile und Leidenschaften verfinstert ist, einem Blinden, der keinen Führer hat, und nicht weiß, welche Richtung sein Fuß nehmen soll. Mittlerweil der Mensch mit unverdorbenem Wahrheits-
 sinne wie ein Sehender, der die Straße vor sich sieht, die zu seinem Ziele führt, sich sogleich zu entscheiden weiß, kann derjenige, dessen Wahrheits-
 sinn verdorben ist, sehr oft im Leben nicht mit sich selbst einig werden, und steht bloß darum, weil er alles nur aus irdischem Gesichtspunkte beurtheilt, an, was er thun und lassen soll. Während jener, des-
 sen geistiges Auge gesund ist, die Versuchungen und Fallstricke, die seiner Tugend, das ist, seiner wahren Glückseligkeit gelegt sind, bald erkennt, und mit Klugheit auszuweichen weiß, fällt dieser, dessen geistiges Auge krank ist, blindlings darein, und wird von vielen thörichten und schädlichen Lüsteu bethört, die ihn ins Verderben und Verdamnis stürzen.

Vornehmlich gilt dies alles von demjenigen, der irdische Schätze auf irdische Schätze häuft. Man muß ihn an-
 sehen, als einen Menschen, dessen Erkenntnisvermögen durch Habsucht verfinstert worden ist. Man darf man nichts Weises mehr von ihm erwarten, da der Geist das Licht seiner Seele ausgelöscht, und ihn zum eigentlichen Narren gemacht hat. Wenn er das Geld zum Maassstabe des Werths aller Dinge macht,

wenn er sich nur über Geld und Gut freut, und nur über Verlust von Geld und Gut sich betrübt, wenn er nur darnach strebt, und nur darauf sein Vertrauen setzt, wenn er gegen Erkenntnis und Tugend, gegen die Leiden und Freuden seiner Nebenmenschen, gegen das Reich Gottes gleichgültig ist, laßt es Euch nicht befremden! Denket nur, daß sein moralischer Sinn, das Auge seiner Seele gelitten hat, daß es durch Geiß einen Flecken bekam, und daß der Blinde, der im Finstern sitzt, von dem Lichte, das ihn umgiebt, keinen Gebrauch machen kann. Bedauert nur den armen Blinden, dessen Verstand die Habsucht verdunkelt hat! Setzet es nur auf Rechnung seines kranken Auges, wenn seine Hand nur nach Geld und Gut, vielleicht gar zur weilen nach ungerechtem Geld und Gut greift, wenn sein Fuß den Weg zu seinem ewigen Heile nicht findet, und nur auf den Pfaden, die zu irdischem Glücke führen können, ängstlich herumirrt. Beklaget nur die unseligen Folgen der Habsucht, wann Ihr sehet, daß der Sklave dieser Leidenschaft in der Finsternis seines Gemüths sich selbst nicht mehr kennt, und keinen Begriff mehr von bessern Gütern hat, wann Ihr sehet, daß sein sittliches Gefühl von seiner Reizbarkeit immer mehr verliert, wann Ihr endlich sehet, daß sein Herz mit tausend unruhigen und vergeblichen Sorgen beladen ist, und vor lauter Knechtslichkeit seines Lebens nicht mehr recht froh werden kann! Wenn das, was Licht in uns sein

sollte, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein!

Es ist also wichtig, daß wir über der Gesundheit dieses geistigen Auges wachen. Ein richtiger Blick, ein gesundes, unbefangenes Beurtheilungsvermögen, eine feine Unterscheidungsgabe des Bessern und Minderguten ist eine der unschätzbarsten Gaben; und in ungleichem Grade und Maaße wurden wir alle, indem wir Menschen wurden, mit derselben ausgesteuert. So wie die Thiere mittelst ihres Instinktes unter mehreren Pflanzen die ihnen gesunden von den ungesund und die bessern von den minderguten zu unterscheiden wissen, so ist der menschlichen Seele ein Vermögen angeschaffen, den sittlichen Werth der Dinge, so fern die Erkenntnis desselben auf ihr Wohl einen Einfluß hat, zu beurtheilen. Freilich ist dies Erkenntnisvermögen einer unendlichen Verfeinerung fähig; allein, so wie man in der Regel annehmen kann, daß der Mensch mit allen fünf äußern Sinnen in die Welt komme, so läßt es sich auch in der Regel annehmen, daß dem Menschen dieser innere moralische Sinn, dies Auge der Seele mit der Menschheit gegeben werde. Ursprünglich ist nun dies Erkenntnisvermögen gesund und unverdorben; wir bringen die Vorurtheile und die schändlichen Triebe des Neides und andrer Leidenschaften, die dies Auge der Seele verdunkeln,

nicht mit auf die Welt; erst lange nachher wird es dadurch verfinstert und in Irrthum geführt; so lange es ganz unbefangen urtheilt, urtheilt es richtig über den sittlichen Werth der Dinge; es giebt dem weisesten Lehrer Beifall, wenn er die Thorheit des Sammelns irdischer Schätze, und den unendlichen Vorzug der Güter des göttlichen Reiches lehrt; das Licht der Wahrheit fällt rein auf sein unverdorbnes Auge. Nur wann Vorurtheile und Leidenschaften ins Spiel kommen und ihre Stürme geben wollen, dann arbeitet das nicht mehr ganz gesunde Gemüthe dem Eindrucke der Wahrheit entgegen, und dann sieht das Auge der Seele die Gegenstände seiner Beurtheilung verkehrt, halb, doppelt, dunkel, oder in einem schiefen Lichte. Wir müssen also nur auf unsrer Hut sein, daß wir nicht Vorurtheile und Leidenschaften über unsern moralischen Sinn herrschen lassen. Urtheilt derselbe allein, so führt er uns nicht irre. Aber mischt sich Vorurtheil und Leidenschaft darein, so täuscht uns unser Urtheil von dem Werthe der Dinge, und wir urtheilen alsdann davon, wie Blinde von Farben; unser verkehrtes Urtheil leitet auch alsdann unser Betragen und giebt unsern Kräften eine falsche Richtung. Wir müssen also auch in unsre Urtheile ein Misstrauen setzen, so bald es wahrscheinlich ist, daß unser Urtheil nicht ganz unbefangen sei, sondern daß Vorurtheil oder Leidenschaft Einfluß darauf habe. Unser geistiges Auge ist alsdann ver-

vorben, und urtheilt anders als im Zustande seiner Gesundheit.

Das geistige Auge kann aber auch, wenn es krank ist, wieder geheilt werden; sonst hätte Jesus mit einem vielleicht sehr großen Theile Seiner Zuhörer, die sich bisdahin mehr um irdische als um himmlische Schätze bekümmert und bemüht hatten, vergeblich gesprochen; dies that Er aber gewiß nicht; eben auch gerade durch Seine Lehren sollte das geistige Auge manches Seiner Zuhörer geheilt werden. Auch das befangenste Gemüthe hat nemlich seine Zeiten, wo es unbefangener und also richtiger urtheilt, wo das Vorurtheil und die Leidenschaft ruht, und die Wahrheit Gehör findet. Dann sieht die Seele alles in seinem wahren Lichte, sieht, wie sehr sie sich täuschte, und wie unverständlich sie handelte. Wer in diesen bessern, ruhigen Stunden auf das Urtheil seines unbestochenen Herzens aufmerksam ist, an dasselbe sich hält, seine bisherigen schiefen Urtheile damit vergleicht, sie durch dasselbe berichtigt, und spätere Eingebungen der Vorurtheile und Leidenschaften standhaft abweist, dessen geistiges Auge kann noch von seiner Krankheit genesen. So fand gewiß Jesus selbst, indem Er diese Rede hielt, noch bei manchem, der bisdahin mit Vorurtheilen gegen Ihn und Seine Lehre eingenommen gewesen war, Gehör; Sein friedlicher, weiser, menschenfreundlicher und kraft-

voller Vortrag fand gewiß Eingang auch bei Menschen, die bisdahin über den Werth der Dinge ganz verkehrt geurtheilt hatten, und heilte ihr geistiges Auge. So wirkt auch iht noch das Wort eines treuen und erleuchteten Lehrers, eines Vaters oder Freundes, und die Belehrung des Schicksals in einer ruhigen Stunde auf ein krankes Gemüthe; die Schuppen fallen vom verblendeten Auge; die Seele sieht ihre Verblendung ein und gelangt zur Erkenntnis der Wahrheit. Mögte doch unter Gottes gnädiger Leitung auch diese zwar matte und unvollkommene Schrift zur Heilung kranker Augen etwas beitragen und jedes gesunde Auge unter den Lesern derselben stärken!

XXXVI.

„Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben; oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Laßt es Euch nicht befremden, daß Jesus beim Vortrag der Lehre von den irdischen und himmlischen Glücksgütern so lange verweilet, daß Er so absichtlich die Aufmerksamkeit Seiner Zuhörer auf diesen Gegenstand lange vesthält, und es auch dem flüchtigsten und zerstreuesten Zuhörer unvergeßlich machen will, daß die irdischen Güter vergänglich und unbefriedigend seien, daß sie nicht verdienen als das höchste Gut angesehen und angestrebt zu werden, und daß die Anhänglichkeit an dieselben mit der wahren Frömmigkeit unvereinbar sei. Jesus wußte zu gut, wie tief die Liebe des Reichthums in dem Herzen so manches Seiner Zuhörer saß, und wie viel es kostete, bis sich ihr Herz an die Wahrheit

ergab; Sein Blick durchdrang die geheimsten, verstecktesten Wünsche, Regungen und Triebe ihrer Seele; und Er sah es zu deutlich, wie mächtig die Anhänglichkeit an die irdischen Schätze, die so viele Menschenherzen, hier gröber, dort feiner, beherrscht, dem Eindruck Seiner Lehre entgegen arbeitete, als daß Er über einen so wichtigen Punkt nur flüchtig hätte hineilen können. Wir kommen also, da Jesus selbst diesen Gegenstand noch nicht verläßt, noch einmal auf denselben zurück, und betrachten auch diesen Theil Seiner Rede.

Niemand, sagt Er, kann zugleich zweener Herren Knecht sein, nemlich nicht zweener Herren, deren Befehle einander aufheben, oder sich zu einander wie Ja zu Nein, und wie Nein zu Ja verhalten. Unmöglich könnte nemlich ein solcher Knecht, wie klug, wie vorsichtig und behutsam er sich auch immer betragen mögte, wie geschickt er auch immer seine wahren Gesinnungen zu verbergen wüßte, wie ausgelernet er auch in der Verstellungskunst wäre, in die Länge zur Zufriedenheit beider Herren dienen; es müßten sich bald Anlässe zeigen, wobei er in die Nothwendigkeit käme, sich für den einen gegen den andern zu erklären; er könnte in seiner Liebe und Ergebenheit, in seiner Aufmerksamkeit, in seinem Diensteyfer und Gehorsam gegen beide Herren nicht lange ein solches Gleichgewicht beobachten, daß es nicht bald

merkbar würde, welchen von beiden Herren er mehr liebte, welchem er treuer anhieng und schneller zu Gebot stünde; sein Gehorsam gegen die Befehle des einen Herrn würde so gar ein förmlicher Ungehorsam gegen die Befehle des andern Herrn sein; je treuer er dem einen diente, um so mehr würde er den andern vernachlässigen, und ein untreuer Knecht an ihm werden; je mehr er des einen Nutzen beförderte, um so mehr Schaden würde er dem andern zufügen. Er müßte sich also entscheiden, und einen von beiden mit Ausschließung des andern zu seinem Gebieter wählen; der Dienst beider Herren würde ewig unvereinbar sein. Liebte er den einen, so müßte er den andern hassen, der einen entgegengesetzten Charakter hätte, und das Gegentheil dessen verlangte, was der erste ihm beföhle. Hieng er dem einen an, so müßte er den andern und dessen Befehle, die mit den Befehlen des erstern im Widerspruch stünden, verachten. Unmöglich konnte es zum Beispiele jemand zugleich mit David und dessen aufrührerischem Sohne Absalom halten, ohne sich als einen falschen, zweideutigen handelnden Menschen verdächtig zu machen; oder, um Beispiele aus der neuern und der neuesten Geschichte anzuführen, unmöglich konnte in der erstern Hälfte unsers Jahrhunderts ein brittischer Unterthan mit gleicher Treue der igt regierenden königlichen Familie und dem Hause Stuart ergeben sein; oder in dem igt geendigten Türkenkriege ein Feldherr

zugleich der Wforte und einem der Kaiserhöfe dienen, ohne sich bald dem einen oder dem andern Theile als Verräther zu entlarven; oder in den vereinigten Niederlanden während der letzten Unruhen jemand zugleich es mit beiden einander entgegengesetzten Partheien halten; und eben so wenig ist dies noch jetzt in einem großen europäischen Reiche, das durch innere Unruhen zerrissen ist, in Ansehung der unter sich streitenden Partheien möglich. So weit sind diese Worte Jesus ganz klar. Wir müssen sie aber auch noch in ihrer Verbindung mit dem Vorhergehenden betrachten.

„Ihr könnt nicht, fügt Jesus hinzu, Gotte dienen und dem Mammon oder dem Götzen des Reichthums.“ So wenig sich also, will Jesus sagen, der Dienst zweener Herren, deren Befehle sich einander widersprechen, mit einander vereinigen läßt, so wenig ist es möglich, Gotte und dem Götzen des Reichthums zugleich von ganzem Herzen ergeben zu sein, auf Gott und den Götzen des Reichthums zugleich sein Vertrauen zu setzen, oder Habsucht und ächte Frömmigkeit mit einander zu vereinigen. Auch dies scheint Jesus mit Rücksicht auf die Pharisäer gesagt zu haben, von denen man in der That sagen konnte, daß sie den Versuch machten, Gotte und dem Mammon zugleich zu dienen, und die sich auch Glück dazu wünschten,

daß sie sich so gut darauf verstünden, ja sich auf diese große Kunst so viel einbildeten, daß sie den Herrn selbstgenügsam bemitleideten und verspotteten, darum weil Er behauptete, dies gieng nicht an. Wenn also Jesus sagte, man sollte vielmehr himmlische als irdische Schätze sammeln, und damit zu verstehen gab, man könnte nicht beides zugleich thun, so mußten Seine Zuhörer, denen die allgemein bekannte Habsucht und das Bestreben der Pharisäer, dabei gleichwohl fromm vor den Menschen zu scheinen, unmöglich verborgen sein konnte, denken: Die Pharisäer wüßten doch beides geschickt mit einander zu vereinigen, und sich mit irdischen Gütern zu bereichern, ohne darum das Heil ihrer Seele zu versäumen. Allein diesem Gedanken hatte Jesus schon in den Worten begegnet: „Wo Euer höchstes Gut ist, und das kann doch nur Eine Sache sein, da ist auch Euer Herz“ und nun sagt Er es geradezu heraus: „Dies sei unmöglich, wie viel Mühe sich auch die Pharisäer gaben, es möglich zu machen. So wenig man zugleich ein Verehrer des einzigen wahren Gottes und der falschen heidnischen Gottheiten sein könne, so wenig könne eine abgöttische Verehrung des Reichthums und eine herzliche Verehrung Gottes in demselben Herzen neben einander bestehen.“ Und der Grund dieser Behauptung liegt eben in den Worten: „Niemand kann zu derselben Zeit der Knecht zweener sich widersprechenden Herren sein, deren Be-

fehle einander aufheben, also zugleich ganz von beider Willen abhängen."

Der Göthe des Reichthums verlangt nemlich eben so wohl als der wahre Gott das ganze Herz des Menschen. Gott will, als das vollkommenste und liebenswürdigste Wesen, mit Recht von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe verehrt und geliebt werden; über Ihm, als einem allgenugsamen Wesen, soll dem Menschen nichts gehen; er soll dem Willen Gottes nicht nur seinen eignen Willen, sondern auch den Willen jeder Macht, die eine Herrschaft über ihn ausübt, oder ausüben will, unterordnen. Eben so macht auch der Göthe des Reichthums, um in dem Bilde Jesus zu reden, auf das ganze Herz des Menschen Anspruch, und verlangt, daß derjenige, der sich ihm ergiebt, alles andre ihm unterordne, also selbst Gewissen, Pflicht, Ehre, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und was immer dem Menschen wichtig, theuer und heilig sein soll, nöthigenfalls ihn zum Opfer darbringe. Da nun die höchste Liebe nur *Einem* Gegenstande gegeben werden kann, so kann der Mensch sein Herz nicht so vertheilen, daß er Gotte geben könnte, was Gottes ist, und doch zugleich auch dem Göthen des Reichthums, was dieser von seinen Anbetern verlangt. Dies drückt der Herr mit Nachdruck aus, indem Er dasjenige, was so wohl Gott als der Göthe des

Reichthums von seinen Verehrern erwartet und fordert, einen Dienst nennt.

So wie sich nemlich ein treuer und redlicher Diener in Sachen seines Dienstes dem Willen seines Herrn ganz unterwirft, gleichsam seinen Willen an denselben abtritt, so lange er nicht Ungerechtes verlangt, so ergiebt der Verehrer Gottes so wohl als der Verehrer Mammons seinen Willen an Gott oder an Mammon, unterwirft ihn dem einen oder andern ganz, und hat eine Anhänglichkeit an Gott oder an Mammon, die der Anhänglichkeit eines treuen und redlichen Dieners an seinen Herrn völlig gleich ist. Damit kann aber eine Vertheilung des Herzens um so weniger bestehen, als dasjenige, was der Götze des Reichthums, und was hingegen Gott von seinen Verehrern fordert, sich zu einander wie Ja zu Nein, oder wie Nein zu Ja verhält.

Der Götze des Reichthums verlangt von seinen Anbetern, daß sie nur an den Reichthum denken, und sich nur mit dem Reichwerdenwollen beschäftigen, gerade als wenn der Mensch davon lebte, daß er viele Güter hat, und als wenn kein himmlischer Vater wäre, der für seine Kinder auf Erden sorgte, und wüßte, wessen sie bedürften, ehe denn sie Ihn bäten, und reich genug wäre für alle, die Ihn anriefen; er will, daß sie eigentlich wie ohne Gott in der Welt leben, und nur von ihm Hülfe,

Heil und Glückseligkeit erwarten, ohne ihn sich verloren schätzen, in seinem Besitze sich selig genug schätzen, und, um zu seinem Besitze zu gelangen, sich alles erlauben, und gleichsam Himmel und Erde, ja die Hölle selbst in Bewegung setzen.

Der wahre Gott hingegen will, daß man vor allen Dingen nach Seinem Reiche und nach dessen Gerechtigkeit trachte, und überzeugt sei, daß einem solchen Menschen das Nöthige zu seinem und der seinigten zeitlichen Unterhalt bei unausgesetzter Berufstreue schon zusallen werde; Er will, daß man sich auf Seine väterliche Fürsorge und Hülfe, auf Seinen Schutz, Beistand und Segen bei Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit standhaft verlasse, und nicht aus Misstrauen an Ihn gegen seinen Nächsten hart, strenge und unbillig handle; Er will, daß man im Vertrauen auf Ihn, als auf den lebendigen Gott, Gutes thue, reich an guten Werken werde, gerne gebe, behülflich sei, und sich selbst auf das Zukünftige einen edeln Schatz wohlthätiger Handlungen sammle, damit man das ewige Leben ergreife, übrigens sich genügen lasse, Nahrung und Kleidung zu haben, und Gottseligkeit und Genügsamkeit für einen großen Gewinn achte.

Kann man also nicht mit Recht auch hier mit Paulus fragen: „Wie stimmt Christus mit Belial oder Mammon? Was hat das Licht Gemeinschaft mit

der Finsternis? Was für ein Theil hat der Gläubige an Gott mit dem Ungläubigen?" Und Jesus antwortet hier auf diese Frage: „Ihr könnt nicht zugleich Gotte dienen und dem Mammon.“

Der Reichthum wird also hier ein Abgott oder Göze genannt, und dem wahren Gott entgegengesetzt. In der That giebt der Habsüchtige sein Herz dem Reichthum, wie der Fromme dem wahren Gott; er stellt das Gold zu seiner Zuversicht, und sagt zu dem Goldklumpen: Du bist mein Trost! Der Reichthum, wonach er strebt, beherrscht seine Seele ganz; um Reichthum thut und duldet er alles; für Reichthum hat er die größte Ehrfurcht und für die Besitzer des Reichthums die größte Hochachtung; vom Reichthum holt er sein ganzes Glück; der Reichthum ist sein Gott und sein Himmel. Allein dieser Gegenstand der höchsten Liebe des Habsüchtigen verhält sich zu dem Gegenstande der höchsten Liebe des Frommen wie ein stummer und tauber Göze zu dem lebendigen und allmächtigen Gott. Umsonst, daß der Geizige den Reichthum wie eine Gottheit anbetet, und sich darnach, wie ein Hirsch nach frischem Wasser und ein gedrängter Frommer nach seinem Gott, sehnt. Der Reichthum ist doch nicht vermögend, das zu leisten, was der Mensch mit Recht von einer Gottheit erwartet; er kann bei weitem nicht alle Bedürfnisse der Menschheit befriedigen; bei weitem nicht

nicht in allen Leiden und Verlegenheiten dem Menschen helfen; er ist dem Götzen Baal gleich, bei dem keine Stimme, noch Antwort, noch Aufmerksamkeit wahrzunehmen war; er kann nicht angerufen werden wie ein lebendiges, wirkendes, liebendes und allgenugsames Wesen. Wie oft läßt er seine Verehrer in den dringendsten Gefahren im Stich! Wie oft in Krankheiten und Schmerzen ohne Rath, ohne Hülfe und ohne Trost! Nicht einmal gegen unangenehme Begegnisse, gegen Kränkungen und Beleidigungen kann er sie immer schützen, und noch vielweniger kann er die Geistes- und Herzensbedürfnisse eines Menschen befriedigen. Der Verehrer Gottes hingegen hat an dem himmlischen Vater ein lebendiges, wirkendes, theilnehmendes und allesvermögendes Wesen, das die Natur beherrscht und das Schicksal regiert, und ihm eben deswegen auch dasjenige verschaffen kann, dessen er zu seinem zeitlichen Unterhalt bedarf; dieser himmlische Vater ist seinem Verehrer eine allgegenwärtige, auch in das Verborgne sehende und im Verborgnen hörende, auf alle seine Bedürfnisse aufmerksame, und zur Befriedigung aller geistigen und sinnlichen Bedürfnisse mehr als hinlänglich mächtige Gottheit. Warum sollte er denn sein Herz an dem ungewissen Reichthum hängen, da er in diesem seinem Gott schon reich genug ist? Warum, wenn er es auch könnte, sein Herz zwischen Gott und dem leblosen und liebelosen Götzen des Reichthums theilen, da dieser Götze ihm doch nichts geben

kann, was er nicht, wenn er dessen bedarf, auch von seinem Gott sich versprechen dürfte?

Der Götze des Reichthums sei also nicht der Beherrscher unsers Herzens. Wir erniedrigen uns unter die Würde der Menschheit, wenn wir uns zu Slaven eines Götzen machen, der weder Liebe, noch Weisheit, noch lebendige Wirksamkeit besitzt, und also mit keinem Scheine von Vernunft göttlich verehrt zu werden verdient; und wir entehren den wahren Gott, wenn wir Ihm diesen Götzen an die Seite setzen, und unsre Ehrfurcht und unser Vertrauen zwischen Ihm und diesem Götzen theilen wollen. Der himmlische Vater nehme vielmehr von unserm ganzen Herzen Besitz! Das Vertrauen auf Ihn täuscht nicht wie das Vertrauen auf Mamon. Von Ihm sich beherrschen lassen, ist wahre Freiheit und Ruhe der Seele. Mittlerweil der Slave des Reichthumsgötzen sein Leben in steter Unruhe zubringt, und seines Lebens nie recht froh und sicher werden kann, genießt der Verehrer Gottes, das Kind Gottes, eines ewigen Friedens, einer nie in ihm ersterbenden Seligkeit, und es heißt auch hier: „Erkenntnis des einzigen wahren Gottes ist ewiges Leben.“

Wenn es übrigens unmöglich ist, sein ganzes Herz zugleich Gott und dem Mamon zu schenken, so laßt uns auch nicht vergessen, daß es eben so un-

möglich ist, Gotte und irgend einem andern Götzen unsers Herzens zugleich zu dienen. Mancher spricht sich vielleicht hier in seinem Herzen gerecht, und denkt, daß wenigstens er nicht der große Thor und Sünder sei, der Verehrung Gottes und Mammons mit einander vereinigen wolle. Wenn wir aber, zwar nicht gerade dem Mammon, aber dagegen dem Unmäßigkeit- und Wollust-Götzen, dem Ehrgeize, der Nachsicht dienen, und diesen von Gott und seinem Sohne und der Vernunft eben so sehr verdamnten Götzendienst neben dem Dienste, der dem wahren Gotte gebührt, treiben zu können wäñten, wären wir denn weniger Thoren und Sünder? Oder vertragen sich diese Arten von Götzendienst besser als der Mammonsdienst mit der Verehrung und Anbetung Gottes? Ja, wenn Verehrung Gottes, was der Aberglaube wähnt, nur in der Theilnehmung an den öffentlichen religiösen Feierlichkeiten, nur in dem äußern Bekenntnisse zu der Lehre Jesus bestünde, dann ließe sich vielleicht wohl noch ein solcher unschicklich so genannter Dienst Gottes mit einer von jenen Arten von Götzendienst vereinigen, obgleich derselbe doch darum immer noch verdamnlich bliebe. Wenn aber Verehrung Gottes eine Ergebung seines Willens an Gott und ein Wandel ist, der mit Gottes Willen übereinstimmt, so ist gewiß der Dienst jeder andern Leidenschaft eben so unvereinbar mit dem wahren Dienste Gottes als der Dienst Mammons, und es heißt auch

hier: Niemand kann zugleich zweener sich widersprechenden Herren Knecht sein. Ihr könnet nicht Gott dienen und den Götzen. Wenn der Sinn gegeben ist, den wahren Gott und das ewige Leben zu erkennen, der hütet sich vor den Götzen.

XXXVII.

„Darum sage Ich Euch: Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet; auch nicht für Euern Leib, was Ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und Euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid Ihr denn nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter Euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget Ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage Euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben Eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht, und mor-

gen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr Euch thun? O Ihr Kleingläubigen! Darum sollt Ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachteten die Heiden. Denn Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr des alles bedürftet. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe.“

Der große, vermischte Haufe Volks, dem Jesus die geistvolle Rede vortrug, aus der wir schon so viel Licht, Trost und Stärkung schöpften, bestand, wie die Vergleichung dieses Abschnitts mit dem vorigen deutlich zeigt, so wohl aus begüterten als aus ärmern, zum Theil so gar äußerst dürftigen Personen; die einen waren in der Lage, daß sie irdische Schätze auf irdische Schätze häufen konn-

ten; die andern mußten, wenn sie nur auf ihre äufre Lage schauten, mit Kummer und Angstlichkeit in die Zukunft blicken, und besaßen zum Theil nicht einmal einen hinlänglichen Vorrath an den ersten Bedürfnissen des Lebens für den nächstfolgenden Tag. Beiden Klassen trug Jesus nützliche und beseligende Wahrheit vor, die sich auf ihre äufre Lage bezog, und wovon sie sogleich eine Anwendung machen konnten. Den Reichern hatte Er gesagt: Sie sollten sich nicht irdische Schätze sammeln, da es noch edlere Güter als die irdischen gebe. Von dieser Lehre hatten nun freilich diejenigen wenig Gelegenheit eine Anwendung zu machen, deren äufre Lage von der Art war, daß sie nicht einmal Schätze sahen, und die kaum wußten, wovon sie sich an dem nächstfolgenden Tage nähren und womit sie sich kleiden sollten; sie waren, da sie irdische Schätze nur vom Hörensagen kannten, gar nicht in dem Falle, daß sie dieser Lehre entgegenhandeln konnten. Allein ihre Gemüthsruhe konnte dagegen an einer andern nicht minder gefährlichen Klippe scheitern. Unruhige Nahrungsorgen konnten sie eben so gut um den Besitz des höchsten Gutes bringen, als der Reichere durch abgöttische Liebe des Reichthums und durch das leidenschaftliche Streben, seine Schätze stets zu vermehren, dasselbe verscherzte. Darum hören wir den weisen und menschenfreundlichen Lehrer auch den Armen das Evangelium predigen; Er lehrt sie, daß sie ihr Herz eben so

wenig zwischen Gott und den ängstlichen Nahrungssorgen, als die Reichen zwischen Gott und dem Mammon theilen können, daß Gott auch von ihnen ihr ganzes Herz verlangt, und es mit dem größten Rechte von ihnen erwarten darf, da sie auch von Ihm als einem guten und mächtigen Vater alles erwarten dürfen, was sie jeden Tag nöthig haben mögen.

Seine Anrede an den ärmern Theil Seiner Zuhörer ist also mit den unmittelbar vorhergehenden Lehren natürlich verbunden, und macht mit denselben Ein Ganzes aus. Reiche und Arme, Sammler irdischer Schätze, und ängstliche Sorger für das tägliche Brod lagen nemlich im Grunde an demselben Uebel krank; beiden fehlte es an Erkenntnis des einzigen wahren Gottes, als eines Vaters der Menschen, zumal derjenigen, die Ihm, als einem Vater, kindlich vertrauen; beide lebten mit ihren Gedanken, Wünschen, Hoffnungen, und Trieben immer nur in dem Sichtbaren, und was bei ihnen Religion war, oder vielmehr nur den Namen davon hatte, war ohne den mindesten Einfluß auf ihr Herz, und konnte der ängstlichen Sorge für das Irdische nicht das Gegengewicht halten, vielweniger solche Sorgen ganz entkräften. Wenn demnach Jesus unmittelbar vorher gesagt hatte: Seine Zuhörer könnten nicht zugleich Gott und dem Götzken des Reichthums von ganzem Herzen ergeben sein,

ſie müßten ſich vereinfachen, und da ſie von der wandelbaren Sichtbarkeit nicht erwarten könnten, daß ſie alle Bedürfniſſe ihrer Natur befriedigte, auf Gott ihr Vertrauen ſetzen, wenn ſie weiſe handeln wollten, ſo paßte dies alles auch auf den ärmern Theil des Volks, der ſein Leben in Kummer und drückenden Sorgen zubrachte, und darüber Gottes vergaß, deſſen väterliche Fürſorge für die Menſchen ihn doch von allem Kummer in Anſehung ſeines Schickſals ganz befreien ſollte. Auch des Armen Fehler war, daß er ſein Vertrauen auf ſo viele irdiſche Gegenſtände vertheilte, daß er von der Vergänglichkeith erwartete, was er nur von dem unvergänglichen Gott mit Vernunft erwarten konnte, und, wenn die äußern Umſtände ihn nichts mehr hoffen ließen, auch von Gott nichts mehr hoſte. So natürlich und ungezwungen iſt die Gedankenfolge, wenn Jeſus hier ſagt:

„Darum, weil ſich das Vertrauen auf Gott und das Vertrauen auf die zeitlichen Güter nicht mit einander vereinigen läßt, und das Vertrauen auf Gott die ängſtliche Sorge für den zeitlichen Unterhalt ganz überflüſſig macht, darum ſage Ich Euch: Seid nicht ängſtlich um Euern zeitlichen Unterhalt beſümmert, als wenn es Euch bei gewiſſenhafter Berufstreue und kindlichem Vertrauen auf Gott je daran fehlen könnte. Verlaſſet Euch ruhig auf Gottes Fürſorge, wenn Ihr redlich das Euriqe

thatet, um zu Nahrung und Kleidung zu gelangen. Der gegeben hat, wird ferner geben. Und der das Größte gab, wird das Geringere nicht versagen. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Der Gott, der Euch ohne Euer Wissen und Wollen das Leben gab und in Euern Körper das Bedürfnis irdischer Nahrung und einer deckenden Hülle legte, wird Euch die Nahrung und Hülle nicht entziehen, die dieser Körper fordert. Euer Dasein verpfände Euch den Empfang der Nahrung dieses Daseins; und Euer Körper verbürge Euch den Empfang der Kleidung dieses Körpers. Und betrachtet einmal mit Aufmerksamkeit und Nachdenken die Vögel der Luft! Ihnen fehlen die Kräfte und Kenntnisse, der Verstand und die Klugheit des Menschen. Sie säen und ärnten nicht wie Ihr Hausväter, sie sammeln nicht in die Scheunen. Dennoch ernährt sie Euer himmlischer Vater. Nun so werdet weise! Wird der Gott, der Vögel versorgt, Menschen nicht versorgen, selbst wann sie Ihn wie einem Vater vertrauen? Fühlet doch die Würde Eurer Menschheit; erkennet und schähet die Vorzüge Eurer Natur! Ihr seid weit vortrefflichere Geschöpfe als die Vögel! Unwürdig des Herrn der Erde sind ängstliche Nahrungsorgen. Und kommet Ihr wohl damit Einen Schritt vorwärts? Könnet Ihr damit Euer Leben um Eine Stunde verlängern? Warum seid Ihr auch so kummervoll wegen Eurer Kleidung,

als wäre diejenige, die Ihr auf dem Leibe traget, die letzte, die Ihr erwarten dürftet? Betrachtet mit Aufmerksamkeit und Nachdenken die auf den Feldern ohne Wartung und Pflege wild aufwachsenden Blumen! Sie nähren und spinnen nicht wie Ihr Hausmütter und Töchter, und doch versichere Ich Euch: Selbst Salomons prächtigster Königschmuck kommt dem Schmucke einer einzigen Feldblume an Schönheit und Feinheit nicht bei. Wenn nun Gott Feldblumen, die heute blühen, und morgen mit dem Gesträuche weggeschnitten und verbrannt werden, mit so viel Pracht schmückt, sollte Er Euch bei Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit nicht mit anständiger Kleidung versorgen? O wie wenig trauet Ihr Gott zu! Wie wenig kennet Ihr Ihn, und wie wenig schäzket Ihr Euch selbst! Wird der Gott, der nicht einmal die Blumen des Feldes vernachlässigt, Euch vernachlässigen? Entschlaget Euch der unruhigen Sorgen: Woher Speise? Woher Trank? Woher Kleidung? Nur Heiden, die Gott nicht kennen, überlassen sich solchen kummervollen Gedanken. Ihr solltet Euern himmlischen Vater als den kennen, der weiß, daß Ihr des alles bedürftet. Eure erste Sorge sei, daß Ihr in das göttliche Reich aufgenommen werdet, und die Tugend Euch eigen machet, die in dies göttliche Reich führt. Dann wird Euch Gott gewiß Nahrung und Kleidung als eine Zugabe zukommen lassen. Seid also um das Schicksal des folgenden Tages nicht ängstlich bekümm-

mert. Gott wird morgen wie heute für Euch sorgen, und der morgende Tag wird Euch schon Rath, Hülfe, Labfal und Trost bringen, so wie Ihr dessen bedürftet. Es ist genug, daß ein jeder Tag sein Maaß von Uebel habe. Die Last des folgenden Tages, die morgen getragen werden soll, zugleich mit der des heutigen tragen wollen, dies hieße, sich die Last, wovon man gedrückt ist, ganz unerträglich machen."

Der Hauptgedanke dieses herrlichen Theils der Bergpredigt Jesus, der an Faßlichkeit, Gründlichkeit und Herzlichkeit seines gleichen nicht hat, ist also dieser: Wir sollen nicht um Nahrung und Kleidung für uns und die unsrigen ängstlich bekümmert sein, als wenn kein himmlischer Vater wäre, der für Seine Geschöpfe, zumal für die edelsten Seiner Geschöpfe auf Erden, die Menschen, sorgte." Viermal kommt Jesus auf diesen Gedanken zurück, um ihn dem Verstand und Herzen seiner Zuhörer unauslöschlich einzuprägen. Wie auch unsre äußere Lage immer beschaffen sein mögte, wie widrige Schicksale wir auch immer erfahren haben mögten, nie sollen wir uns den Gedanken erlauben: daß Gott uns und unser Schicksal keiner Aufmerksamkeit würdige, daß wir von Gott ganz vernachlässigt seien, und daß es bald dazu kommen werde, daß es uns und den unsrigen selbst an dem Unentbehrlichsten mangle. Jesus trägt es vielmehr Seinen Zuhö-

ren' als etwas, das sich von selbst versteht, vor, daß dem, der Gott, als einem Vater, vertraut, auch in Ansehung seines zeitlichen Unterhalts das Nöthige zukommen werde; als eine ausgemachte Wahrheit will Er es von ihnen geglaubt wissen, daß sie nicht die geringste Ursache haben, zu fürchten, daß die väterliche Fürsorge Gottes sie jemals verlassen, und in Ansehung ihrer dringendsten Bedürfnisse, selbst bei dem kindlichsten Vertrauen und bei der redlichsten und gewissenhaftesten Anwendung der in ihrer Macht stehenden Mittel der Erwerbung des Nöthigen, hilflos lassen werde.

Zu dem Ende macht Jesus sie zuvörderst auf sich selbst, auf ihr Dasein, als auf das sicherste Pfand des Empfangs der Mittel, ihr Dasein zu erhalten, aufmerksam; Er macht sie aufmerksam auf ihren eignen Körper, als auf das sicherste Pfand der Befriedigung der Bedürfnisse hies. Körpers, und lehrt sie vom Größern auf das Kleinere, von der vortreflichen Gabe, die ihnen schon geschenkt worden sei, auf geringere Gaben schließen, die ihnen der Geber der edlern Gaben gewiß nicht versagen werde.

Er macht sie sodann auf die Fürsorge Gottes für die Thiere, und besonders für die muntern, sorgenfreien Vögel der Luft aufmerksam, und zeigt

ihnen sogar in den Feldblumen, deren Bestimmung, verglichen mit der Bestimmung des Menschen, so kurz und gering ist, einen nichts vernachlässigenden, alles sorgfältig vollendenden Meister, von dem es sich also noch vielweniger denken lasse, daß Er Sein größtes Werk, den Menschen, und dessen Schicksal vernachlässigen werde. Hier lehrt also Jesus Seine Zuhörer vom Geringeren auf das Vortreflichere schließen, lehrt sie die Würde der menschlichen Natur kennen, flößt ihnen ein edles und gerechtes Selbstgefühl ein, und stellt ihnen die ängstliche Sorge für Nahrung und Kleidung als etwas eines Menschen Unwürdiges und Niederträchtiges vor.

Er zeigt ihnen endlich, daß es unweise sei, irgend etwas Zweckloses und Vergebliches zu thun, daß es aber eine völlig vergebliche Sache sei, sich um künftige Nahrung und Kleidung ängstlich zu bekümmern, indem niemand durch ängstliches Sorgen seine Lebenszeit verlängern, seinen Wohlstand vermehren oder irgend eine Gefahr oder ein Unglück von sich abwenden könne, daß es also ungleich weiser gehandelt, und für seine eigne Gemüthsruhe besser gesorgt sei, wenn man den Erfolg seiner redlichen Bemühungen, um sich den nöthigen zeitlichen Unterhalt zu verschaffen, ruhig Gott heimstellt, und von Ihm, als einem unsre Bedürfnisse kennenden, nichts von Seiner Fürsor-

ge ausschließenden, am allerwenigsten den Menschen vernachlässigenden, allmächtigen Vater nichts als Gutes erwartet.

Wir lernen ferner aus diesen Worten Jesus: Daß wir noch weit mehr als nur so viel Gott zu trauen sollen, und daß es noch nicht einmal viel sagen will, wenn wir glauben, daß Gott uns die nöthige Nahrung und Kleidung werde zukommen lassen, indem wir berechtigt sind, von Gott noch weit größere Segnungen zu erwarten, daß es also von einer heidnischen Unwissenheit, von einem heidnischen Mangel an Erkenntnis Gottes zeugt, wenn wir uns mit ängstlichen Nahrungsorgen quälen.

Auch lehrt uns Jesus, daß es sich mit allem, was zu unserm zeitlichen Unterhalt gehört, nach und nach, so wie man dessen bedarf, giebt, wenn man nur den Besitz einer bessern Gerechtigkeit als der pharisäischen, und die Aufnahme in das göttliche Reich zu seiner Herzensangelegenheit macht, und es seine erste Sorge sein läßt, daß man nicht mit der Tugend, die Gott von den Menschen fordert, auch die Seligkeit in Seinem ewigen Reiche verscherze.

Endlich macht unser Herr die Bemerkung, daß man, um auch in einer äußerlich ungünstigen Lage in Ansehung seines zeitlichen Unterhalts ganz ruhig sein zu können, sich schlechterdings enthalten müsse,

zum Voraus schon wissen zu wollen, wie es uns wohl in der Folge gehen werde. Alles, sagt Er, werde erträglich, wenn man nur auf Einmal nicht mehr tragen wolle, als man an dem gegenwärtigen Tage wirklich zu tragen habe, und sich also das ängstliche Hinausblicken in die Zukunft, das nur unruhig mache, gänzlich verbiete.

Lauter wichtige Wahrheiten, deren Betrachtung uns nun beschäftigen wird!

XXXVIII.

Von dem weisen und von dem unweisen
Sorgen für seinen Unterhalt.

„Sorget nicht, sagt Jesus, für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet; auch nicht für Euern Leib, was Ihr anziehen werdet. „Und weiter unten sagt er noch einmal: „Ihr sollet nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns bekleiden?“

Und doch ist dem Armen, dessen Bedürfnisse größer sind als die Mittel zu deren Befriedigung, das Sorgen für Nahrung und Kleidung so natürlich; es dringt sich dem Hausvater und der Hausmutter, die die immer steigenden Ausgaben für sich und ihre heranwachsende Familie auch bei der genauesten Einrichtung ihres Hauswesens immer weniger erschwingen können, täglich und mit jedem Tage stärker auf; Verlegenheit um Nahrung und Kleidung, um andre Nothwendigkeiten des Lebens legt ihnen

wie oft die Frage auf die Lippen: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns bekleiden? Wie wird es uns noch gehen?“

Auch kann man nicht sagen, daß alles Sorgen für Nahrung und Kleidung unvernünftig und unchristlich, hingegen jede Sorglosigkeit in Ansehung seines zeitlichen Unterhalts vernünftig und christlich sei. Wer kann den Hausvater tadeln, der bedächtig überlegt, also sorget, wie er sich und den seinigen, ohne andern beschwerlich zu fallen, das Nöthige verschaffen, wie er durch kluge Ersparungen zu Bestreitung nöthiger Ausgaben Kräfte sammeln, wie er seinen Verdienst oder seine Einkünfte auf eine erlaubte und anständige Weise vermehren, seinen Gewerb erweitern, seine häuslichen Einrichtungen auf die vortheilhafteste Weise bestimmen oder verändern könne? Und umgekehrt, wer könnte bei gesunder Vernunft demjenigen Beifall geben, der immer nur andre für sich sorgen ließe, der die Güte seiner Nebenmenschen zum Leichtsinne misbrauchte, der im Besitze einiger Mittel, sich die Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen, nicht bedächte, für wie lange er damit auskommen müßte, und sich überhaupt um das Gleichgewicht zwischen seiner Einnahme und Ausgabe nicht bekümmerte?

Da also das Sorgen für Nahrung und Kleidung in vielen Fällen Beifall, Sorglosigkeit hingegen in Ansehung seines zeitlichen Unterhaltes sehr oft Tadel verdient, so kommt es in die Frage, welche Nahrungsorgen Jesus hier tadelt.

Er verstand nicht darunter die vernünftigen Anstalten, die jeder, der nicht muthwilliger Weise sein zeitliches Glück zerstören, und sich und die seinigen in selbstverschuldete Armuth stürzen will, machen muß, um sich und den seinigen zu Nahrung und Kleidung zu helfen, um seinen Kindern eine anständige Erziehung zu geben und den zu ihrem künftigen Verufe nöthigen Unterricht geben zu lassen, um ihnen zu ihrem Fortkommen in der Welt behülfslich zu sein. Eben so wenig verstand er darunter die klugen Rücksichten, die ein verständiger Hausvater auf erlaubte und rechtmäßige Vortheile bei seinem Verdienste, oder bei seinen häuslichen Einrichtungen zu nehmen pflegt; Er verwarf nicht das Sinnen und Ueberdenken, wie man sich gegen vor-
ausgesehenen, nur durch Vorsicht zu vermeidenden, künftigen Verlust oder Nachtheil verwahren, seine Geschäfte mit möglichster erlaubten Klugheit treiben, sich von andern so unabhängig wie möglich machen, seinen Wohlstand sicher stellen, künftige Gefahren vermeiden, unangenehmen Vorkommnissen zuvorkommen könne. Dies alles konnte Jesus so wenig tadeln, als das Sinnen und Sor-

gen des Landmanns, wie er seine Aecker und Weinberge bearbeiten — zu welcher Zeit er dieses — zu welcher er jenes Geschäfte darin verrichten müsse, um den größtmöglichen Vorthail daraus zu ziehen, und aus den Erzeugnissen derselben sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen.

Jesus konnte auch Seinen Zuhörern, indem Er ihnen sagte, sie sollten nicht sorgen, nicht die Sorglosigkeit des Leichtsinrigen empfehlen, der gedankenlos in den Tag lebt, unbesonnen mit dem erworbenen Gelde, womit er schalten kann, umgeht, und wenn zuletzt die Quellen seiner Einkünfte und seines Verdienstes versiegen oder erschöpft sind, sich auf das Schuldenmachen verläßt, andern zur Last fällt, und ihnen eben deswegen nicht selten verächtlich wird!

Sondern er wollte gewiß sagen: Sie sollten nach reifer Ueberlegung und unverdroßner Ausführung des Besten, was sich in ihrer Lage thun ließe, um zu Nahrung und Kleidung zu gelangen, wegen des Erfolgs ihrer Geschäfte nicht ängstlich bekümmert sein, sondern sich bei verständiger, redlicher und fleißiger Wahrnehmung ihrer Berufsgeschäfte auf die Fürsorge des himmlischen Vaters verlassen, der sich auch ihrer annehmen und sie an dem Nöthigen nicht werde Mangel leiden lassen.

Er tadelte es also nicht an Seinen Zuhörern, wenn sie ihren Verstand brauchten, weise Ueberlegungen anstellten, vernünftig nachdachten, und in ihrem Berufe fleißig und arbeitsam waren, sondern Er tadelte nur die unruhigen Furchten, die ängstlichen Zweifel, womit sich der Mensch ohne Noth, ohne Zweck und ohne allen Nutzen quält und sein Leben verbittert.

Wenn zum Beispiele ein Landmann, nachdem er sein Feld zu rechter Zeit bestellt und nichts daran versäumt hätte, stets in ängstlicher Furcht sein würde, ob nicht vielleicht der Regen, oder der Frost, oder die Hitze, oder ein ausdörrender Wind, oder die Schlossen, oder die Raupen, oder der Mehlschau, oder andre Zufälle die Frucht seiner Arbeit vereiteln, und ihm die Mittel, sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, entziehen oder verkümmern werde — wenn der Tagelöhner bei dem besten Willen zu arbeiten, und bei der sorgfältigsten Benützung jeder Gelegenheit, wo er Arbeit fände, doch immer fürchtete, er könnte mit Einmal verdienstlos werden, oder doch nicht mehr hinlängliche Arbeit bekommen — wenn der Handwerker bei allem seinem Bestreben, gute Arbeit um billigen Preis zu liefern, schon zum voraus bekümmert sein wollte, ob wohl hinlängliche Arbeit bei ihm werde bestellt werden, und ob dieselbe nicht nach Verfluß einiger Zeit immer mehr

abnehmen werde — wenn der größere oder kleinere Fabrikant bei der vernünftigsten Rücksicht auf das Maaß seines Vermögens, bei der genauesten Ordnung, bei der größten Billigkeit in Behandlung der Abnehmer seiner Waare sich immer der ängstlichen Furcht überlassen würde, ob er diese Abnehmer wohl immer behalten werde — wenn der Kaufmann, nachdem er mit der möglichsten Vorsichtigkeit und Rechtschaffenheit alles wahrgenommen hätte, was von ihm abhänge, um seinen Unternehmungen einen günstigen Erfolg zu versichern, stets an die unzähligen Gefahren dächte, denen seine Unternehmungen ausgesetzt sein könnten — wenn der Studierende bei der weisesten Anwendung seiner Zeit, bei dem fleißigsten Sammeln zweckmäßiger Kenntnisse immer bekümmert wäre, ob er wohl eine Bedienung bekommen, oder nicht vielleicht wenigstens die beste Zeit seines Lebens amt- und brodlos bleiben werde, oder wenn der schon in Bedienung stehende Gelehrte bei der unausgesetztesten Berufstreue immer bange sein würde, ob er wohl in der Folge mit seinem Gehalt fertig werden könnte — wenn endlich derjenige, der durch widrige Schicksale in die Lage gekommen ist, von fremder Güte leben zu müssen, bei der besten Aufführung und bei der aufrichtigsten Dankbarkeit gegen die ihn unterstützenden Menschenfreunde doch stets besorgte, seine Wohlthäter mögten ihm ihre milden Gaben entziehen, oder vielleicht selbst außer Stand gesetzt

werden, ihre Güte gegen ihn fortzusetzen, so würde dies das tadelhafte Sorgen sein, das Jesus Seinen Schülern untersagt, und das mit einem kindlichen Vertrauen auf Gott, als auf den väterlichen Fürsorger der Menschen, zumal Seiner Verehrer, nicht bestehen kann.

Man kann aber auch das ein unweises und ungläubiges Sorgen für Nahrung und Kleidung nennen, wenn der Mensch über der Sorge für seinen zeitlichen Unterhalt jede edlere Sorge vernachlässigt, und sein Herz mit jener Sorge so beschweret wird, daß ihm keine Zeit mehr zur Ausbildung seiner Seele durch nützliche Kenntnisse, die außer dem Kreise seines Nahrungsweiges liegen, und durch den Umgang mit weisen und guten Menschen — keine Zeit mehr zur Theilnehmung an den öffentlichen Gottesverehrungen, zum Gebete, zum Lesen der heiligen Schriften, zum Genuße der Schönheiten der Natur, zur Ausübung mannigfaltiger Pflichten der Menschlichkeit übrig bleibt, wenn der Kaufmann immer auf sein Comtor, der Gelehrte auf sein Musäum, der Handwerker selbst an Sonn- und Festtagen in seine Werkstätte wie gebannt ist, an nichts, was außer dem Kreise seines Brodverdienstes liegt, Theil nimmt, und allmählig den Sinn für die edelsten Kenntnisse, für feinere Vergnügungen, für die wichtigsten und reichhaltigsten Wahrheiten verliert. Ein solches unmäßiges Sorgen für zeit-

liche Güter, das alle andern Sorgen verschlingt, und dem man oft Gewissen, Pflicht und Ehre opfert, wird gewiß auch von Jesus verdammt und zu den heidnischen Sorgen gerechnet, von denen sich jeder entledigt, der der väterlichen Fürsorge des allgemeinen Vaters der Menschen vertraut.

Warum mögen sich aber wohl so viele Menschen solchen ängstlichen und unmaßigen Nahrungsorgen ergeben?

Diese verwerflichen Nahrungsorgen sind zuvörderst nicht selten eine Folge von Vernachlässigung weiser Sorgen für seinen zeitlichen Unterhalt. Wer leichtsinnig mit dem seinigen umgeht, keine Ordnung in seinem Hauswesen und Gewerbe hält, keine Aufsicht auf seine Familie und sein Gesinde hat, mehr Aufwand macht, als ihm sein Verdienst oder überhaupt seine Einkünfte erlauben, zu bequem ist oder sich zu vornehm glaubt, um in seiner Haushaltung und in seinem Gewerbe allem selbst nachzugehen, Unternehmungen wagt, die seine Kräfte übersteigen, der muß sich freilich in Verlegenheiten stürzen, wobei ihm nicht wohl anders als ängstlich zu Muth sein — wobei er sich der unruhigsten Sorgen für sein und der seinigen zeitliches Glück schwerlich erwehren kann. Wollen wir in Ansehung unsers Fortkommens in der Welt ein ruhiges Herz und guten Muth

behalten, so müssen wir das Unsrige vernünftig zu Rathe halten, uns nach unsern Einkünften einzuschränken wissen, gute Ordnung beobachten, unsern Verstand brauchen, nachdenken, rechnen, keine tollkühne Wagstücke thun. Man blicke in manche Haushaltung auch nur mit einem flüchtigen Blicke, und man wird es sich sogleich erklären können, warum ängstliche Nahrungsorgen hier zu Hause sind. Auch ein großes Vermögen muß bei nachlässiger Aufsicht auf die Hausgenossen, bei Unordnung in dem Hauswesen und Gewerbe, bei Unflugheit in den häuslichen Einrichtungen, bei Versäumung des rechten Zeitpunktes in Ansehung verschiedener Vortheile, bei leichtsinniger Verwaltung allmählig sich in sich selbst verzehren; wie viel weniger kann es bei einer solchen Wirthschaft gut gehen, wenn das Vermögen gering ist, und die Einkünfte eingeschränkt sind. So verbittert man sich ohne Noth das Leben, quält sich mit unaufhörlichen Nahrungsorgen, und raubt seinem Herzen das Vertrauen auf Gott, weil es natürlich in einem solchen Hause, so lange man nicht zum vernünftigen Nachdenken zurückkehrt, und in alle Theile seines Hauswesens und Gewerbes übereinstimmende Ordnung bringt, immer schlimmer stehen, und zuletzt ein trauriges Ende nehmen muß.

Als eine Quelle ängstlicher Nahrungsorgen haben wir es also auch anzusehen, wenn man mit einem

anständigen Unterhalt nicht zufrieden ist, sondern entweder, es koste was es wolle, reich werden, oder es den Reichern von ohngefähr demselben Stande durchaus in allem gleich thun will. Mancher könnte nach seinem Stande ganz honnett und sorgenfrei leben, wenn er nur wie Paulus Gottseligkeit und Genügsamkeit für einen großen Gewinn hielte. Aber es ist ihm noch nicht genug, einen anständigen Unterhalt zu haben; er will auch reich werden und die seinigen reich machen, Schätze sammeln und Schätze nachlassen, sich in Ueberfluß von zeitlichen Gütern setzen, und nicht nur einen hinlänglichen Vorrath von denjenigen Dingen, die zu den Nothwendigkeiten oder Bequemlichkeiten des Lebens gehören, sondern alles davon im Ueberfluß besitzen; und wenn ihm nun dies schwer oder unmöglich wird, so quälen ihn stets die Sorgen; er kann seines Lebens nicht mehr froh werden, kann sonst an nichts mehr denken und Freude haben; Unruhe treibt seinen Geist stets umher und erhält ihn in immerwährender Furcht. Mancher könnte auch der ängstlichen Nahrungssorgen ganz überhoben sein, wenn er nur die Geistesstärke hätte, sich immer genau nach seinen Einkünften zu richten, und nicht in dem thörichten Wahne stünde, daß er sich in Ansehung seiner Kleidung, seines Hausgeräthes, seiner Tafel, und vorzüglich in Ansehung der oft sehr un-

vernünftigen Ehrenausgaben — wie wehe er sich auch dabei thun, wie sehr er sich auch dabei den frohen Genuß des Lebens rauben oder schwächen möge — nach dem Tone der Reichern seines Standes richten, und auch bei sich vermehrenden Ausgaben und immer gleichen Einkünften doch in dem einmal gemachten Aufwand fortfahren müsse. Darfs uns befremden, wenn alsdann immer mehr der Mangel an Nothwendigem eintritt, und man, um es öffentlich dem Reichern gleich zu thun, zu Hause vielleicht Mangel leiden oder doch sich kümmerlich behelfen muß? Darf es uns befremden, wenn man alsdann beinahe keinen frohen Augenblick mehr hat, immer mit bangen Sorgen in die Zukunft blicken muß, und selbst durch die Kraft der Religion nicht mehr gestärkt und aufgemuntert wird, weil sie sich unter solchen Umständen an dem menschlichen Herzen nicht wirksam beweisen kann?

Unruhige Nahrungssorgen sind endlich auch eine Folge der Unachtsamkeit auf die Beweise der bisherigen Fürsorge für uns, oder der Vergessenheit dieser Beweise. Man verweilt mit seinen Gedanken nur bei der gegenwärtigen Noth oder Verlegenheit, in der man

sich befindet, ohne auf die frühern Segnungen, Rettungen und unerwarteten Erfreuungen der göttlichen Vorsehung dankbar zurückzublicken, ohne daran zu denken, wie oft man vielleicht schon in ähnlichen oder unähnlichen, oft größern Verlesungen war, und daß man doch nicht darin blieb, daß sich das Schicksal unvernuthet veränderte, und drückend gefühlte Bedürfnisse und peinliche Verlesungen oft die schönsten Begegnisse unsers Lebens veranlaßten. Daher die ängstlichen Zweifel, die bangen Furchten, Gottes Barmherzigkeit gegen uns habe ein Ende, und es sei für uns nichts mehr von Gottes Vatergüte zu hoffen.

Es ergeben sich also aus dem bisdahin Gesagten folgende Lehren.

Wer nicht ängstlichen Nahrungsorgen zur Beute werden will, muß nicht leichtsinnig sorglos, nicht tollkühn in seinen Unternehmungen, nicht träge zur Arbeit seyn; er muß bei seinen Einrichtungen und Versuchen die Vernunft zu Rathe ziehen, und der Vernunft Gehör geben; er muß nicht von Lotterien und andern Glücksspielen, sondern, so fern re Kräfte zur Arbeit hat, von unverdroßner Arbeit in einem anständigen Berufe seinen nöthigen Unterhalt erwarten; also auch nicht denken, daß ihm Nahrung und Kleidung im Schlafe zukommen werde, sondern, daß er im Schweiße seines Angesichts,

oder mit Anstrengung seiner Geisteskräfte, sein Brod werde essen müssen. Wir wissen ja, wie die Weisheit durch Salomo den Faulen anredet: „Wie lange liegst du, Fauler? Wann willst du aufstehen von deinem Schlaf? Ja, schlafe noch ein wenig, schlumme ein wenig, schlage die Hände in einander ein wenig, daß du schlafest, so wird dich die Armuth (und mit der Armuth auch die ängstliche Nahrungsforge) übereilen wie ein Fußgänger und der Mangel wie ein gewasener Mann.“

Wer ohne ängstliche Nahrungsorgen leben will, muß auch mit Nahrung und Kleidung, das heißt mit anständigem Unterhalt zufrieden seyn. Wenn wir von zeitlichen Gütern nie genug bekommen können, so werden wir uns, eben so wie der Dürstige, der nur für Einen Tag zu leben hat, in beständiger Gefahr glauben, an Nahrung und Kleidung in der Folge noch Mangel zu leiden. Wo Ungenügsamkeit ist, da ist auch Unruhe und Ängstlichkeit. Der frohe, heitere, sorgenfreie Sinn eines kindlichen Gottesverehrsers gedeiht nur bei Zufriedenheit, nur bei gemäßigten Wünschen und Begierden. Wenn wir also auch jede kostspielige Sitte der Reichern unsers Standes, und der an unsern Stand gränzenden Mitbürger, die sie nicht drückt, uns aber drücken würde, zu den Bedürfnissen unsers Standes rechneten

und nicht vernünftig genug wären, uns immer genau nach unsern Umständen zu richten, so würden wir die ängstlichen Nahrungsforgen nicht von uns abhalten können. Und wie theuer, wie viel zu theuer würden wir die armselige Ehre, es den Reichern unsers Standes beinahe und doch nicht völlig gleichthun zu können, erkaufen! Sind denn die Nahrungsforgen so süß, daß man sie nicht gerne aufgibt, ob man sich gleich davon frei machen kann?? —

Wer endlich von ängstlichen Nahrungsforgen frei sein oder frei werden will, der lese und forsche in dem Buche seiner eignen Schicksale, und stärke sich durch die Betrachtung der Spuren der göttlichen Fürsorge in seinem bisherigen Leben im Glauben an Gottes künftige Fürsorge für ihn. Keinem hat sich Gott unbezeugt gelassen. Er ist auch in Ansehung unsrer Schicksale nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Blicken wir also mit dankbarer Freude auf unser bisdahin erfahres Schicksal zurück, so können wir auch mit Muth und Vertrauen vorwärts in unser künftiges Schicksal hinausblicken. Der Vertraute mit Gottes Föhrungen weiß sich auch in den mißlichsten Umständen Muth und Vertrauen einzusprechen; er setzt kein Mißtrauen in Gott wie diejenigen, die vergessen oder nicht achten, was Gott ihnen Gutes gethan hat; lauter Gutes erwartet er von

Dem himmlischen Vater, und sagt wie David zu seiner Seele, wenn sie unruhig werden will: „Was betrübest du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! Ich werde Ihm einst noch danken, der meine Hülfe und mein Gott ist.“

XXXIX.

„Ist nicht das Leben mehr denn die Speise,
und der Leib mehr denn die Kleidung?“

Jesus fand in unserm eignen Dasein einen hinlänglichen Grund für jeden Menschen, um wegen des zeitlichen Unterhalts nicht ängstlich bekümmert zu sein. Er ruft uns allen gleichsam zu: „Ihr seid! Was wollt Ihr mehr? Ihr seid und wißt, daß Ihr seid. Ist nicht dies das größte und gewisseste aller Wunder? Kann Euch Eure Erhaltung nur halb so wunderbar vorkommen, als Euer Vorhandensein? Könnet Ihr in Furcht stehen, an der nöthigen Nahrung und Kleidung Mangel zu leiden, und von Gott gänzlich verlassen zu werden, mittlerweile Ihr Euch der Gewißheit Euers Daseins so innig bewußt seid?“ Er beruft sich auf jeden nachdenkenden Menschen, ob es nicht unvernünftig sei, um zeitliche Nahrung ängstlich bekümmert zu sein, und doch nicht nur nicht läugnen zu können, sondern mit einer Gewißheit,
die

die keinen Zweifel gestattet, zu empfinden, man sei vorhanden, man lebe, man sei ein Mensch.

Da indessen die Beweiskraft dessen, was Jesus hier sagt, noch manchem, der über den nächsten Gegenstand des Nachdenkens über sich selbst bisdahin nicht genug nachgedacht hat, und vielleicht auch keine Anleitung dazu empfing, nicht ganz einleuchtend sein dürfte, so ist es Pflicht des Lehrers, zu zeigen, warum Jesus hierauf ein so starkes Gewicht gelegt hat.

Wir sind, wir leben, wir sind uns unsers Lebens bewußt: Dies ist nach der Versicherung Jesus unsers Nachdenkens im höchsten Grade werth, und soll das Fundament unsers Vertrauens in Ansehung unsers zeitlichen Unterhalts sein. Und in der That, Leser, findest du es nicht merkwürdig, daß du vorhanden bist? Hast du dich noch nie in Erstaunen über dein Dasein verloren? Wer kann das Wunder seines Daseins begreifen und erklären? Noch sind die größten Naturkündiger der Entstehung des Menschen nicht auf die Spur gekommen; ein undurchdringliches Dunkel umhüllt den Anfang unsers Lebens; und doch giebt es, bei dieser gänzlichen Unbekanntschaft mit der Geschichte unsers eigentlichen Werdens, für uns nichts Gewissers, als daß wir geworden sind, daß wir einst nicht waren, und daß wir ist sind, ohne unser Zuthun,

ohne unser Bitten und Sorgen Menschen geworden sind, die sich selbst empfinden, sich von allem außer sich unterscheiden, über alles, was sich ihnen zur Beobachtung darbietet, nachdenken und urtheilen, ihre Gefühle und Gedanken über alles auf eine bewundernswürdig leichte, schnelle, und angenehme Weise andern Menschen mittheilen, ihre tausendfachen und wunderbar verbundenen Kräfte an unzähligen Gegenständen üben, mittelst derselben auf eine so mannigfaltige Weise wirken, und sich selbst so sehr vervollkommen oder den Adel ihrer Natur in einem so glänzenden Lichte zeigen können, daß der Punkt sich nicht bestimmen läßt, wie weit sie es in denjenigen bringen können, worauf sie alle ihre Kräfte mit ernster Anstrengung und mit Stetigkeit des Willens richten, und also die ganze Größe und Würde ihrer Natur nie erkannt und genau bestimmt werden kann? Ist nicht dies Leben, dies Bewußtsein unser selbst, dies Gefühl unsers eignen Ichs,

„Das denkt und will und nimmt und giebt,

„So mannigfaltig haßt und liebt,

„Ist an dem Staub der Erde klebt,

„Ist über Sonnen sich erhebt,

„Ist das Vergangne nah sich denkt,

„Ist in die Zukunft sich versenkt,“

die köstlichste aller Gaben, wodurch jede andre Gabe erst einen Werth für uns erhält, und ohne die

Keine andre Gabe, wie groß und vortreflich man sich dieselbe immer denken mögte, erkannt und genossen werden könnte?

Und nun, wenn wir ohne unser Zuthun, ohne unser Bitten und Sorgen die vortreflichste Gabe erhalten haben, durch die uns jede andre Gabe erst genießbar wird, können wir wohl vernünftiger Weise zweifeln, ob wir bei vernünftigem Mitwirken, und kindlichem Flehen zu dem Geber der edelsten Gabe, des Lebens, die Nahrung erhalten werden, deren dies Leben bedarf? Laßt uns die Vernunft in Person anhören, die mit erhabener Einsicht spricht: „Ist nicht das Leben mehr denn die Speise?“ Wie? Oder ist denn eine Pflanze, ist der Saft einer Pflanze, ist ein Fisch, ein Vogel, ein Ochs, dessen Fleisch wir genießen, edler als der Mensch? Sind wir um der Speise willen da, das heißt, blos darum geschaffen, um gewisse Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs zu verzehren? Oder, wenn eins um des andern willen da ist, ist es nicht vernünftiger anzunehmen, die Speise sei um des Menschen willen da?“

Wer also um die zeitliche Nahrung ängstlich bekümmert ist, urtheilt über den Werth der Dinge ganz verkehrt, und verkennet seinen eignen Werth; er bedenkt die Größe der Gabe nicht, die ihm Gott mit

dem Leben, mit der Menschheit geschenkt hat, und wie verhältnismäßig weit geringer der Werth der Nahrung dieses Lebens ist; er überlegt nicht, daß, wenn er selbst ein Werk des Schöpfers ist, der Schöpfer auf das Bedürfnis von Nahrung, das er in seine Natur legte, Rücksicht genommen und in der Natur außer ihm hinlängliche Anstalten gemacht haben wird, damit dies Bedürfnis Befriedigung finde; er bedenkt endlich nicht, daß sich von dem, der ungebeten etwas schlechterdings Unschätzbares giebt, im Falle des Bedürfnisses und einer bescheidenen und vertrauensvollen Bitte eine kleine Gabe mit Gewißheit erwarten lasse.

Man betrachte auch die um Nahrung ängstlich Bekümmerten, wird man, ich darf mich auf jeden Leser berufen, einen einzigen unter ihnen zeigen können, der die Würde der Menschheit nach Verdiensten schätzt, und sich seiner Menschheit, und der damit verbundenen Vorzüge innig freut? Wird man Einen unter ihnen zu nennen wissen, der von Herzen dankbar gegen das geglaubte gute, weise und mächtige Wesen ist, das ihn zum Bilde Seiner geschaffen, das Wohlwollen, Güte, Erbarmen, Großmuth und Liebe — das Durst nach Wahrheit und Ewigkeit in seine Natur gelegt, und Ihm Sinn für Ordnung, ein sittliches Gefühl, Anlagen und Kräfte zu einer immer fortschreitenden Vervollkommenung und das Vermögen mitgetheilt hat, sich selbst und

alles als das Werk eines Schöpfers anzusehen, und sich mit diesem Schöpfer im Geiste zu unterhalten? O die ängstlich um Nahrung Bekümmerten denken diesem allen nicht nach; das Glück, daß sie Menschen sind, rührt sie nicht; sie begreifen nicht, wie man sich seines Daseins, seiner Menschheit freuen kann; für diese größte, köstlichste Gabe haben sie den Schöpfer noch nie anbetend verehrt. Daher kommt es, daß sie wegen ihrer leiblichen Nahrung so unruhig sind, als wären sie verächtliche, der Gottheit völlig gleichgültige Geschöpfe, nur niedriges Gewürme, nicht Wesen, in deren Natur Gott etwas von der Seinigen legte. Wer hingegen den Werth seines Daseins, seiner Menschheit schätzt, und es mit dankbarer Freude erkennt, wie viel ihm Gott schon ungebeten mit dem Leben gab, dem ist das Leben Pfand der Speise; es ist ihm eine ausgemachte Sache, woran es ihm so wenig als an seinem Leben zu zweifeln einfällt, daß es ihm bei unverdroßner Arbeit und bei kindlichem Gebete zu seinem himmlischen Vater nie an Nahrung mangeln werde; er würde Gott durch ängstliche Nahrungssorgen zu lästern glauben; er erwartet also mit der heitersten Zuversicht von dem Gotte, der ihm das Leben gab, ihn zum Bilde Seiner schuf, die Nahrung, deren er für sich und die seinigen zur Erhaltung seines Lebens bedarf.

Und so wie das Leben Pfand der Speise ist, so ist der Leib Pfand der Kleidung. „Ist nicht, sagt Jesus, der Leib mehr denn die Kleidung?“ Edel und bewundernswürdig schön ist der Bau des menschlichen Körpers; die größten Dichter, Mahler und Bildhauer haben sich daran versucht; dennoch hat noch kein Dichter die in Ruhe und Bewegung so sprechende, des Herrn der Erde so würdige menschliche Gestalt würdig besungen; kein Mahler, kein Bildhauer hat noch ihre Schönheit ganz erreicht; kein Kenner des Schönen hat noch alle die reinen Verhältnisse aller Theile desselben zu einander entdeckt. Nicht minder, eher mehr noch als die Himmel verkündigt der menschliche Leib die Ehre des Schöpfers.

„Das Herz wie's in der Brust uns schlägt!
 „Wie schnell sich Hand und Fuß bewegt!
 „Wie schnell die Zung' und Lippe spricht!
 „Welch Leben lebt im Angesicht!
 „Des hellen Auges Wunderblick,
 „Es strahlt Gott Preis und Dank zurück!
 „Des Mundes Hauch, des Armes Kraft
 „Zeigt uns den Gott, der Welten schafft.“

Wie viel Ausdruck ist nur schon in dem Auge, in dem menschlichen Angesichte! Welche Beredsamkeit ist in mancher menschlichen Geberde, in mancher Bewegung der Hand und des Körpers! Wemächtigt spricht durch diese Hülle die Aufrichtigkeit, die

Wahrheitsliebe, das Erbarmen, die Zärtlichkeit, die Weisheit, die Unschuld, das Selbstgefühl, die Geduld, der Muth, die Sanftmuth, die Demuth, die Großmuth und der Edelsinn einer menschlichen Seele! Sollte der, der uns ohne unser Zuthun, Bitten und Sorgen diesen Körper gab, nicht auch diesem Körper die Kleidung verschaffen, deren er gegen den Frost und gegen den Stachel der Insekten bedarf, und die unter gesitteten Völkern die Wohlstandigkeit fordert, zumal wenn wir Ihn ausdrücklich darum bitten? Gewiß nur derjenige, der für die Schönheit des menschlichen Körpers, für das Ebenmaaß aller Theile desselben, für die zweckmäßige, vollkommen wohlgewählte Lage aller Glieder und Sinnenwerkzeuge, für den Ausdruck der ganzen menschlichen Gestalt kein Gefühl, und von dem weisheitvollen innern Bau unsers Körpers keine Kenntnisse hat, wird sich durch ängstliche Zweifel, ob es ihm bei Arbeitsamkeit und Frömmigkeit nicht an der nöthigen Kleidung noch fehlen mögte, erniedrigen. Dem, der in dem menschlichen Körper ein Meisterwerk Gottes sieht, wogegen das Prachtgewand eines morgenländischen Fürsten in keine Betrachtung zu kommen verdient, ist der Empfang der nöthigen Kleidung auch in einer sehr beschränkten äußern Lage, bei redlichem Berufsfließ und kindlichem Sinne gegen Gott so gewiß, daß er keinen Augenblick daran zweifelt, und eben deswegen auch weniger an sein Schicksal als an seine Pflicht denkt,

Dieser vorzüglich sein Nachdenken, seine Zeit, seine Kräfte widmet, und dabei die Befriedigung seiner Bedürfnisse ruhig von Gott erwartet.

Jesus lehrt uns also, von dem, was uns bereits gegeben ist, auf den Empfang desjenigen schließen, was uns ist und in der Folge mangeln mögte. Das Leben, die Menschheit haben wir schon. Wohl! Also wird es uns auch, so lange wir beten und arbeiten, an Speise nie fehlen. Den Leib haben wir schon. Wohl! Also wird diesem Leibe auch immer die Kleidung gegeben werden, deren er ist und in der Folge bedürfen mag. Nur nicht zu weit in die Zukunft hinausgeblickt! Nur sich das Vorauswissenwollen, wie es uns wohl in der Folge noch gehen werde, untersagt! Mit allem wird es sich bei Arbeitsamkeit und Frömmigkeit, wenn wir nur warten mögen, geben. Gabe ist Pfand von Gabe. Der gegeben hat, wird geben. Dieser Gedanke soll dem Christen ganz geläufig sein; er soll und darf ihn auf alles anwenden, worauf er sich mit Vernunft anwenden läßt; auch auf die Fortdauer des Bewußtseins nach dem Tode, auf die Neubelebung des sterblichen Leibes darf er vor ihm angewandt werden. Unser irdiges Dasein ist Pfand der Fortdauer unsers Daseins. Wir haben ja schon Leben. Der uns ungebeten das Leben gab, wird unser Dasein im Tode nicht untergehen lassen; nicht umsonst wird Er das Verlangen nach ewiger

Fortbauer in unsre Natur gelegt haben; Er wird unsre Hoffnung nicht täuschen, daß Er uns noch vielmehr das Dasein erhalten werde, dessen Werth wir ikt schätzen können, da Er uns ins Dasein gerufen hat, ohne daß wir es weder wußten noch wollten.

Jesus lehrt uns ferner, vom Größern auf das Kleinere schließen. Der Gute und Großmüthige, der Größtes gab, wird gewiß nicht Kleineres versagen. Wir haben mit Recht ein großes Zutrauen zu einem Menschenfreunde, der uns aus bloßem Wohlwollen, aus reiner Güte zu einem großen zeitlichen Glücke verhalf, uns aus einer mislichen Lage zog, uns eine drückende Schuld nachließ, sich mit Aufwand von Zeit und Vermögen für uns verwandte; wir würden gewiß kein Bedenken tragen, uns an denselben Mann in kleinern Verlegenheiten, aus denen er uns ohne Mühe ziehen könnte, zu wenden, ihn um kleine Gefälligkeiten anzusprechen, und über Angelegenheiten von verhältnißmäßig weit geringerer Wichtigkeit mit ihm zu sprechen; wir würden nicht fürchten, unfreundlich von ihm empfangen und mit Härte abgewiesen zu werden, zumal wenn er uns vormals in den wichtigsten Angelegenheiten seine Hülfe selbst anbot, ungebeten uns seine Güte empfinden ließ, und uns mit stets fortwirkenden Wohlthaten von unbestimmbar hohem Werthe zuvorkam. Dasselbe und ein noch weit größtes Zutrauen darf

der himmlische Vater von uns erwarten. Mit wie viel Güte, mit welchen Gnaden kam Er uns zuvor!

„Der Erde Herr, o Mensch, zerfließ
 „In Harmonieen ganz!
 „Dich hat Er mehr als alles sonst beglückt!
 „Dir gab Er einen Geist,
 „Der in den Bau der Welten bringt.“

Wie hoch ist der Rang, in den Er uns in der Reihe der Geschöpfe erhob! Mit den unschätzbarsten Vorzügen stattete Er uns aus und vereinigte sie wunderbar in unsrer Natur; Adel und Schönheit verschwendete Er gleichsam an den Bau unsrer Gestalt. Und wir wollten von dem, der uns so sehr begünstigt hat, denken, Er könnte uns an Nahrung und Kleidung Mangel leiden lassen? Unwürdiges Mistrauen! Undankbarer Kleinglauben! Alles Gute, nichts als Gutes läßt sich von dem Gott erwarten, der uns den Inbegriff alles Guten, das Leben, schenkte, und uns mittelst des Lebens auch in den Stand setzte, die Herrlichkeit der Schöpfung zu sehen, und in der Schöpfung den Meister der Schöpfung zu suchen und zu finden. Fürchte dich nicht, o Mensch! Ueberlaß dich nicht ängstlichen Zweifeln! Denke groß von dir selbst! Schätze den Werth deiner Natur! Alles an dir ist wichtig. Und keines deiner Bedürfnisse ist dem gleichgültig, der

diese Natur dir gab. Erhebe dich über die unruhigen Nahrungsorgen! Dein Schöpfer ist dein Vater! Wirf alle deine Sorgen auf Ihn; Er sorget für dich.

Jesus lehrt uns endlich hier, daß wir alles nach seinem wahren Werthe schätzen sollen. Wer sich mit ängstlicher Nahrungsorge quält, der giebt der Speise und Kleidung einen größern Werth, als sie verdienen; er sieht über der unruhigen Sorge für diese zeitlichen Bedürfnisse weder das Gute, das er bereits empfangen hat, noch das Gute, das ihm von Gott noch verheißen ist. Das Leben, die Menschheit rechnet er für nichts; den edeln menschlichen Körper, den ihm sein Schöpfer gab, rechnet er für nichts; das Reich Gottes, das dem Frommen verheißen ist, rechnet er für nichts. Diese Thorheit rügt Jesus hier. „Ist möglich, fragt Er Seine Zuhörer, könnet Ihr so gedankenlos sein? Ist nicht das Leben mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung?“ Er will also, daß wir richtig über den Werth der Dinge urtheilen; Er liebt an Seinen Schülern eine verständige Schätzung des Geringern und Vortreflichern; an Weisheit sollen sie sich von den ängstlichen Menschen, die Gott nichts zutrauen, unterscheiden. Wollen also die Nahrungsorgen an unsrer Gemüthsruhe nagen, wollen sie unsre Gesundheit untergraben und unsern Lebensgenuß stören, so laßt uns bedenken, daß wir

den Werth desjenigen, das uns so große Sorgen macht, viel zu hoch, hingegen den Werth dessen, was wir besitzen, viel zu niedrig anschlagen, daß also unsre Sorge unweise und uns unrühmlich ist, und daß Jesus uns gewiß zurufen würde: „O Ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben Meinem Worte!“ Mögten doch wir alle, zumal die Armen, die am meisten in Versuchung ängstlicher Nahrungsorgen kommen, auch in dieser Rücksicht immerfort wachsen in der Erkenntnis des Herrn und Seines und unsers himmlischen Vaters!

XL.

Sehet die Vögel unter dem Himmel an!

Ehr oft werden wir in den heiligen Schriften aufgefordert, die Thiere zu betrachten, um von ihnen zu lernen; zuweilen werden Thiere als beschämende Beispiele für gewisse Menschen aufgestellt; zuweilen werden gewisse Menschen mit gewissen Thieren verglichen; zuweilen werden wir auch durch Hinweisung auf gewisse Thiere zum Nachdenken über gewisse wichtige Wahrheiten geführt.

So sagt schon der weise Salomo irgendwo: „Gehe zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne! Ob sie wohl keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brod im Sommer und sammelt ihre Speise in der Aerndte.“

So weist Jesaias das ausgeartete Israel in Jehovens Namen auf gewisse Thiere hin: „Ein Ochse kennt seinen Meister,“ wirft er als Bevoll-

mächtiger Jehovens dem verdorbenen Volke vor, „und ein Esel kennt die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt Mich nicht; Mein Volk hat keinen Verstand.“

Und im Jeremias lesen wir; „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit; eine Turteltaube, ein Kranich, eine Schwalbe merken ihre Zeit, wann sie wiederkehren sollen; aber Mein Volk will das Recht Jehovens nicht erkennen.“

Jesus selbst, ein noch größerer Name als Salomo und Jehovens Propheten, weist Seine Schüler bei mehrern Gelegenheiten auf gewisse Thiere hin. „Siehe, sagt Er, Ich sende Euch wie Schaafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben. Kauft man nicht, sagt Er, zween Sperlinge um Einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erde ohne Euern Vater. Darum fürchtet Euch nicht; Ihr seid besser, denn viele Sperlinge.“ Hier sagt Er: „Sehet an die Vögel unter dem Himmel!“ oder nach Lucas: „Nehmet wahr der Raben!“

Er hätte Menschen als Beispiele der göttlichen Fürsorgung aufstellen können; Er hätte Seine Zuhörer als Israeliten in ihre heiligen Schriften hinein führen, und ihnen zeigen können: Gott habe

für die Bedürfnisse Seines Volks, selbst in einer unfruchtbaren Wüste, also in einer Lage, in der es zu ängstlichen Nahrungsorgen ungleich mehr als sie in der ihrigen hätte berechnen können, allmächtig und väterlich gesorgt, und auch nachher habe der gottvertrauende Israelite die Fürsorge Gottes für ihn stets auf die rührendste Weise erfahren.

Er hätte ihnen auch die glaubenstärkenden Aussprüche früherer Propheten in Erinnerung bringen, und sie zum Beispiele mit den Worten seines Ahnherrn Davids anreden können: „Freuet Euch Jehovens, Ihr Frommen! Sein Wort ist wahrhaftig und was Er zusagt, das hält Er gewiß; Sein Auge sieht auf die, die Ihn verehren und auf Seine Güte hoffen; Sein Ohr merkt auf ihr Gebet; Er ernährt Seine Verehrer in der Theurung und Hungersnoth. Schmachtet doch und sehet, wie freundlich Er ist. Wohl dem, der auf Ihn traut! Ehret Jehoven, Ihr Seine Heiligen! Die Ihn verehren, haben keinen Mangel. Werfet auf Ihn Euer Anliegen; Er wird Euch versorgen. Habt Eure Lust an dem Herrn, Er wird Euch geben, was Euer Herz wünschet. Befehlet dem Herrn Eure Wege und hoffet auf Ihn; Er wird es wohl machen.“

Aber Er sagt weniger, als Er sagen konnte, und verstärkt gerade damit die Kraft Seines be-

reden und überzeugenden Vortrags; Er heißt sie nur auf die Thiere, auf die Vögel unter dem Himmel aufmerksam sein, und läßt sie dann selbst urtheilen, was sie sich als Menschen und Israeliten von dem Gott versprechen dürfen, der auch dem Vieh sein Futter gebe.

Vielleicht flog eben, als Jesus diese Worte sprach, ein Zug von Vögeln oder eine Anzahl einzelner Vögel vorüber, und Jesus deutete vielleicht mit Seinem Finger auf diese fliegenden Vögel. Dadurch bekam Sein Wort noch mehr Leben, und die Wahrheit, die Er darstellen wollte, mußte dadurch Seinen Zuhörern anschaulicher werden, als wenn sie in einem Gebäude, ferne von der freien Ansicht der Natur, vorgetragen wird; dies Wort war in diesem Falle auch in sofern aus unmittelbarster Empfindung geschöpft, als Er alles, was sich mit Einmal Seinem Blicke darbot, sogleich zu benutzen wußte, um Seinen Zuhörern die Wahrheit, von der Er eben redete, um so wichtiger und gewisser zu machen.

Jesus hat übrigens hier wohl nicht das zahme Geflügel im Auge gehabt, das in den Wohnungen der Menschen gefuttert wird; auch nicht die Vögel, die ihres Gesangs wegen gefangen, in Bauern aufbewahrt, und mit Sorgfalt und Liebe von den Menschen genährt und gepflegt werden. Sondern Er
dacht

dachte hier wohl eher an die frei in der Luft herumfliegenden Vögel, die von den Menschen eher verfolgt, als mit Nahrung versorgt werden und die einzig von der göttlichen Vorsehung leben; unter diesen nannte Er nach Lucas namentlich die Raben, um deren Nahrung sich die Menschen gewiß nicht bekümmern, da weder ihr Gesang angenehm, noch ihr Fleisch wohlschmeckend, noch ihre Farbe reizend ist, und die das jüdische Gesetz unter die unreinen Thiere zählte; vielleicht nannte Er sie auch deswegen, weil sie als gefräßige Thiere vieler Speise zu ihrer Nahrung bedürfen. Diese Vögel säen und ärnten nicht, und sammeln auch nicht in die Scheune; ihnen fehlt die vorsehende Klugheit, mittelst deren sich die Menschen oft gegen künftigen Mangel schützen können, und, so viel an ihnen liegt, als vernünftige Geschöpfe schützen müssen; auch wissen sie nichts von bangen Sorgen für ihre künftige Nahrung. „Dennoch, sagt Jesus, nährt sie Euer himmlischer Vater ohne ihr Sorgen.“ Nicht Ihr nähret sie; nicht Ihr sorget für ihren Unterhalt; aber sie leben ohne Euch; der alles versorgende Vater bereitet den Raben ihre Speise, wann ihre Zungen zu Gott schreien und fliegen irre, weil sie nichts zu essen haben; Er thut für sie, was sie selbst für sich nicht zu thun vermögen; sie dürfen sich keinen unruhigen Nahrungsorgen überlassen; jeden Tag finden sie ihren Tisch nach ihren

Bedürfnissen gedeckt. Und Vögel sind doch noch lange keine Menschen. „Seid Ihr nicht, sagt Jesus, viel vortrefflichere Geschöpfe als sie?“

Jesus lehrt also hier seine Zuhörer eine mit Nachdenken verbundene Aufmerksamkeit. Es macht dem Menschen Schande, wenn er etwas unbeobachtet läßt, das sich ihm täglich zur Beobachtung darbietet, und woraus er Vieles und Wichtiges lernen kann. Je besserer Beobachter ein Mensch ist, und je verständiger er über das Beobachtete nachdenkt, das heißt, je mehr er daraus lernt, um so weiser ist er; und das Vertrauen auf Gott ist nicht die Frucht gedankenloser Thorheit, sondern nachdenkender Weisheit. Wir müssen aufmerksam sein auf das, was wir sehen, und weise Schlüsse daraus ziehen, um mit Vernunft und Ruhe da glauben zu können, wo wir nicht sehen. Die um ihre zeitliche Nahrung ängstlich Bekümmerten versehen es auch darin, daß sie alles übersehen, was sie im Vertrauen auf Gott stärken könnte, wie nahe es ihnen auch liegen, wie sehr es sich ihnen auch zur Betrachtung gleichsam aufdringen mag; sie sehen nur das, was ihrem Kummer Nahrung geben kann, und achten nicht auf das, was ihnen Muth und Zuversicht einflößen könnte; sie sind blind für die ihnen überall begegnenden Spuren einer sich über alles erstreckenden Vorsehung Gottes; sie bemerken nicht, was Gott

so gar für unvernünftige Thiere thut, und denken darüber nicht nach, und ziehen keine Schlüsse daraus. Diese Unachtsamkeit rügt Jesus; Er sagt gleichsam seinen Zuhörern: „Desuet doch nur Eure Augen, und brauchet Euern Verstand dabei! Fraget das Vieh, es wird es Euch lehren, daß Gott für Seine Geschöpfe sorgt! Die Vögel unter dem Himmel werden es Euch sagen. Redet mit der Erde, sie wird es Euch lehren; die Fische im Meere werden es Euch erzählen.

Jesus will ferner Seinen Zuhörern Gefühl für die Würde der menschlichen Natur einflößen, und das Vertrauen auf Gott eben darauf gründen. Sie sollen die Dinge, die sie wahrnehmen, unter sich vergleichen und mit sich selbst; emporsteigen sollen sie vom Leblosen zum Lebendigen, vom Rohsinnlichen zum Geistigen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten; und von dem, was Gott für geringere Geschöpfe thut, auf das schließen, was sich von Ihm für edlere Geschöpfe erwarten läßt. Es ist also auch, der Lehre Jesus zufolge, ein beträchtlicher Unterschied unter den Geschöpfen in Ansehung ihres innern Werthes. Die Bildung des einen Geschöpfs ist vortrefflicher, bewundernswürdiger, als die Bildung eines andern Geschöpfs; das heißt: Man nimmt an dem einen mehr Kräfte als an dem andern wahr; die Natur des einen ist reichhaltiger als die Natur eines

andern; in dem einen Geschöpfe vereinigen sich mehrere und mannigfaltigere Treflichkeiten, als in dem andern. So ist die Natur einer Pflanze reichhaltiger als die Natur aller Geschöpfe des Steinreichs, vom Sandkorn bis zum Diamant, vom schlechtesten Halbmetall bis zum Golde; die Natur eines lebenden, und sich frei bewegenden Thieres ist reichhaltiger als die Natur aller Geschöpfe des Pflanzenreichs, von dem Kraut auf der dürren Heide bis zur prachtvollsten Blume eines sorgfältig gepflegten Gartens, von dem niedrigsten Gesträuch bis zur stolzesten Eiche; die Natur eines Menschen endlich ist reichhaltiger als die Natur aller andern Geschöpfe des Thierreichs, von der Milbe bis zum Wallfische, Adler und Elephanten; Gott hat mehrere, mannigfaltigere, größere Kräfte in die Menschennatur gelegt; kein Thier kommt an Schönheit der Bildung, an Anlage und Bestimmung dem Menschen bei, den der Schöpfer zu Seinem Bilde schuf. Und wenn nun für das verhältnismäßig geringere Geschöpf alles vorhanden ist, dessen es zu seiner Nahrung bedarf, läßt es sich nicht glauben, es werden auch für das vortreflichere Geschöpf, das freilich mannigfaltigere Bedürfnisse hat, hinlängliche Mittel zu seiner Erhaltung vorhanden sein? Oder läßt es sich wohl denken, daß zwar für Vögel, aber nicht für Menschen hinlängliche Nahrung vorhanden sein werde?

„Ja, antwortet vielleicht der Leser, für das Geschlecht überhaupt wird freilich immer genug vorhanden sein; so wie nicht leicht ein Vögelgeschlecht umkommen wird, so wird es dem Menschengeschlecht überhaupt an Nahrung gewiß nicht leicht fehlen, um so weniger, als er an Verstand und Kraft die Vögel weit übertrife. Allein dies beruhigt mich Einzelnen noch nicht. Kann es mir nicht darum doch an dem Nöthigen mangeln, wenn ich mich zu den Armen der bürgerlichen Gesellschaft rechnen muß? Mit der Nahrung des Menschengeschlechts überhaupt hat es freilich wohl so bald keine Noth; daran zweifle ich nicht; allein kann ich nicht darum doch mit den meinigen in die Klemme gerathen, wenn ein widriges Schicksal mich verfolgt, oder das Loos der Dürftigkeit mir zuviel?“

Auch hierüber giebt dieser Ausspruch Jesus befriedigende Auskunft. Der die Vögel unter dem Himmel nährt, ist nach der Versicherung Jesus nicht etwa bloß die Natur, sondern unser himmlischer Vater. Nicht die allgemeinen Einrichtungen in der Natur sollen und können uns an und für sich schon Muth und Vertrauen einflößen, sondern der väterliche Fürsorger, dessen edelstes Werk auf Erden der Mensch ist, und dessen Vorsehung sich nicht nur auf das Ganze überhaupt erstreckt, sondern auch für jeden Einzelnen, der einen kindlichen Sinn gegen Gott hat, ein Gegen-

stand der Erfahrung werden kann. Allerdings die Natur allein, ohne Verbindung mit einer Gottheit betrachtet, giebt dem einzelnen Armen, der nicht in der Lage ist, sich die Gaben der Natur eigen machen zu können, keinen Trost; er sieht nur, wenn er die Vögel des Himmels betrachtet, daß in der Natur hinlänglicher Vorrath zur Nahrung der Vögel überhaupt vorhanden ist, und kann daraus schließen, daß die menschliche Gesellschaft im Ganzen gewiß noch viel weniger an der nöthigen Nahrung so leicht Noth leiden wird, aber nicht, daß er, einzelner Mensch, in Ansehung seines Unterhalts ganz ruhig sein kann. Aber der himmlische Vater, der um jeden einzelnen Menschen weiß, und jedes einzelnen Menschen Bedürfnisse kennt, und für alle, die ihn anrufen, reich genug ist, und sich von denen, die ihn suchen, finden läßt, kann des einzelnen Menschen Zuversicht und Stärke sein. Auf Ihn, o Mensch, setze dein Vertrauen! Der himmlische Vater ist nicht etwa bloß ein schönes Wort, das Jesus an die Stelle des Wortes Natur setzte; Er ist ein lebendiges, wirksames Wesen, das nun dich weiß, und das dir geben kann und will, was dir mangelt, es dir gewiß um so weniger versagt, wenn du ihn mit Vertrauen darum bittest. Sein ist das Reich über die ganze Natur; Sein die Kraft über alle Kräfte derselben; Sein die Herrlichkeit in Ewigkeit; und du, o Mensch, darfst dich als das Kind dieses Her-

lichen ansehen; mit kindlichem Vertrauen darfst du Ihn deinen Vater nennen, und Ihn Bitten vortragen, die Er mit väterlicher Güte anhört, und, wenn dir das, warum du bittest, Bedürfnis ist, erhört. Verbanne also die ängstlichen Nahrungsforgen! Betrachte die Vögel unter dem Himmel nicht als Wirkungen einer ohne Gott wirkenden Natur, sondern als Werke dessen, der dein Vater ist; und nun sage mir, ob es dir glaublich sein werde, daß du, obgleich einzelner Mensch, der du aber beten darfst: „Unser Vater im Himmel“ — von dem werdest vernachlässigt werden, der doch auch die Vögel versorgt, deren Vater er sich nicht heißt, und die das Vermögen nicht haben, ihren Fürsorger zu kennen und als Vater zu lieben. Bist du denn nicht viel mehr denn sie, und erkennst du es nicht, daß du viel mehr denn sie bist? Müßtest du nicht, o Mensch, mit deinen unruhigen Nahrungsforgen jedem Vernünftigen vorkommen wie ein Kind, dem sein Vater zwar zu seinem Vergnügen eine Anzahl Vögel angeschafft hätte, die es alle Tage reichlich gespeiset sähe, das aber fürchtete, sein Vater mögte ihm selbst, um dessen willen vorzüglich er jene Vögel ernährte, das Nöthige entziehen? Solche ausschweifende Sorgen, die der Vater als wahre Lästerungen seiner väterlichen Liebe ansehen muß, und die das Kind des Vaters selbst entehren, seien ferne von dir! Kein guter Vater giebt den Thieren, die er unter-

hält, die nöthige Nahrung, und läßt dabei seine Kinder Mangel leiden. Und vollends kein Königssohn wird darben müssen, unterdeß sein königlicher Vater die Vögel seines Vogelhauses, die Thiere seines Thiergartens, die Pferde seines Marstalls mit allem Nöthigen reichlich versorgt. Mache dich durch kindliches Vertrauen einigermaßen würdig, das Kind eines so guten und reichen Vaters, als dein himmlischer Vater ist, zu sein! Vernachlässige zwar die klugen Anstalten nicht, die der Vogel nicht machen kann, weil er keinen Verstand und keine Kräfte nicht hat! Sæ! Aernte! Sammle in die Scheunen! Nimm deines Berufs fleißig wahr! Brauche deinen Verstand und übe deine Kräfte! Du bist auch in dieser Rücksicht viel mehr denn die Vögel. Was von ihnen nicht gefordert werden kann, darf von dir erwartet werden. Aber dann schaue auch an die Vögel unter dem Himmel! Der sie versorgt, wird dich noch vielmehr versorgen; und Er weiß, was du bedarfst, noch ehe du Ihn darum bittest.

XLI.

Schauet die Lilien auf dem Felde!

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die wirkliche Ansicht von Feldblumen dem Herrn Gelegenheit gab, Seine Zuhörer auch auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen, um ihnen Vertrauen auf Gott einzulösen, und daß Sein deutender Finger auch hier auf wirkliche Blumen des Feldes hinwies, so wie wir es wahrscheinlich fanden, daß wirklich Vögel über das um Jesus versammelte Volk hinflogen, oder schwebten, als Er sagte: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an!“ und daß Sein Finger darauf hinwies, indem Er diese Worte aussprach.

Jesus nahm oft von demjenigen, was sich Seinem Blicke darbot, Gelegenheit, Seinen Schülern und übrigen Zuhörern gewisse wichtige Wahrheiten vorzutragen, und vorzüglich Johannes hat uns mehrere Beispiele dieser Art in seinem Evangelium aufbewahrt.

So gab Ihm einst, als Er sich des Morgens sehr frühe zur Zeit eines Festes in dem Tempel einfand, die eben aufgehende Sonne, die ihre Strahlen über den Tempel verbreitete, den Anlaß, dem versammelten Volke zu sagen: „Ich bin das Licht der Welt! Wer Mir nachfolgt, wird nicht wandeln im Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

So nahm Er, als Er an demselben Feste das Volk aus dem Bade Silo a Wasser schöpfen sah, von diesem jährlichen Gebrauche Anlaß, mit lauter Stimme auszurufen: „Wer dürstet, der komme zu Mir und trinke! Wer an mich glaubt, an dem erfüllt sich, was die Schrift sagt:

„Ströme lebenden Wassers ergießen von Ihm
sich auf andre.“

Von dem Brode, womit Er einmal das Volk gespeist hatte, nahm Er Gelegenheit, sich selbst als das belebende Brod anzukündigen und zu versichern: „Wer zu Ihm komme, den werde nicht hungern; und wer an Ihn glaube, den werde niemehr dürsten.“

Von dem Wasser des Jakobsbrunnens bei Sichar nahm Er Gelegenheit, von dem Wasser zu reden, das Er gebe, das immerfort unerschöpflich fließe

und den Durst auf immer stille; und von dem Saatsfelde, über welches Er Sich als Bürger zu Ihm kommen sah, nahm Er abermal Anlaß, Seinen Schülern zu sagen: „Hebet Eure Häupter auf, und sehet in das Feld; es ist schon weiß zur Aernte; schon sammle ich die Früchte meiner Bemühungen ein.“

Eben so konnten auch auf der Anhöhe, wo Jesus diese Rede an das Volk hielt, Feldblumen in der Nähe sein, die Er seinen Zuhören zeigen konnte, indem Er ausrief: „Schauet die Lilien auf dem Felde!“

So wie wir aber bemerkten, daß Jesus nicht von denjenigen Vögeln redete, die von den Menschen genährt und gepflegt werden, sondern von den frei in der Luft herumfliegenden Vögeln, die einzig von der göttlichen Vorsehung leben, so bemerken wir auch hier, daß man bei den Lilien auf dem Felde nicht an diejenigen Blumen denken darf, die durch Kunstgärtner und Liebhaber gegen unfreundliche und ungünstige Witterung sorgfältig in Gärten geschützt, gepflegt und gewartet werden, und an denen also der menschliche Kunstfleiß nicht minder als die Natur arbeitet, sondern daß Jesus hier von Blumen redet, die in der freien Natur wild emporschießen, die keine Menschenhand vor Hitze, vor Nachtfrost, vor rauher Luft, vor versengenden Winden verwahret,

an denen also der Kunstfleiß der Menschen nicht das mindeste thut; es mögen auch wirkliche Lilien von mannigfaltiger Art und Farbe hier gemeint sein, die auf den Feldern und in den Wäldern der dortigen Gegenden in großer Menge wild aufwachsen. „Diese Lilien auf dem Felde, diese in der freien Natur ungepflegt aufwachsenden Blumen, sagt Jesus, schauet doch an!“ Die Menschen achteten sonst gewöhnlich nicht darauf; man fand sie überall und in solcher Menge, daß man bei ihnen vorbeiging, ohne sie nur seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Allein Jesus wußte Seinen Zuhörern auch das Alltägliche wichtig zu machen, und demselben wieder einen Reiz der Neuheit zu geben. „Betrachtet sie doch, ruft Er ihnen zu, betrachtet doch diese Blumen, bei denen Ihr sonst gedankenlos vorbeigeht, als wäre nichts daran; es ist mehr an ihnen zu sehen und zu lernen, als Ihr nicht denkt; laßt es Euch nicht reuen, bei ihnen stille zu stehen, und über sie nachzudenken. Sehet, wie sie wachsen. Ob sie gleich nicht arbeiten und nicht spinnen, um sich mit Kleidern zu schmücken, und obgleich niemand für sie solche Arbeit verrichtet, so kann Ich Euch doch versichern, daß selbst Salomo, der reichste König seiner Zeit, bei aller morgländischen Pracht seines Hofstaats sich doch nicht so schön kleiden konnte, wie irgend eine dieser unzählbaren Blumen gekleidet ist.“

Salomons glänzendes Prachtgewand bestand nemlich doch immer aus zusammengesetzten Stücken irgend eines künstlich gewirkten reichen Stoffs, und ward nur nach und nach etwas Ganzes. Jede Blume hingegen ist schon als Knospe, schon in ihrem ersten Keime etwas Ganzes, das sich nur durch einen innern Naturtrieb bis zur völligen Größe einer Blume dieser Art entwickelt; alle Theile einer Blume wachsen aus einander, und fließen in einander, ohne daß sie durch eine Naht mit einander verbunden werden dürfen; die Blume entsteht nicht Theilweise nach und nach, so daß zum Beispiele die Wurzel einzeln, der Stengel einzeln, jedes Blatt einzeln, der Saamen einzeln hervorgebracht und dann wie mosaische Arbeit, die aus kleinen zusammengesetzten Steinen von verschiedener Farbe besteht, künstlich in einander gefügt würden; sondern sie ist, ihrer ursprünglichen Anlage nach, das Werk Eines Augenblicks, die Wirkung Eines schöpferischen Machtworts der Gottheit.

Durch wie viele Hände geht sodann schon jedes gewöhnliche Kleidungsstück eines Bürgers, und nun vollends gar das Prachtgewand eines Königs, ehe es angezogen werden kann! Wie weitläufig würde die Geschichte irgend eines unsrer täglichen Gewänders, wenn sie von dem ersten Ursprunge seines Stoffs an erzählt werden müßte! Wie mancherlei gehört zu jedem! Wie verschiedene Kräfte und Geschicklichkeit:

zeiten setzt es in denjenigen voraus, die sich mit dessen Stoff, Farbe, Schnitt und Gestalt beschäftigen! Wie vieles muß damit vorgenommen werden, ehe es fertig in unsre Hände kommt! Wie einfach hingegen ist, damit verglichen, bei allem Reichtum des Inhalts, eine Blume des Feldes, die gleichsam nur aus den Händen des Schöpfers, und aus diesen mit Einmal ganz fertig kömmt! Wie einfach, gegen über einem reich gestickten mit Gold und Juweelen besetzten Königsgewande, wozu vielleicht beide Indien, wozu die Tiefe der Meere und der Grund der Berge, wozu die feinste Wolle der Lämmer und die Hülle eines Wurms — und wer kann alle Bestandtheile eines solchen Prunkkleides nennen? — das ihrige beitragen mußten!

Wie verliert ferner bei genauer Untersuchung auch das geschmückteste Kleid eines prachtliebenden Fürsten! Der feinste Sammet, die feinste Seide erscheint unter dem Vergrößerungsglase grob und voll leerer Zwischenräume; man entdeckt keine neue Schönheiten mehr daran; das bloße Auge hat schon alles Schöne daran gesehen; und wie bald ist es dessen müde, da weder der Stoff noch die Arbeit reichhaltig genug an mannigfaltigen Schönheiten ist, um dem menschlichen Geiste bei jeder erneuerten Betrachtung wieder neue Beschäftigung zu geben! Man bringe hingegen eine Lilie des Feldes oder irgend eine andere Blume unter das Vergrößerungs-

glas, welche Wunder mannigfaltiger Schönheiten, die das bloße Auge nicht zu entdecken vermochte, nimmt man an ihr wahr! Hier vergrößert sich nichts ins Größere; hier zeigen sich keine leeren Zwischenräume; man entdeckt eine neue Schöpfung im Unendlichkleinen; jedes Stäubchen giebt uns Stoff zur Bewunderung dessen, der die Blumen hervorgebracht hat.

Welcher Färber oder Mahler hat ferner je den bunten Schmelz der Blumen erreicht? Macht nicht die Kunst die lebhaften Farben härter und greller, die sanften matter und welker, als sie in der Natur erscheinen? Bleibt die Kunst nicht immer unermesslich weit hinter der Natur zurück, und ist nicht alles Schöne, was sie noch leistet, immer der Natur abgeborgt?

Ist es endlich nicht wahr, daß die Kunst mit aller Anstrengung ihrer Kräfte nichts Lebendiges hervorbringen kann? Salomons prächtigstes Gewand war und blieb doch immer leblos; in jeder Blume des Feldes hingegen ist, so lange sie blühet, Trieb und Kraft. Wie tief auch noch immer der Bau einer Pflanze unter dem Bau eines lebendigen Thieres stehe — bewundernswürdig schön, vollkommen zweckmäßig und der Kunst unerreichtlich ist doch immer schon der Bau einer Blume; auch schon die

Blume hat Leben, hat Sinnenwerkzeuge, empfängt Nahrung, pflanzt sich fort.

Lauter entschiedene Vorzüge der Blumen vor dem glänzendsten Gewande eines Königs. Mit Recht konnte also Jesus sagen: „Ich versichere Euch: Selbst Salomo in aller seiner Herrlichkeit ist nicht bekleidet gewesen, wie derselben Eins. Und solcher zierlich geschmückten und sich selbst fortpflanzenden Blumen hat Gott unzählige über die Felder ausgestreuet; auch an ihnen hat Gott den überschwenglichen Reichthum seiner Macht, die Fülle seiner Allgenussamkeit gezeigt. Wie reich an Hülfsmitteln muß das Wesen sein, das solche Schönheiten in so überschwenglichem Maaße an Blumen verschwendete, solche Pracht, die von Menschen nicht einmal bemerkt, gewiß nicht überschaut wird, über die Fluren verbreitete!“

Und was folgt nun für uns Menschen hieraus? Jesus sagt es uns. „So denn Gott, heißt es, das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, sollte Er das nicht vielmehr Euch thun? O Ihr Kleingläubigen!“ Die Bestimmung der Feldblumen ist in Vergleichung mit der Bestimmung des Menschen kurz und gering. Heute blühen sie, morgen sind sie verwelkt, oder werden mit dem Gesträuche verbrannt, wam das Korn, unter dem sie wachsen, abge-

abgemähet wird; auch nimmt das Auge der Menschen die wenigsten dieser Blumen wahr; sie blühen eine kurze Zeit ohne merklichen Nutzen für die Menschen, ohne nur zu ihrem Vergnügen eben sehr viel beizutragen, da die meisten ihnen unbemerkt bleiben, und sie auch als etwas, das sehr häufig angetroffen wird, nicht sehr geachtet sind. Dennoch wandte Gott so viel Pracht an diese Lilien auf dem Felde, die derselben, sollte man denken, so leicht hätten entbehren können. Er, der einen unerschöpflichen Ueberfluß an Kräften hat, konnte auch diese Feldblumen so herrlich schmücken, ohne daß darum Seine vortreflichern Geschöpfe verkürzt werden durften; es läßt sich vielmehr eben aus dieser herrlichen Kleidung bald verweltender Blumen mit Recht schließen, daß der Gott, der an Blumen so viel wendet, gewiß noch weit mehr für Sein edelstes Geschöpfe, den Menschen, thun werde.

„Warum sorget Ihr also für die Kleidung?“ Trägt Jesus gleichsam sich verwundernd über die ängstlichen Nahrungsorgen der Menschen. „Vergleichen Euch selbst, will Er sagen, mit den Blumen auf dem Felde, und verbanne alle falsche Bescheidenheit. Ihr seid doch gewiß edlere Geschöpfe als die Blumen auf dem Felde. Nun — verräth sich wohl Armuth oder Kargheit bei dem Schöpfer in diesem Theile seiner Schöpfung? Fürdet Ihr, daß kaum genug für diese Pflanzen ge-

geschehen, daß etwas an sie gespart worden ist? Oder zeigt sich nicht auch hier Reichthum und Ueberfluß in der großen Haushaltung des Herrn der Welt? Wolan, so denket nach! Wird Gott Euch Menschen, Euch Israeliten, denen die Kindschaft, der Bund, das Gesetz, der Gottesdienst und die Verheißung gehört, Euch Nachkömmlingen jener Gott so rheuren Erzväter, Euch, aus deren Volke der verheißne Ketter abstammt, nicht einmal das Nöthige und Anständige zukommen lassen? Wie wenig schähet Ihr Euern Werth! Wie wenig trauet Ihr Gott zu!"

Jesus will also Denker, nachdenkende, verständige Menschen zu Schülern. Viele machen sich ganz verkehrte Begriffe von einem Schüler Jesu, sie stellen sich vor, das bestimmte Denken und reife Ueberlegen, das ernste, scharfe, anhaltende Forschen nach Wahrheit und Prüfen der Wahrheit vertrage sich gar nicht mit dem Glauben eines Christen, und er habe nichts zu thun, als nur blindlings zu glauben. Daher setzen sie auch den Glauben und den Verstand oder die Vernunft einander entgegen, und erst noch vor einem Jahrzehend hat ein Dichter, der Denken und Glauben als zwei wahrscheinlich ganz unverträgliche, ganz unvereinbare Dinge ansah, in dieser Hinsicht gewünscht, daß Gott ihm entweder den Verstand oder den Glauben nehmen mögte, als wenn es

einen gesunden Verstand ohne Glauben, oder einen gesunden Glauben ohne Verstand geben könnte. Nur Vorurtheil und Unkunde kann auf solche Begriffe führen. Sehen wir nicht gerade hier, daß es Jesus an Seinen Zuhörern tadelt, daß sie zu wenig denken, zu wenig ihren Verstand brauchen? Will Er sie nicht durch Nachdenken, durch Gebrauch ihres Verstandes zum Glauben führen? Es ist so ferne, daß Jesus ein Feind des Denkens sei, daß Er vielmehr ein Feind der Gedankenlosigkeit ist, und Seine Schüler zu Denkern bilden will, die über die Erscheinungen der Natur, über die Bildung der mannigfaltigen Erdgeschöpfe, über die Kräfte und Schicksale derselben nachdenken, über alles, was sich ihnen zur Beobachtung darbietet, vernünftige Betrachtungen anstellen, darüber, wenn ich so sagen darf, philosophiren, daraus weise Schlüsse herleiten, und eben auf solchem Wege zu einem vernünftigen und festen Glauben gelangen. Darum weist Er Seine Zuhörer auf die Vögel des Himmels, auf die Lilien des Feldes hin. „Sehet sie an, sagt Er, schauet!“ Das bloße Sehen und Schauen macht freilich hier die Sache noch nicht aus. Aber es sollte ein mit Nachdenken verbundenes Schauen sein; ein Schauen, das sie auf weitere Gedanken führte; ein Schauen, das sie schließen lehrte auf das, was sie nicht sahen.)

Wir sehen auch, daß Jesus von Seinen Schülern verlangt, daß sie groß von Gott denken, Ihm viel zutrauen. „O Ihr Kleingläubigen!“ Ruft Er denn um Nahrung und Kleidung ängstlich Bekümmerten zu. So wie es Jesus gerne sah, wenn man Ihm viel zutraute, und so wie Er die Menschen durch Sein Betragen aufmunterte und berechtigte, Ihm alles Gute, und lauter Gutes zuzutrauen, so sieht Er es auch gerne, wenn wir viel, sehr viel von der Vatergüte des himmlischen Vaters erwarten; und die Spuren dieser Vatergüte, die wir schon bei aufmerksamer Betrachtung des Schicksals der Thiere, und der Schönheit der Blumen entdecken, ermuntern und berechtigen uns zu den größten Erwartungen in Ansehung unser selbst. Nicht Kleingläubig, sondern großgläubig wollen wir gegen Gott gesinnet sein. In dem ganzen Evangelium wird nirgends gesagt, daß man Gott zu viel zutrauen könne; nirgends wird der kühne, muthige Glaube an Gott durch Tadel und Verweise, oder durch Beispiele von Täuschungen niedergeschlagen; vielmehr werden dem großen, edeln, vielerwartenden Glauben an Gott und Seinen Sohn die größten Gnaden verheißen und gegeben. Man nahte sich dem Herrn nie mit zu großen Erwartungen von Seinem Willen und Vermögen, dem Bedürfnisse der Ihn Anflehenden zu entsprechen; man konnte nie zu kühne Bitten an Ihn thun, wenn man Seiner wirklich bedurfte; nie setzte man Ihn durch zu

großen Glauben in Verlegenheit; eben so wenig können zu große, wohl aber zu kleine Begriffe von Gottes Vatergüte haben, wir können uns nicht mit zu vertrauensvollen, wohl aber mit zu kleingläubigen Bitten an Gott wenden; wir können weder Seine Vatergüte, noch Seine Macht durch zu müthiges Hoffen und Trauen in Verlegenheit setzen. Laßt uns ansehen, wie Gott die Vögel unter dem Himmel nährt, und die Lilien auf dem Felde kleidet, und dann bedenken, wie viel mehr wir Menschen sind, und wie größer unsre Bestimmung ist, daß wir schon Iht Gottes Kinder sind, und daß noch nicht erschienen ist, was wir sein werden, und daß der, der Seines eignen Sohnes nicht verschonte, sondern Ihn für uns alle hingab, mit Ihm uns alles schenken wird.

XLII.

**Angstliche Nahrungsforgen sind zwecklos,
heidnisch, unkindlich.**

„Wer ist unter Euch, sagt Jesus, der seiner Leibeslänge eine Elle oder seiner Lebenszeit irgend ein unbestimmtes Zeitmaaß hinzusetzen könne, ob er gleich darum forget?“ Jesus stellt also die angstlichen Nahrungsforgen auch als etwas ganz Vergbliches, mithin zwecklos vor. Man kommt damit, will Er sagen, keinen Schritt vorwärts, und richtet nichts aus. Wenn sich auch ein Mensch noch so sehr mit unruhigen Sorgen quälte, darum würde sich nichts in seiner äußern Lage ändern. Das bange Sorgen giebt den Feldern des Landmanns weder Sonnenschein noch Regen, es giebt dem Tagelöhner, Handwerker, Künstler keinen Verdienst, dem Kaufmann kein Handlungsglück, dem Studierenden keine Bedienung, dem Schiffer keinen günstigen Wind, dem Fischer keinen Segen;

niemand wird dadurch weder länger an Statur, noch älter an Jahren; es macht weder den Armen reich, noch den Häßlichen schön, noch den Kranken gesund; kein Schicksal erleichtert sich dadurch; alles bleibt nach wie vor, wie sehr sich auch der Mensch gräme und härmte. Was hat denn der Mensch davon, wenn er sich mit bangen Furchten wegen seines zeitlichen Unterhalts quält? Nicht nur erlangt er dadurch dasjenige nicht, dessen vielleicht erst künftiger und vielleicht ohne Noth befürchteter Mangel ihn unglücklich macht; sondern sein unruhiges Sorgen giebt ihm nicht einmal Kraft, das Drückende seines Schicksals zu tragen; es raubt ihm vielmehr diese Kraft; was durch Geduld und Klugheit sehr erträglich würde, wird ihm ikt beinahe unerträglich; und indem er durch ängstliches Sorgen der Verzweiflung zu entinnen gedenkt, führen ihn diese Sorgen eben der Verzweiflung entgegen. Ist es aber nicht unweise, etwas geradezu Unnützes und Vergebliches, ja den Zweck, den man sich vorseht, Zerstörendes zu thun? Und verschwendet nicht die Thorheit umsonst ihre Kräfte?

Diese Worte Jesus sollen uns also Weisheit lehren; die himmlische Weisheit will weise, verständige Schüler und Schülerinnen bilden, die andern durch ihr Betragen Achtung einzusößen wissen. Flößt es aber andern Hochachtung für uns ein, wenn wir von ängstlichen Sorgen: „Wie wird es

noch wohl gehen? — wie die Meereswoge von den Winden hin und her getrieben werden, wenn wir stets das Schlimmste fürchten, und diese Furchten stets mit uns herumtragen, immer nur klagen, jammern und an unserm Fortkommen zweifeln? Und können wir selbst da viel Weisheit, viel Würde, viel männlichen Sinn vermuthen, wo wir solche ängstliche Nahrungsorgen wahrnehmen? Die Lehre Jesus empfiehlt sich also auch hier wieder dem Freunde der Weisheit dadurch, daß sie an ihrem Anhänger nichts Unweises dulden will, und ihm alles Zwecklose und Thörigte untersagt. Es kommt, sagt Jesus, kein Gewinn bei diesen ängstlichen Nahrungsorgen heraus; die Beschwerden des Lebens werden nur drückender, nicht leichter dadurch; der feste männliche Muth, der dem Menschen so oft in seinem Leben nöthig ist, kann dabei in der Seele nicht aufkommen; es kommt kein Glück und Segen damit in das Haus dessen, der sich damit peiniget; unrühmlich wäre es demnach, wenn sich einer Meiner Schüler solchen ängstlichen Sorgen überließe, wobei er weder weiser noch besser und außerdem nur unglücklicher würde; denn jede zweckwiderige oder zwecklose Beschäftigung, jede Richtung der Gedanken auf einen Gegenstand, der dieser Aufmerksamkeit nicht werth ist, jedes Stauenen, das den Menschen auf keine neue wichtige Wahrheit führt, jedes Umherschweifen der Gedanken, wo ihr kein vernünftiger Zweck angegeben, und

wodurch kein solcher erreicht werden kann, ist thöricht, und eben deswegen eines Bekenners Meiner Lehre nicht würdig.

Nach solchem allen, sagt Jesus ferner, trachten die Heiden; das heißt: „Nur bei Menschen, die Gott nicht kennen, verschlingen die Sorgen für Nahrung und Kleidung jede andre Sorge; und nur wenn sie keine Gelegenheit haben, Gott kennen zu lernen, ist es ihnen zu verzeihen, wenn sie sich mit solchen Sorgen quälen.“

Freilich muß, was auch hier zum Ueberflusß wiederholt werden kann, auch der Verehrer Gottes in gewissem Sinne nach Nahrung und Kleidung trachten; er muß sich nemlich Mühe darum geben und gelangt ohne sein Zuthun nicht dazu; allein die Sorge für seinen zeitlichen Unterhalt ist doch nicht seine vornehmste Angelegenheit; sein Trachten darnach ist dem Trachten nach Weisheit und Tugend untergeordnet; und sein Sorgen dafür ist nur ein von der Vernunft geleitetes, thätiges Streben, nicht aber ein unruhiges Besorgtsein, ob wohl ein glücklicher Erfolg das Streben nach Nahrung und Kleidung begлите. Er trachtet wohl nach diesen Dingen, oder er denkt nach, wie er dazu gelangen könne, und thut das seinige, um dazu zu gelangen; aber er trachtet nicht darnach wie die Heiden, die Gott nicht kennen, oder er denkt

nicht, daß er verloren sei, wenn seine Kraft nicht hinreiche, um auf alles dasjenige zu wirken, wovon sein zeitlicher Unterhalt abhängt; er trachtet nicht so darnach, als stünde er nur unter einem unerbittlichen Schicksal, nicht aber unter einer liebenden Gottheit, die für ihn Sorge; er lebt nicht in beständiger Furcht vor den widrigen Zufällen, denen die Frucht seiner Arbeiten, und Unternehmungen ausgesetzt sein mag; auch verdrängt die Sorge für seinen zeitlichen Unterhalt bei weitem nicht bei ihm jede andre edlere Sorge.

Jesus meint also die ängstlichen leidenschaftlichen Nahrungsforgen, wenn Er sagt: „Nach solchem allen trachten die Heiden;“ diese, nicht das vernünftige Streben nach Nahrung und Kleidung heißt Er eines Menschen unwürdig, der zu einer bessern Erkenntnis Gottes gelangt sein sollte.

Und dies letztere war eben bei den Zuhörern Jesus der Fall. Sie, als Israeliten, sollten durch die heiligen Schriften eines Bessern belehrt worden sein; sie hatten Mosen und die Propheten. Diese stellten ihnen den Schutzgott Israels nicht als ein gegen die menschlichen Angelegenheiten gleichgültiges oder durch das Schicksal und die Gesetze der Natur beschränktes Wesen vor, sondern vielmehr als ein menschenfreundliches, huldreiches, mächtiges,

in die menschlichen Angelegenheiten einwirkendes, für Seine Verehrer wirksames, ihre Gebete erhöhendes Wesen. Nur schon die herzerhebenden Davidischen Gefänge hätten jede ängstliche Nahrungsforgen aus dem Gemüthe eines Israeliten verschunhen sollen; die ganze Reihe der Führungen des israelitischen Volkes von Abrahams Geschichte an bis auf ihre Zeit hätte jeden nachdenkenden Israeliten überzeugen sollen, daß Vertrauen auf Jehoven nicht täuschen — daß es dem Verehrer dieses Gottes bei Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit nicht fehlen könne. Mit Grund konnte also Jesus sagen: „Solche ängstliche Nahrungsforgen schicken sich höchstens nur für die von Euch verachteten Heiden; wenigstens sind sie ihnen nicht zu verdenken, weil sie keine bessern Begriffe haben, und sich die Götter weder so mächtig noch so menschenfreundlich denken, wie der Gott Israels in Eurer Geschichte erscheint. Aber von Euch erwartet man einen edlern Sinn. Ihr solltet wissen, daß Ihr einen Vater im Himmel habet, der um Eure Bedürfnisse weiß. Die Natur weiß nicht um Euch, aber der Gott, den Ihr, als ein von der Natur verschiedenes, und auf die Natur mit Freiheit wirkendes Wesen verehrt, weiß um Euch, und sorgt für Euch; Er ist ein Vater Seiner Verehrer und nimmt sich ihrer väterlich an. Wie sich, sagt David, ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich Jehovah über Seine Verehrer.

Und Jesajas trug einst in Jehovens Namen dem edlern Theile des Israelitischen Volkes die schönen, herzlichen Worte vor: „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibs? Und ob sie desselben vergäße, so will Ich doch deiner nicht vergessen.“ Und bei einer andern Gelegenheit: „Es sollen wohl Berge weichen, und Hügel hinfallen; aber Meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund Meines Friedens soll nicht von dir hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmmer.“ Solche Begriffe von Gott sollten doch wohl dem Menschen Muth und Vertrauen in Ansehung seines zeitlichen Unterhalts einflößen?

Und wenn Jesus schon von Seinen Zeitgenossen, die Mosen und die Propheten hatten, solche Begriffe voraussetzen und erwarten, darauf sie hinweisen konnte, mit wie viel größerm Rechte sollten sie von Christen erwartet werden dürfen, die außer Mosen und den Propheten auch noch die evangelischen Schriften besitzen, die sie in dem höchsten Wesen einen Vater der Menschen in dem edelsten Sinne des Wortes kennen lehren, dessen Aufmerksamkeit sich über alles erstreckt, ohne dessen Willen nicht einmal Ein Sperling vom Himmel fällt, und dem selbst die Haare des Hauptes eines einzelnen Menschen nicht unwichtig sind. Knechtliche Nahrungsorgen sind also des Christen noch unwürdiger, als des

Israeliten, dem die Lehre von Gott, als einem Vater der Menschen, noch nicht in dem Lichte erschien konnte, in dem sie uns seit der Zeit erschien, da Jesus durch Seine Auferstehung als Gottes Sohn kräftig erwiesen ist: auch uns kann gesagt werden: „Ihr solltet Gott besser kennen gelernt haben. Habet Ihr nicht einen Vater im Himmel, und dünkt Euch das ein Geringes, daß Ihr Euch als Seine Kinder ansehen dürfet? Wisset Ihr Euer Glück und den Werth des Namens, den Ihr führen dürfet, nicht zu schätzen, und Eure Rechte nicht gelten zu machen? Ferne von Euch die Gott entehrenden und Euch selbst erniedrigenden Nahrungsforgen! Euer himmlischer Vater weiß ja, daß Ihr Nahrung und Kleidung bedürfet. Irdische Väter wissen wohl nicht immer um die Bedürfnisse ihrer Kinder, zumal wann sie weit von ihnen entfernt sind; oder wenn sie auch darum wissen, so reichen doch ihre Kräfte nicht immer hin, um ihnen alles dasjenige zu verschaffen, was ihnen mangelt; aber dem himmlischen Vater ist keines Eurer Bedürfnisse unbewußt, und ist damit alles gesagt, was Euch vollkommen beruhigen kann? Oder wird der himmlische Vater, der der Urquell aller Liebe und Erbarmung in allen Menschenherzen ist, zwar um alle Eure Bedürfnisse wissen, aber gleichgültig sein, ob sie befriedigt werden oder nicht, oder unthätig sein bei Euren Bedürfnissen, Seine Kinder auch bei der redlichsten Berufstreue und dem

Kindlichsten Vertrauen doch ihrem Schicksale überlassen, und nur den Namen eines Vaters tragen, ohne der Gesinnung nach Vater zu sein? Oder wird der, dessen das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit ist, und alles, was Er will, im Himmel und auf Erden wirkt, zwar um alle Eure Bedürfnisse wissen, aber unvermögend sein, dasjenige für Euch zu thun, was Eure Kräfte übersteigt, und Euch doch unentbehrlich ist? Nein, es bleibt dabei: Alles ist damit gesagt, wenn Jesus sagt: Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr des alles bedürftet. Man würde alle Religion aufheben, wenn man behauptete, daß damit noch nicht alles gesagt wäre. Ein Gott, der zwar um alle unsre Bedürfnisse wußte, aber die Unzulänglichkeit unsrer Kräfte mit Seiner größern Macht entweder nicht ergänzen könnte oder nicht ergänzen wollte, wäre für uns eben so gut wie kein Gott.“ So tröstlich ist für uns dieser Ausspruch des Herrn. Es kann uns wirklich gar nicht fehlen, wenn wir nur gegen diesen allwissenden Vater kindlich gesinnt sind, und Ihm alles zutrauen, was unsre Kräfte übersteigt, und uns doch unentbehrlich ist.

Noch ein Grund, der uns alle ängstliche Nahrungsforgen verbieten soll, liegt in diesen Aussprüchen Jesus. Sie schicken sich nemlich auch darum nicht für den Christen, weil derjenige, der ängstlich

sorgt, woher er wohl in der Folge noch hinlängliche Nahrung und Kleidung bekommen werde, doch während dieser ängstlichen Sorgen immer noch zu essen und zu trinken hat, und bekleidet ist, also seine Sorgen, Furchten und Zweifel weiter gehen, als sie nicht gehen sollten. Seine Nahrungsorgen gehen nemlich nicht so fast auf das Gegenwärtige als vielmehr auf das Zukünftige. „Was werden wir essen? Sagen solche ängstliche Gemüther. Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ Sie sagen nicht: „Was essen und trinken wir in dem gegenwärtigen Augenblicke? Womit kleiden wir uns gerade iht?“ Sondern sie fragen: Wie wird es in der Zukunft gehen?“ Und sie haben doch vielleicht eben gegessen und getrunken, indem sie fragen: „Was werden wir essen und trinken?“ Oder — sie essen und trinken vielleicht während dieser Frage; oder sie gehen an die gedeckte Tafel, um zu essen und zu trinken; gekleidet fragen sie: „Womit wir werden uns kleiden?“ So kleingläubig — sollte man es für möglich halten, wenn es nicht Thatsache wäre? — sind solche Menschen. Mit Speisen in der Hand sind sie um Speise bekümmert; mit Kleidern auf dem Leibe um Kleidung. Drückt sich Jesus nicht zum Erstaunen gelinde über eine so große, auffallende Thorheit aus, wenn Er, ohne jemanden weiter zu beschämen, nur sagt: Unterlasset doch dies ängstliche Sorgen. Der das Größere gab, versagt das Geringere nicht; der für das Geringere sorgt,

wird das Vortreflichere nicht vernachlässigen. Und Eure Bekümmernisse sind ja doch ohnedem vergeblich; sie schicken sich nicht für Verehrer Gottes, sie machen Euch des Guten vergessen, das Ihr in der gegenwärtigen Zeit genießet.“ — Kann man sich sanfter und milder ausdrücken? Und spricht nicht hier die himmlische Weisheit überzeugend an unsern Verstand und rührend an unser Herz? Und ist nicht das Joch, das Jesus auflegt, auch hier außerordentlich bequem, und die Last, die Er uns tragen heißt, außerordentlich leicht? Wir sollen nur, wie das alte Sprichwort sagt, beten und arbeiten, fromm sein und recht thun, und für das Uebrige den himmlischen Vater sorgen lassen, der weiß, wessen wir bedürfen. O du freundlicher, weiser Lehrer, mögten doch wir alle uns gerne von dir belehren lassen, und dir von ganzem Herzen glauben!

XLIII.

Die Sorge für Gottes Reich und Gerechtigkeit gehe jeder andern Sorge vor.

„Trachtet, sagt Jesus, am ersten nach dem Reiche Gottes.“ Schon Johannes, der Täufer, kündigte, einem göttlichen Auftrag zufolge, dem israelitischen Volke große Vortheile an, wenn es sich die nahe Ankunft des verheißenen und erwarteten großen Königs zu Nutz machen und seine Gesinnungen und seinen Wandel so verbessern würde, daß es sich das Wohlgefallen dieses gerechten Fürsten über Jehovens Volk erwürbe. Und in der That muß man sich unter einer göttlichen Regierungsanstalt etwas außerordentlich Segenreiches denken, wenn man auch noch keine genaue und sichere Kenntniss von den Vorzügen dieser göttlichen Anstalt vor allen menschlichen Anstalten hat. Kann eine Verfassung, welche die höchste Macht, Weisheit und Güte zum Urheber hat, und durch ihre Veranstellung zu Stand kommen soll, anders als höchstvorzüglich und höchst erwünscht für die Mensch-

schen sein, die daran Theil nehmen sollen? Auch Jesus kündigte also, da Er in der Folge selbst als öffentlicher Lehrer austrat, dem Volke das Reich Gottes als den Inbegriff alles Heils und Segens an. Aber freilich konnte der verheißne göttliche König die Menschen nicht in seinem Reiche beglücken, wenn sie Ihn nicht als den göttlichen König anerkannten, und Ihm Gehorsam und Vertrauen bewiesen; sie mußten allerdings auch selbst durch Folgsamkeit gegen Seine Gebote, und Glauben an Seine Versicherungen zu dieser göttlichen Anstalt mitwirken; denn es sollte ja eine Regierung über vernünftige, sich selbst bestimmende, sittliche Wesen sein. Wenn demnach Jesus Seine Zuhörer nach dem göttlichen Reiche streben heißt, so wollte Er wohl damit sagen: „Sie sollten sich die glücklichen Zeiten, da sie ihr den verheißnen großen Ketter unter sich hätten; zu Nutze machen, und das ihnen so nahe gelegte Heil nicht durch Gleichgültigkeit, Unthätigkeit oder Eigensinn verschmerzen.“

Dieser Wink war nöthig, da bei weitem nicht alle Seine Zuhörer lehrbegierige und nachdenkende Personen waren, bei weitem nicht alle sich freiwillig und freudig an die Wahrheit ergaben und den göttlichen Anstalten sich ehrerbietig und dankbar unterwarfen, sondern ein Theil derselben gedankenlos und unempfindlich, ein anderer leichtsinnig und wankelmüthig, noch ein anderer in Nahrungsorgen und

in das Streben nach dem täuschenden Reichthum verstrickt war. Diese alle konnten sich leicht verleiten lassen, Ihn zu verwerfen, und brachten sich alsdann um das auch ihnen zugedachte Glück. Darum ergriff Jesus aus Menschenliebe jede Gelegenheit, Seinen Zuhörern das ernste Wort an das Herz zu legen: Sehet zu, daß das große Glück, das Euch nahe gelegt ist, für Euch nicht verloren gehe; Ihr verlieret mehr, als Ihr nicht denkt, wenn Ihr in der Person, die sich igt unter Euch durch göttliche Thaten beglaubigt, den verheißnen Retter verkennet! Lasset Ihr diesen günstigen Zeitpunkt ungenutzt vorübergehen, vergebens werdet Ihr Euch nachher darnach sehnen. Bereitet Euch keine zu schmerzliche Nachricht, sondern bedenket, was zu Euerm Frieden dienet. Durch Anerkennung des unter Euch lebenden Retters ist ein göttliches Reich, eine unendliche Glückseligkeit zu gewinnen, durch dessen Verwerfung ein göttliches Reich, eine unendliche Glückseligkeit zu verschmerzen."

Wir sollen aber auch nach Gottes Gerechtigkeit trachten. Gerechtigkeit ist unstreitig in dieser ganzen Rede so viel als sittliche Rechtsschaffenheit. Wessen Gerechtigkeit, das heißt, dessen Tugend nicht besser als die pharisäische ist, der wird, sagt Jesus, in das göttliche Reich nicht aufgenommen werden. Gerechtigkeit Gottes

ist also hier eben so viel als diejenige Tugend, die Gott von den Menschen fordert, welche in das göttliche Reich sollen aufgenommen werden. So wie man nur unter gewissen Bedingungen Bürger irgend eines menschlichen Reichs werden kann, so kann man auch nur unter gewissen Bedingungen ein Bürger des göttlichen Reichs werden. Worin diese Bedingungen bestehen, dies lernen wir eben aus der geistvollen Rede, die wir betrachten. Der verherrlichte göttliche König, der selbst das unübertreffliche Muster jeder Tugend ist, die die menschliche Natur ehret, will auch nur Freunde dieser Tugenden unter Seinem Scepter beglücken; man muß sanftmüthig, barmherzig, aufrichtig, friedfertig sein, um Recht, Wahrheit und Tugend etwas dulden können, wohlthätig, fromm und tugendhaft nicht bloß scheinen, sondern streben, es immer mehr in der That zu sein, um an dem Segen Theil zu nehmen, den Gott den Menschen durch Seinen Sohn mittheilen will. An dem Besitz dieser Tugenden soll also dem Menschen mehr als an allem andern gelegen sein. Der Schüler Jesus soll mit demselben Ernst und Fleiß, womit Heiden, die Gott nicht kennen, und von Gottes Anstalten zum Heil der Menschen nichts wissen, nach zeitlichen Gütern streben, sich um das göttliche Reich und um die Tugend bemühen, ohne welche niemanden der Zutritt in dies Reich gestattet wird; der Eifer seines Strebens nach Gottes Reiche und nach der Gott wohlgefälligen Tu-

gend soll dem Werthe dieser Tugend, dem Werthe des göttlichen Reichs angemessen sein; dies soll er für das Hauptgut, zeitliche Güter nur für Nebengüter ansehen.

Allein läßt sich wohl von dieser Lehre Jesus ist noch eine Anwendung machen? Und welche?

Es ist wahr: Für das Volk, dem Johannes und Jesus die Nähe des göttlichen Reichs verkündigten, giengen damals die Vortheile verloren, die sie von dieser wohlthätigen Anstalt hätten ziehen können, wenn sie die Person nicht verworfen hätten, durch welche dieselbe zu Stand kommen sollte. Darum wäre es aber ein übereilter Schluß, wenn wir dächten, es werde nun überall nichts aus dieser göttlichen Anstalt werden. Der König des himmlischen Reichs, den Sein Volk hienieden verwarf, mußte von dem Himmel, wohin Er erhoben ward, nicht in der Absicht Besitz nehmen, um außer alle Verhältnisse mit den Erdbewohnern zu kommen, sondern um sich in der Folge, wann unterdes die Nachricht von dem göttlichen Reiche, oder das Evangelium von Jesus als dem göttlichen Könige auch den übrigen Völkern der Erde würde bekannt gemacht worden sein, vom Himmel herab als den König des göttlichen Reichs zu zeigen und dann alles zur Wirklichkeit zu bringen, was Gott von Weltbeginn an durch den Mund aller Seiner heiligen Propheten

verheißen hat, oder das verheißene göttliche Reich wirklich in seinem vollen Glanze aufzurichten. Darum trugen auch die Apostel nach der Erhöhung ihres Herrn die Lehre von den göttlichen Reiche, als von einer noch zu erwartenden wohlthätigen Anstalt Gottes nach wie vor den Juden sowohl wie den Heiden vor. Sie sagten nicht, es würde nun gar nichts aus dieser göttlichen Anstalt werden, da die jüdische Nation durch ihre Verwerfung des verheißenen Retters der Vortheile verlustig geworden wäre, die sie von seiner Regierung sich hätte versprechen dürfen; sondern sie bezeugten: „der von den Bauleuten verworfene Stein wäre dennoch zum Ecksteine gewählt worden; Gott hätte denselben Jesus, den sein Volk gekreuzigt hätte, zum Herrn und Messias gemacht, und durch Seine Auferweckung vom Tode als solchen kräftig erwiesen; bei Seiner Widererscheinung würde auch Sein Reich, ein wahrhaft göttliches Reich zu Stande kommen, an dessen Seligkeiten alle seine Verehrer Theil nehmen würden, sie mögten nun Seine Wiederkunft erleben oder nicht, weil das Machtwort des Herrn auch die Gestorbenen wieder in das Leben zurückrufen würde.“

Das Wort des Herrn: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“ — bleibt also noch immer in seiner Kraft. Auch wir können durch Nachlässigkeit eine große Seligkeit, dieselbe, ja eine größere noch, als diejenige, die dort den Israeli-

ten so nahe gelegt ward, verscherzen; auch in Ansehung unser ist viel daran gelegen, daß wir den unschätzbaren Werth des Bürgerrechts in diesem ewigen Reiche erkennen; Gleichgültigkeit dagegen hätte ist wie einst dieselben nachtheiligen Folgen, und ein ernstliches Streben darnach belohnt sich in unsrer wie in jener Zeit.

Aber dann ist es allerdings auch wahr: daß man, um in Gottes Reich zu kommen, auch nach Gottes Gerechtigkeit streben muß. Darum sagt auch Petrus, der diesen Ausspruch seines Lehrers gleichsam in Saft und Blut verwandelt haben muß: Wendet allen Fleiß daran, daß Ihr mit Euerm Glauben Tugend verbindet, mit der Tugend Verstand, mit dem Verstand Enthaltbarkeit, mit der Enthaltbarkeit Standhaftigkeit, mit der Standhaftigkeit Frömmigkeit, mit der Frömmigkeit Bruderliebe, mit der Bruderliebe allgemeine Menschenliebe. Wenn solches sich immer bei Euch vermehrt, so wird Eure Erkenntnis und Verehrung unsers Herrn nicht müßig und unfruchtbar sein. Wem hingegen solche Tugenden fehlen, der ist entweder ganz oder halb blind. Laßt es Euch also angelegen sein, Euern Beruf und Eure Erwählung best zu machen. Wenn Ihr solches thut, werdet Ihr nicht straucheln; denn so wird Euch der Eingang zu dem ewigen Reiche unsers Herrn und Heilandes, Jesus Christus, immer offen stehen.“

Auch für uns geht also ohne ernstliches Streben nach der reinen Tugend, worauf Jesus in dieser ganzen Rede dringt, ein Königreich, das Reich Gottes, verloren. „Niemand, sagt Paulus, kann ohne Heiligung den Herrn sehen.“ Und ist es wohl etwas Geringes, ausgeschlossen zu werden von dem göttlichen Reiche, und zu empfinden, daß man sich selbst durch eigne Schuld um diese Seligkeit brachte? Was kann, nach allem, was uns die heiligen Schriften von dem Reiche Gottes sagen, über diese glorreiche göttliche Anstalt gehen, die Gott schon seit Jahrtausenden anbahnte, deren Ankündigung der Schlußstein der ganzen Offenbarung ist, über dessen Vortrefflichkeiten sich die alten Propheten schon zum voraus in Preisgesänge der Begeisterung ergossen, in dessen Erwartung alle Frommen der Vorzeit sich groß im Handeln, und heldenmüthig im Dulden bewiesen? Wer nennt uns einen edlern Gegenstand des Strebens als das Reich Gottes, dessen Hofnung die Apostel des Herrn über alle Leidsale erhob, und das auch seitdem das Ziel des Verlangens der besten Menschen war, ist, und sein wird? Gewiß der größte irdische Reichtum, die glänzendste irdische Ehre, der reizendste irdische Genuß ist in Vergleichung mit den Glücksgütern und Seligkeiten des göttlichen Reichs von so geringem Werthe, daß es für den Kenner keinen Augenblick die Frage sein kann, wonach er am ersten und vor allen Dingen streben solle.

Jesus begegnet aber hier auch noch einem Gedanken, der in dem Gemüthe Seiner Zuhörer aufsteigen konnte. Sie konnten nemlich fürchten, daß ihr zeitlicher Unterhalt darunter litte, wenn sie dem Streben nach Gottes Reich und Gerechtigkeit alles andre unterordneten. Diese Furcht erklärt Jesus für unnöthig. „Alles, warum sich die Heiden so ängstlich bekümmern, wird Euch, sagt er, bei solchen Gesinnungen zu fallen, die nöthige Nahrung und Kleidung wird Euch als eine Zugabe schon zu rechter Zeit mitgetheilt werden. Wem an Wahrheit und Tugend mehr als an allem andern gelegen ist, den verläßt Gott im Zeitlichen nicht; Er unterscheidet ihn auch in seinem äußern Schicksal als Seinen Liebling; Er läßt ihn ohne die ängstlichen Sorgen, womit andre sich quälen, zu seinem zeitlichen Unterhalt gelangen; unversehens, unversehens läßt Er ihn oft gerade in einem Zeitpunkte, wo er dessen sehr bedarf, ein schätzbares zeitliches Glück finden; Er läßt ihn erfahren, daß er an Ihm einen Vater hat, der ihn zwar auch zuweilen zur Uebung seiner Kräfte eine zeitlang sich selbst überläßt, aber ihm doch in der Noth zur Seite steht, wann er selbst sich nicht mehr helfen kann, ihn außerdem auch noch oft mit Erfreunngen überrascht, und durch solche Zugaben beim Streben nach dem höchsten Gut huldreich aufmuntert. Es kommt hier nur darauf an, ob Wahrheit und Tugend bei uns das erste sei, das allem andern vorgeht, dem alles

andere nachstehen muß, ob das Verlangen darnach ein merkliches Uebergewicht über die sinnlichen Begierden habe, ob wir im Stand wären, für das edlere Hauptgut einen Theil der geringern Nebengüter, ja nöthigen Falls alle zu wagen, oder nicht zu achten, oder aufzuopfern; dann hat es mit der Erfahrung: daß uns das Nöthige in Ansehung unsers zeitlichen Unterhalts wird gegeben werden, seine ausgemachte Richtigkeit.

Das Beispiel der Schüler Jesus, die alles verließen und Ihm nachfolgten, setzt dies in das schönste Licht. Sie litten, als Schüler Jesus, keinen Mangel; täglich hatten sie, was sie an Nahrung bedurften; Jesus fragte sie darum auch an dem letzten Abend vor Seinem Leiden, um sie im Vertrauen auf Gottes Fürsorge zu stärken: „Habt Ihr jemals bei Mir Mangel gehabt?“ Und sie mußten antworten: „Nie den geringsten.“ Und sie thaten doch um des Reichs Gottes willen größere Opfer, als keiner von uns so leicht in den Fall kommt, thun zu müssen; wir können alle bei dem Berufe bleiben, von dem wir unsre Nahrung ziehen; unbeschadet der Tugend und der zu hoffenden Seligkeit in dem Reiche Gottes können wir von einem Tage zum andern die von uns abhangenden nöthigen Anstalten machen, um zu Nahrung und zu Kleidung zu gelangen. Und wir sollten bei geringern Opfern befürchten, bei ernstlichem Stre-

ben nach Gottes Reich und Gerechtigkeit an Nahrung und Kleidung Mangel zu leiden, also zu viel zu wagen? Ferne von uns diese gottentehrenden Begriffe, dieser unrühmliche Kleinmuth! Wenn Gott Sein Reich zu geben bestimmt hat, den verläßt er noch vielweniger im Zeitlichen. „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, rief Jesus Seinen furchtsamen Schülern zu. Es ist Euers Vaters Wohlgefallen, Euch das Reich zu geben.“ Und David sagte: „Freuet Euch Jehovens, Ihr Frommen! Sein Wort ist wahrhaftig; und was Er zusagt, das hält Er gewiß.“

XLIV.

Sorget nicht für den andern Morgen!

Wenn demjenigen, der vor allem andern nach Gottes Reich und Gerechtigkeit strebt, die nöthige Nahrung und Kleidung als Zugabe von Gott gegeben wird, so daß er sich bei redlicher Berufstreue vest darauf verlassen kann, was kann alsdann überflüssiger, also unweiser sein, als ängstliches Sorgen? Jesus sagt also: „Darum sorget nicht für den andern Morgen; eben nemlich darum, weil es Euch bei ernstlichem Streben nach jenen edlern Gütern nie an dem Nöthigen in Ansehung Euers zeitlichen Unterhalts fehlen wird.“

Wir haben bereits bemerkt, daß, wenn Jesus Seinen Schülern das Sorgen untersagt, Er nicht die vernünftigen Anstalten tadelt, die jeder machen muß, der zu Nahrung und Kleidung gelangen will, sondern die unruhigen Furchten und Bekümmernisse in Ansehung des Erfolgs dieser

Anstalten. Diese Bemerkung gilt auch hier. Wenn Jesus Seinen Zuhörern das Sorgen für den andern Morgen verbietet, so will Er nicht sagen: „Machet keine Anstalten für die Zukunft! Beuget vernuthlichem oder wahrscheinlichem künftigen Mangel, und vorausgesehenen künftigen Verlegenheiten nicht vor! Arbeitet jeden Tag nur so lange, bis Ihr Euch für denselben Tag den nöthigen Unterhalt erworben habet!“ Denn nicht nur würde das Handeln nach diesem Grundsatz den nützlichen Thätigkeitstrieb der Menschen schwächen, und für manchen von den schädlichsten Folgen für seinen zeitlichen Unterhalt sein; nicht nur würden die größten Unordnungen und Nachtheile aus der Befolgung desselben entstehen; nicht nur würden die Geisteskräfte vieler und gerade der vorzüglichsten Menschen einen großen Theil ihres Spielraums verlieren, sondern es ließe sich in den meisten Ständen nicht einmal ein Gebrauch von diesem Grundsatz machen. Der Beruf des Landmanns und weit die meisten Berufsarten der Städter bestehen in lauter Anstalten für die Zukunft; es würde eben so viel sein, als: Diese Berufsarten gänzlich aufheben, wenn man die Anstalten für die Zukunft in denselben untersagen würde. Der Christ darf und soll also freilich in so fern für den andern Morgen sorgen, daß er für die Zukunft handeln und kluge Anstalten machen darf und soll. Wenn zum Beispiel die ersten Christen

in Antiochia eine Steuer sammelten, um in Hinsicht auf eine von Agabus in prophetischem Geiste angekündigte große zukünftige Theuerung ihre Mitchristen in Judäa zu unterstützen, so handelten sie nicht gegen dies Gebot Jesus; es war nicht Mißtrauen gegen die Vorsehung, nicht Unglaube an die Verheißungen Jesus, was sie dazu bestimmte; sie thaten nur das ihrige, um, so viel an ihnen stand, einen befürchteten Mangel von ihren Mitchristen abzuwenden. Nur soll der Christ nicht unruhig sein, nachdem er das seinige gethan hat; er soll sich nicht hangen Sorgen in Ansehung seines künftigen Schicksals überlassen; selbst in einer eben nicht vortheilhaften äußern Lage soll er sich die Frage ängstlicher Furcht: „Wie wird es mir wohl morgen und übermorgen und nach Jahren gehen?“ verbieten, und also den ängstlich umherschweifenden Gedanken den gegenwärtigen Tag zur Gränze setzen.

Diese Lehre Jesus gründet sich natürlich auf alles, was Jesus in dieser Rede Seinen Zuhörern zur Stärkung des Vertrauens auf Gott gesagt hat, also darauf: daß sich von dem Geber des Lebens gewiß auch Speise, und von dem Bildhauer des Leibs gewiß auch Kleidung erwarten läßt; daß man aus der Fürsorge Gottes für die bloß von der Vorsehung lebenden Vögel, deren Natur doch tief unter der edeln Natur des Menschen steht, und

aus der Pracht, mit der der Schöpfer die Blumen des Feldes schmückt, die doch nach wenigen Tagen verwelken, oder mit den reifen Aehren abgemähet werden, mit Grund schließen kann: der nach Gottes Bild geschaffene Mensch dürfe sich noch viel mehr von Gott versprechen, Er werde für seine Bedürfnisse sorgen; daß außerdem die ängstliche Bekümmernis in unsrer äußern Lage nicht das mindeste ändert; daß sich endlich jeder an die Versicherung Jesus halten kann, Gott sei ein Vater der Menschen, von dem man unwürdig dachte, wenn man glaubte, Er könnte gleichgültig gegen unsre Bedürfnisse oder unthätig dabei sein, ob er gleich darum wüßte, und Er werde dem, der nach Gottes Reich und Gerechtigkeit am angelegentlichsten strebe, das Nöthige im Zeitlichen als Zugabe geben.

Aber auch darin liegt ein Grund für diese Lehre Jesus, daß Er sagt: „Der morgende Tag wird für das seine sorgen.“ Es wird sich, will Er sagen, in der Folge mit Euerm Schicksal alles schon finden, wenn Ihr nur die Gnade habet, ruhig zu sein. Kommt Zeit, kommt Rath. Manche Euch ist unaufsätzlich scheinende Schwierigkeit löst sich in der Folge ohne Mühe; manches Euch ist unüberwindlich scheinende Hindernis läßt sich in der Folge leicht überwinden. Wenn der Mensch

nur nicht alles voraus wissen will; allmählig giebt sich alles.

Und wer hat dies nicht auch schon erfahren? Fand sich nicht oft morgen für Dinge Rath, in Ansehung deren man heute noch ganz rathlos war? Desuete sich nicht oft unvernunthet eine Aussicht, für die man einen Augenblick vorher nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit hatte? Wie thöricht ist also derjenige, der schon zum voraus wegen zukünftiger Uebel unruhig ist, die vielleicht in der Folge nicht einmal an ihn kommen! Seine Einbildungskraft schafft sich Uebel, von denen er vielleicht frei bleibt, und verdirbt sich damit den Genuß des gegenwärtigen Guten. Oder sie vergrößert sich oft auch ein befürchtetes Uebel, und stellt es sich unerträglich vor, da es doch in der Folge, wann es wirklich getragen werden muß, alle seine Furchtbarkeit durch die dasselbe begleitenden Umstände verliert. Lasse also doch jeder den morgenden Tag für das seine sorgen! Alle Vorstellungen zukünftiger Uebel sind entweder ganz falsch oder nur halb- und einseitig-wahr, also im Grunde abermal falsch. Immer geht es diesfalls anders, als wir uns vorher vorstellten. Wenn auch ein gewisses befürchtetes Uebel wirklich nicht ausbleibe, so treten immer dabei Umstände ein, die dasselbe viel ertögllicher machen, als man es nicht hätte glauben können, da man sich dies Uebel, abgeseondert von diesen mildernden Umständen,

vorne

vorstellte. Nicht selten geht auch ein uns schon drohendes Ungewitter schnell vorüber, oder wir erlangen auch oft mitten in der Gefahr, mitten im Unglück einen Muth, ein Vertrauen, eine Gegenwart des Geistes, die wir uns selbst nicht zugetraut hätten, und die uns mit Ruhe das befürchtete Unglück erwarten und mit Standhaftigkeit darin ausdauern läßt. Wozu denn die immer uns täuschenden, uns nie die richtige ganze Wahrheit vorstellenden Furchten wegen künftiger Uebel? Warum nicht lieber der göttlichen Vorsehung vertraut? Morgen wie heute wird sie für uns sorgen; für die Mühen und Beschwerden der künftigen Tage wird sie Rath wie für die gegenwärtigen schaffen; die Weltregierung der höchsten Macht, Weisheit und Güte hört morgen noch nicht auf, und die Barmherzigkeit des Urhebers aller Erbarmung in den menschlichen Herzen hat morgen noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und verläßt den Frommen weder in der Jugend, noch im Alter.

Auch in den Worten: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe“ — liegt noch ein Grund für die Entfernung aller ängstlichen Sorgen in Ansehung unsrer künftigen Schicksale. Die Mühen des Lebens sind von Gott auf mehrere Tage unsers Lebens vertheilt worden. Wer könnte die Last derselben tragen, wenn sie sich

in einen einzigen Tag zusammendrängten? Allein es fällt, auch bei dem vergleichungsweise Gedrücktesten, nur ein, zwar zuweilen größeres, zuweilen aber auch viel kleineres Maaß derselben, das immer noch mit Unangenehmen vermischt ist, auf jeden Tag. Dies mit Weisheit vertheilte, und mit angenehmen Vergnügen versetzte Maaß von Mühen, Beschwerden und Leiden läßt sich jeden Tag tragen; denn die weise Güte der alles bestimmenden Vorsehung läßt es nie unerträglich werden. Wenn aber ein Mensch außer den Mühen des gegenwärtigen Tages die des folgenden und mehrerer künftigen Tage tragen will, dann darf es nicht befremden, wenn er unter der Last erliegt, und beinahe verzweifelt. Darum sagt Jesus: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“ Der Mensch hätte keine frohe Stunde, wenn er immer an die Uebel denken wollte, die ihm in der Zukunft bevorstehen mögten. Kann es aber Gottes Wille sein, daß der Mensch in unaufhörlichen Furchten wegen der Zukunft schwebe, und seines Lebens nie recht froh werde? Unmöglich! So wie Gott das Widerwärtige des menschlichen Lebens auf viele Tage vertheilt, so soll der Mensch auch seine Sorgen auf viele Tage vertheilen, und sich in Ansehung dieser Sorgen seines Lebens jeden Tag auf denjenigen Theil der Last einschränken, der gerade zu derselben Zeit auf ihm ruht. Was Gott uns in der Folge auflegen wird, das

wird sich auch tragen lassen. Nur wollen wir nicht selbst durch bange Furchten diesen Leiden zuvor kommen; wir wollen warten, bis sie uns treffen und unterdes mit Dankbarkeit und Freude das gegenwärtige Gute genießen. Es ist nicht leichtsinn, es ist wahre Lebensweisheit, die künftigen Leiden und Beschwerden des Lebens nicht zum voraus wissen zu wollen, nicht einmal daran zu denken, sich von dem durch andre aufgedrungenen Gedanken an dieselben, als von einer Versuchung, so schnell wie möglich wegzuwenden, um Muth und Kraft für die gegenwärtigen Leiden und Beschwerden des Lebens zu behalten, so wie es auch wahre Lebensweisheit ist, die künftigen Freuden des Lebens, die angenehmen Veränderungen seines künftigen Schicksals nicht vorauswissen, ja nicht einmal vermuthen zu wollen, sich nicht in künftige angenehme Lagen hineinzuträumen, sondern die schönen, wohlthuenden Erfreungen, die uns die göttliche Vorsehung noch aufbewahrt hat, stille zu erwarten, um sich nicht den süßen Genuß der göttlichen Ueberraschungen zu verderben. Für beides, für die Freuden wie für die Leiden und Beschwerden des Lebens sind die weisesten Zeitpunkte bestimmt, und wer den letztern mit Ungestlichkeit entgegen sieht, ist unweise, wie derjenige, der die erstern vor Ungeduld nicht erwarten mag, und sie vor der Zeit ihrer Reise pflücken will.

Jeder spreche also seiner Seele die zur Ruhe zurückweisenden Worte Davids zu: Was bekümmerst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! Denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist."

Zusätze.

Zusätze.

S. 12. „Laß deine linke Hand u. s. f.“

Diese sprüchwörtliche Redensart Jesus ist gerade so verständlich, wie die bekannte Rede des Königs Peter von Aragonien: „Wenn mein Hemde um mein Geheimniß wüßte, ich würde es verbrennen!“

S. 36. „Wie äußerst wenig will meistens das Lob der Menschen sagen!“

Das Lob der Menschen reizt nur, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, wie durch einen geheimen Zauber. Näher betrachtet, und in seine Bestandtheile aufgelöst, hört es gewöhnlich auf, reizend zu sein. Oder es ist nur in großen Maßen, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Eigenliebe angenehm; so lange man die Hunderte und Tausende der Lobenden und Preisenden nicht vereinzelt, so lange schmeichelt es uns viel leicht; aber man darf nur jeden dieser Hunderte und Tausende einzeln betrachten, jeden einzeln genauer kennen lernen, aus jedes Einzelnen Munde selbst sein Lob hören, und man wird bei nur wenig Selbstgefühl durch dies anfangs so magische Lob sich so gedemüthigt.

fühlen, daß einem alle Eitelkeit dabei vergeht. Wie weniger Menschen Lob kann den Tiefersiehenden stolz machen! Sieh doch einmal, o Eitler, genau nach, was denn das für Menschen sind, deren Beifall dich so sehr reizt, was ihnen an dir so wohl gefällt, warum es ihnen so wohl gefällt, mit wie viel oder wenig Kenntniß des Eigenthümlichen deines Geistes und Herzens sie dich loben, wie tief ungefähr ihr Blick dringt! O dies ist so oft ein herrliches Rezept gegen die Eitelkeit; dies macht so kalt gegen das Lob der Menge, so kalt, daß man nicht selten alle seine Kräfte aufbieten muß, um sich nur der Menschenverachtung zu erwehren. „Rien pour la goutte que la goutte:“ ist ein bekanntes Sprichwort. (Zu deutsch: Man darf nur einmal das Pöbagra bekommen, um sich davor in Acht zu nehmen.) So könnte man auch sagen: „Rien pour la vanité que la vanité.“ (Nichts kurirt so gut von der Eitelkeit, wie die Eitelkeit selbst.) Oder auch noch allgemeiner: „Rien pour le péché que le péché.“ (Die Sünde kurirt am besten von der Sünde.) Wer von diesem Recepte gegen die Eitelkeit Gebrauch macht, der wird vielleicht bald singen:

Wie, wenn ich ein Todter wäre,
Dulden Ladel, dulden Ehre,
Lehrt die Menschenkenntnis mich.

E. 47. „Je lebendiger der Betende dies alles denkt u. s. f.“

Ihr, die Ihr je in Euerm Leben einmal innig betetet, gebet hier selbst der Wahrheit Zeugniß: Wars nicht gerade so, wenn alles, was in Euch war, betete? Er-

Kennet Ihr Euch selbst nicht in dieser Beschreibung des Gebetes? — Nun, den Hauptgedanken dieser Beschreibung habe ich vor funfzehn Jahren in einem Buche gelesen, das kein Schriftsteller, dem sein literärischer Kredit lieb ist, mit Anführung des Titels und Verfassers citiren darf, und das dennoch, bei alle dem unbeschreiblich Auffallenden mancher Stelle, nach meinem Gefühle, das ich ohne Erröthen, ja mit Freude hier bekenne, auch wieder unbeschreiblich schöne, erhabene Stellen enthält, die in wahrer Begeisterung geschrieben worden sein müssen. Aber ist es nicht eine mitleidwürdige literarische Slaverei, daß niemand dies ungestraft sagen darf? Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht Herder, der doch, so Gott will, im Stande ist, über dergleichen Dinge zu urtheilen, mir hier Beifall geben, und auch bekennen sollte, Mehreres in dieser Schrift, wie auch sein Urtheil über das Uebrige beschaffen sein möge, und müsse, mit nicht gemeinem Vergnügen gelesen, auch manche Idee darin gefunden zu haben, die ihn auf neue Ideen geführt habe. Ich schließe dies daraus, weil er in seinen Briefen über das Studium der Theologie Th. IV, S. 292. eine Stelle dieser Schrift, deren Schönheit er gewiß fühlte, doch ohne den Verfasser zu nennen, angeführt hat. Ich will diese und noch einige andre Stellen derselben diesen Zusätzen hier einverleiben, und dann meinen Mann auf meine Gefahr nennen.

„In der Musik, sagt ein Autor“ — so heißt es in der von Herder angeführten Stelle, „sind wir weiter als in der Poesie, besonders nachdem Gott das erstaunenswürdige Instrument, die Orgel, hat erfinden lassen; sie, die alle Sprachen redet, die mit

der süßen Lockstimme der Liebhaberin die Liebe Gottes in das horchende Ohr der Andacht haucht, und seine Schrecken in das Ohr des Tyrannen brüllt; sie, die vielstimmige Posaune des Lobes Gottes, seiner schallenden Wunder und ihrer eignen Majestät, der Ewigkeiten, würdig. Segen über dein Grab, Erfinder des Meisterstücks der Meisterstücke! Segen über die Gräber aller, die nach dir gearbeitet haben! Töne töne, Tochter des Gesangs! Töne Gottes und der Menschen Lob, bis in Himmel, bis ins Grab.“

„Wer über die Worte nachdenkt, nicht gedankenlos reden, sondern beim Beten zugleich an die Sache denken will, davon das Wort das Bild ist, der muß wohl langsam beten und kommt in seinem Privatgebet oft nicht über das Wort Vater. Schnell beten ist unmöglich, ist über die Kräfte des im Denken allergeübtesten menschlichen Verstandes, und ist auch unanständig.“

„Ein Mensch ohne Gefühl ist auch ein Mensch ohne Verstand, ohne Genie, ohne Erkenntnis; und je mehr wahres Gefühl ein Mensch hat, um so verständiger und nachdenkender ist er.“

„Die Seele der wichtigsten Erfindungen ist oft ein einziger Gedanke, der dem Erfinder gegeben wird. Sie ist das Werk eines Augenblicks, ein Bild, ein Gedanke, der sich, wie ein Blitz vor unsern Augen, vorbei bewegt. Wer da oder auch sonst nicht schnell sieht, ergreift, hat ihn verloren.“

„Ehren, Loben und Lieben ist stets verbunden. Welcher Mensch liebt einen andern, einen Freund, Wohlthäter, Vater, der ihn nicht auch ehrte, ihn bei andern lobte, gern gegen andre von ihm spräche, das, was zu seinem Lobe gereicht, erzählte, seine Ehre vertheidigte, gern hörte, wenn ihn auch andre loben, ihm auch sichtbare Ehrenbezeugungen erweisen, der nicht oft an ihn dächte? — Mensch, thust du das gegen Gott? Thust du es nicht, macht nicht das Lob Gottes dein Auge fröhlich, schlägt dein Herz nicht vor Freuden schneller, so unterstehe dich nicht, zu sagen, daß du Gott liebest.“

„Die Erkenntnis Gottes ist allein der Lohn des Fleißes. Sie ist ewig; denn der Gegenstand der Erkenntnis ist ewig. Ewig werden wir Gott studiren, und Ihn nie ausstudiren. Leser, weißt du was von diesem Studium? Wie lange studirest du Gott? Wie viel Zeit widmest du diesem unermesslichen Studium? Oder gehörest du zu denen, die noch nicht angefangen haben, oder zu denen, die Gott in wenig Stunden auslernen zu können glauben? Nach dem Grade der Erkenntnis Gottes richtet sich der Glaube, und ist groß oder klein, je nachdem es die Erkenntnis ist, und der Grad dieser Erkenntnis richtet sich nach dem größern oder geringern Fleiß, den man auf diese Erkenntnis gewendet hat. Nach dem Grade des Glaubens aber richtet sich der Grad der Tugend, und nach dieser die Belohnung. Aber das ist nicht Gottes Erkenntnis, viele Werke Gottes kennen, sondern Gott in den Werken sehen. Die lebendigste, oft wiederholte, tief einge-

prägte Vorstellung der Macht und Weisheit, und besonders der Allgegenwart Gottes, das ist Gotteserkenntnis; und die kann groß sein im ungelehrtesten Menschen, und klein im größten Gelehrten, im größten Naturkundiger. Diese Erkenntnis Gottes ist verborgen und äußert sich allein durch die Tugend; aus ihr kann man den Grad der Erkenntnis und des Glaubens kennen lernen. Wer also die Natur studirt, daß er allenthalben Gott sieht, und sich und andre vornemlich zu dieser Erkenntnis führt, der studirt die Natur nach Gottes Absicht. Gesegnet sei dieser Mann; denn er ehret Gott und arbeitet für die Ewigkeit."

"Nicht das Naheangehn, sondern die vollständige Erkenntnis, das heißt, das vollständige Innengehn macht, daß die Erkenntnis in uns Empfindung wird."

"Das Verlangen nach der Vereinigung mit der Sache, die man liebt, das Verlangen, uns ihr oder sie uns zu nähern, ist bei jeder Liebe; wo dies Verlangen fehlt, oder wo es sehr schwach wirkt, da fehlt entweder alle Liebe, oder sie ist sehr schwach. Hieran kann ein Mensch seine Liebe zu Gott prüfen."

"Die Tugend ist vom ächten Glauben an Gott so unzertrennlich als die Wärme vom Feuer."

„Der Weg zur Tugend ist der Verstand, die Erkenntnis. Alle Tugend, die nicht aus der Erkenntnis fließt, verdient diesen Namen nicht, ist nur Temperament, Leichtsin, Trägheit, Ehrsucht und dergleichen.“

„Wer sich stets seiner und dessen bewußt ist, was er eben jetzt wissen soll, ist jeder Versuchung zu stark und zu klug, und zu allen großen Thaten hat er Weisheit, Stärke und Muth.“

„Gott, du bist kein Krämer, und mit Gelde, Stiftungen, und Almosen läßt du dich nicht bestechen, sonst könnten alle Reiche sehr leicht selig werden, die es doch nach deinem Zeugnisse so schwer werden. Vor dir gilt allein der Glaube; nach dem sehen deine Augen. Du schenkst als der reichste Herr alles um sonst weg, und giebst Himmel und Seligkeit, und was mehr ist als Himmel und Seligkeit, deine Gnade und dich selbst, dem, der dich ehrt und an dich glaubt.“

„Die Demüthigung vor Gott ist Bollust der Seele.“

Dies sind nur einige und nicht einmal sorgfältig ausgesuchte, nicht einmal gerade die schönsten Stellen einer Schrift, aus der niemand eine, wenn auch auf seinem Musäum schön gefundene Stelle mit Anführung des Titels und Verfassers auf eine rühmliche Weise anzuführen

ren wagt, und deren Ganzes freilich schlechterdings nicht empfohlen werden kann. Ihr Titel ist nicht etwa: Lebensläufe nach aufsteigender Linie — sondern System der Ewigkeit zur Erkenntnis Gottes: und dies System hat bekannt gemacht im Jahr 1777. der Herr Doctor Medicinā, Christian Gottlieb Berger, in Graubenz. — —

Bei dieser Gelegenheit eigne ich mir auch eine Stelle in des Herrn Ritters von Zimmermanns Buche von der Einsamkeit zu, die dem berühmten Herrn Verfasser gefallen zu haben scheint, da sie von ihm mit einer Artigkeit gegen den nicht genannten Verfasser der nicht genannten Schrift, aus der sie gezogen ist, angeführt wird. Sie steht S. 248. 249. des dritten Theils. Einige Verbesserungen des Periodenbaus dieser Stelle verdanke ich dem Herrn von Zimmermann, so wie ich ihm bei dieser Gelegenheit für das neunte und zehnte Kapitel seiner Schrift über die Einsamkeit, die so manche unvergleichlich schöne Stelle enthalten, meinen aufrichtigsten Dank bezeuge. Die Stelle heißt so:

„Seht Ihr einen Jüngling von tiefem Verstande sich von der Welt abziehen, trübsinnig werden, schände und dürr reden, wenig über schlechte Menschen klagen, aber diesen bitteren Gram eingegraben in seine Felsenstirn; seht Ihr seinen großen Geist hervorbrechen nur wie Blitz aus der Nacht, und sich dann wieder vorhüllen in langes Stillschweigen; leßt Ihr den nagenden Gram auf seinem Gesichte, das Schwachen nach Kraft, die ihm genug sei, sich mit der feinigen vereine; seht Ihr, daß er Leerheit findet überall, und darum alles anspeit,

wegwirft, zermalmt — o so seht Ihr eine edle Pflanze, die nur ihres Entwicklers wartet. Schonet sie; heilig sei sie Euch; und ein Mörder, der sie zertritt.“

So schrieb ich vor sechszehn Jahren in einer Schrift, die igt nicht mehr, auch nicht mehr von Herrn von Zimmermann, als warum ich ihn dringend und inständig bitte, genannt werden soll; denn man muß die Todten in ihrer Ruhe nicht stören. Aber igt setze ich noch hinzu: Mit dem Zertretenwerden bei solcher Kraft hat es gute Wege; ein solcher Geist läßt sich nicht zertreten. Einmal der, den ich damals meinte, hat sich nicht, und wird sich nie zertreten lassen. Einem solchen Geiste kann es nicht schaden, wenn man ihn, wie man meint, verachtet, oder wenn man ihn neckt, oder sonst auf irgend eine Weise mißhandelt. Es ist, als ob man Erbsen gegen einen Felsen schnellt: sagt Johnson. In eigner Größe ist ein solcher Geist felig und leidend.

In einer schönen in Briefe eingekleideten Abhandlung über das Glück in der Ehe, die in einigen Hefen des deutschen Merkurs 1791 stand, erinnere ich mich auch, mich ungenannt citirt gesehen zu haben. Die dort angeführte Sentenz: „Einfalt im Leben ist nur bei innerm Reichthum; Eitelkeit und Ziererei nur bei innerer Bethelei“ — ist mein Eigenthum. Die Schrift bleibe abrigens auch begraben, in der sie steht. Sie kann keinem Menschen empfohlen werden, und ist schon längst gerichtet. Jugend hat nicht Jugend: heißt es von dieser Schrift.

S. 50. „Sie hatten eigentlich u. s. f. — Nichts rührte sie genug, um u. s. f.“

Brennendes Gemählde — sagt vielleicht eine Seele, die der Wahrheit auch gegen sich selbst Recht giebt, indem sie dies liest — brennendes Gemählde vielleicht meines eignen stumpfen, wenn auch eben nicht pharisäischen Herzens. — Ob wohl niemanden das Herz beim Lesen dieser Stelle schlägt? Wenigstens schrieb der Verfasser sie nicht ohne Herzklopfen hin.

S. 64. „Man könnte sich vielleicht einander weit mehr nähern,“ u. s. f.

Der dritte Theil dieser Schrift, in welchem die Betrachtung von Matth. VII. 7 = 11, mich auf diesen Gegenstand noch einmal zurückführen wird, soll, wie ich hoffe, fortgesetzter Beweis sein, daß ich auf den Namen eines denkenden Christen in Ansehung dieses Theils der christlichen Lehre vielleicht nicht so ganz ungünstige Ansprüche habe, und daß ich nicht erst seit gestern darüber nachgedacht habe.

S. 108. „Der Herr würde es nicht tadeln, wenn ein Christlicher Lehrer“ u. s. f.

In den ersten Lehren der christlichen Religion von dem verewigten Jakobi in Zelle, und in dem christlichen Lehrbuch für die Jugend von Herrn D. Rosenmüller in Leipzig sind zum Beispiele bekanntlich dergleichen Anweisungen gegeben; auch in dem neuen oldenburgschen Gesangbuche. Da indessen die einzelnen Bitten des Gebetes Jesus ungleich verstanden und ausgelegt werden, so müßte freilich vorzüglich in Stadtgemeinen, deren Mitglieder größtentheils oder größtentheils aus gebildeten Personen be-

Rehen, die vielleicht sehr ungleiche Begriffe mit den Bitten dieses Gebetes verbinden, bei dergleichen Umschreibungen auf die Ungleichheit der Denkensarten Rücksicht genommen werden, um nichts die Andacht vielleicht eines respektablen Theils der Gemeine Störendes in diese Umschreibung zu mischen. Auch wäre Weiterschweifigkeit eine Klippe, auf deren Vermeidung man sehr bedacht sein müßte.

S. 132. Der hier angeführte Verfasser einer Schrift über den Namen Gottes ist Lavater. Die Schrift steht in seiner Monatsschrift, die nur einen Jahrgang erlebte. Wenn Lavater, bei der bekannten Stimmung des Publikums gegen ihn, einem kritischen Freunde die Wahl der Aufsätze für diese Monatsschrift überlassen, auch demselben die Erlaubnis gegeben hätte, hie und da auch in den gewählten Aufsätzen etwas zu mildern und andre kleine Veränderungen zu machen, ich behaupte, keine Monatsschrift hätte so viel Sensation gemacht, und diese Sensation so sehr verdient. Der Aufsatz über den Namen Gottes ist, nach meinem geringen Dafürhalten, vorzüglich das Werk eines Genies; welcher Unpartheiische kann die Hand des Meisters darin verkennen? Dieser Aufsatz that mir auch insbesondere darum wohl, weil er frei von allen Menschlichkeiten zu leidenschaftlicher*) Herzenzerleichterungen ist, mit denen ich nicht sympathisiren kann. Auf diesem schönen Geisteswerke, dessen Werth immer entschieden bleibt, wenn es auch noch zweifelhaft wäre, ob alles darin hermeneutisch richtig ist, ruht ein Friede Gottes, der

*) Das Wort „leidenschaftlich“ auch hier wie S. 21. Lin. 1. der Zusätze des ersten Theils höchst milde verstanden.

mir den Verfasser verehrenswürdig macht; eine Milde der Denkensart leuchtet in demselben durch, von der ich wünschte, daß sie ihn nie verlassen mögte. Mit Begehren sehe ich über viele Aufsätze seiner letztern Jahre eine Bitterkeit ausgegossen, die sich freilich durch die Erfahrungen seines Lebens entschuldigen läßt, bei der es aber kaum möglich ist, immer gerecht zu sein.

S. 178. „Vom Reiche Gottes.“

Ich glaube auch, daß der Ausdruck Gottesreich, Himmelreich in dem Evangelium immer antithetisch zu verstehen ist, nemlich antithetisch mit den unrichtigen Begriffen der Pharisäer, aber gewiß nicht antithetisch mit den Aussprüchen der Propheten.

S. 194. „Dein Wille geschehe“ u. s. f.

Ich gebe nun doch der Auslegung den Vorzug, die unter Gottes Willen hier die göttliche Regierung versteht, und also den Gedanken in diese Bitte legt: „Mögen sich doch alle dabei beruhigen, daß du alle Schicksale mit Weisheit und Güte leitest.“ Die Verbindung der Worte: Auf Erden wie im Himmel — mit allen drei ersten Bitten gefällt mir auch sehr wohl. Es ist eine schöne Idee: „Möge in dem ganzen Weltall dein Vatername verehrt, dein Gesetz befolgt, deine Regierung als die weiseste und beste anerkannt werden!“

S. 319. „Dein ist das Reich“ u. s. f.

Wenn auch noch gegen die Richtigkeit dieses Beschlusses des Gebetes Jesus kritische Zweifel erregt werden kön-

nen, so bleibt die ästhetische Schönheit desselben darum doch dieselbe.

S. 341. „Ein jeder hält gern seinen besondern Fall für eine Ausnahme von der Regel“ u. s. f.

Man erinnert sich hier leicht des verewigten Bafedow, von dem die deutsche Monatschrift, die übrigens seinen großen Fähigkeiten und Verdiensten alle verdiente Gerechtigkeit wiederfahren läßt, erzählte, er sei eben nicht der Zuverlässigste im Halten seiner Versprechungen gewesen, habe aber gewöhnlich, wenn er ein Versprechen nicht gehalten habe, entweder Umstände vorgeschützt, die ihn daran gehindert hätten, oder auch zuweilen unter guten Freunden mit einer Naivetät, die uns noch izt ein Lächeln entlockt, gesagt: Andre müßten sich freilich nach den Grundsätzen, die er in seiner practischen Philosophie aufgestellt hätte, richten, und es wäre nicht gut, wenn sie anders handelten; aber ein — Bafedow dürfte sich wohl zuweilen eine Ausnahme von der Regel erlauben. — —

S. 346. „Er heißt uns vergeben; also können wir vergeben,“ u. s. f.

Ich hole hier etwas nach, was noch in die Zusätze des ersten Theils hätte eingeschaltet werden sollen. Der deutsche Weise in Breslau, Herr Professor Garve, hat sich in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Schrift des römischen Weisen, Cicero, von den Pflichten, die ich erst nach Vollendung meiner Betrachtungen über die Liebe der Feinde zu lesen be-

kam, über diese Tugend ausführlich ausgebreitet, und ich kann denjenigen meiner Leser, zu deren Kenntniß die Garvesche Schrift nicht gelangen würde, die vorzüglichsten Stellen der hierauf sich beziehenden Anmerkungen unmöglich vorenthalten. Die übrigen Leser werden die Aufnahme derselben in diese Zusätze, ob ihnen gleich diese Stellen bekannt sind, gewiß zweckmäßig finden.

„Die Vorschrift, sagt Hr. Garve, wird jetzt allgemein anerkannt, (und es ist gewiß, daß wir es der Religion schuldig sind, wenn sie mit mehr Ernst in der neuern Moral eingeschärft worden:) „Du sollst deinen Feind lieben.“ Aber was heißt sie?

Es kann nicht gefordert werden, daß derjenige Hochachtung bei uns erwecke, der sich gegen uns als einen ungerechten bösen Menschen bewiesen hat. Es kann nicht gefordert werden, daß wir an den Personen eine Freude haben sollen, welche alles thun, um uns Mißvergnügen zu machen. Und diese beiden Stücke, Hochachtung gegen einen Menschen, und Freude an ihm, machen dasjenige aus, was Liebe im engsten Verstande heißt. Eben so wenig kann es eine Pflicht sein, jede Beleidigung zu ertragen, ohne Vorkehrungen dagegen zu machen; und diese Vorkehrungen sind oft nicht möglich, ohne dem hinwiederum Schaden oder Wehe zu thun, welcher unser Glück zu stören sucht.“

„Aber das kann gefordert werden, was der Vollkommenheit der menschlichen Natur anständig, — was bei der tapfersten Vertheidigung unsrer Rechte und unsres Glücks möglich ist. Erstlich, nicht den ganzen Menschen nach seinem Betragen gegen

uns zu beurtheilen; nicht alle unsre Verhältnisse gegen ihn zu vergessen über dem einen, in welches uns der Streit mit ihm versetzt. Zweitens, den Unwillen gegen Beleidigungen nicht in Rache — und den Widerstand gegen Angriffe nicht in gegenseitige Ungerechtigkeiten ausarten zu lassen. Endlich demselben Menschen, wenn er im Unglück unsrer Hülfe bedarf, mit Mitleiden beizuspringen, dessen feindseligen oder gemeinschädlichen Maaßregeln wir uns muthig widersetzen, als er seines Glücks oder seiner Macht misbrauchte.“

„Man kann die Pflicht der Feindesliebe unter diese beiden Gesichtspunkte bringen. Entweder wird nur ein billiges Betragen verlangt, die Gesinnung mag sein, welche sie wolle; oder es wird ein liebereiches Herz gefordert. Alle rechtschaffene Männer sind bereit, das erste für eine wahre Pflicht zu erkennen; aber viele Weltheute sind geneigt, das zweite für eine unmögliche Forderung zu halten.“

„Diese glauben, daß der Mensch über seine Handlungen Herr sei; daß er aber über seine Neigungen es nicht sei: daß es gefordert werden könne, sich billig oder anständig zu betragen, auch gegen Personen, die uns zuwider sind, wenn wir dieselben nicht vermeiden können; aber daß es nicht möglich sei, zu lieben, was nicht liebenswerth ist.“

„Das hat großen Schein. Aber nur zwei Schwierigkeiten stehen mir noch im Wege, um diesen Gründen völlig Beifall zu geben.“

„Erstlich, ein beständig gerechtes Verfahren, oder, wie der eigenthümliche Ausdruck der Personen heißt, mit welchen ich hier zu thun habe, gute procédés, bei einem gebässigen oder einem ganz kaltsinnigen Gemäthe, scheinen mir etwas eben so schweres, etwas eben so unbegreifliches zu sein, als Liebe, die durch den eigenen Vorsatz des Menschen hervorgebracht werde. Der, welcher mit einem Herzen voll Bitterkeit gerecht handeln will, betrügt sich alle Augenblicke. Er beurtheilt seine und der Gegenparthei Handlungen unrichtig: er wird aufgebracht, durch das, was nicht übel gemeint war; er wird beleidigend, wenn er bloß glaubt natürlich und unverstellt zu handeln.“

„Kaltsinn und Gleichgültigkeit hingegen, besonders gegen jemanden, der uns übelgewollt hat, ist fast immer mit Verachtung verbunden. Diese, außerdem daß sie in ihren Aeußerungen immer beleidigend ist, erlaubt auch diejenige aufmerksame Behutsamkeit nicht, ohne welche, bei einem nahen Verhältnisse der Personen, ein unbeleidigendes Betragen nicht möglich ist.“

„Zweitens, wenn Liebe und Haß bloß Eindrücke der Dinge sind, und von uns selbst nicht eingeschränkt, nicht befördert werden können: so ist alle moralische Besserung unmöglich. Denn worauf bezieht sich endlich alle Bearbeitung an uns selbst: als darauf, uns ein Wohlgefallen gegen Dinge einzulösen, die uns nach ihrem ersten Anblick nicht angenehm schienen; uns eine Abneigung gegen diejenigen beizubringen, die uns, nach ihrer ersten Wirkung auf uns, an sich zogen?“

„Alles

Alles demnach kommt auf die Frage an: In wie weit ist es wahr, daß sich die Liebe nicht gebieten läßt? „Liebe ist eine Empfindung, sagt man, sie ist der Eindruck des Annehmlichen auf uns. Was nun keine Unnehmlichkeiten hat, oder sie uns nicht empfinden läßt: steht, das zu lieben, in unsrer Gewalt?“

„Ich antworte: 1. Bei vielen andern Gegenständen, bei vielen Arten unsrer Empfindungen, entdecken wir nicht gleich, was bei genauerer Betrachtung gefunden wird. So gefallen oft vortrefliche Gemälde dem nicht, welcher sie zum erstenmal sieht. Ein wiederholtes Anschauen, geleitet durch die Bewunderung der Kenner, lehrt endlich den, welchem es an einem malerischen Auge nicht fehlt, die verborgenen Schönheiten sehen. 2. Jede Sache ist zusammengesetzt aus tausend Eigenschaften, wovon jede fähig ist, einen verschiedenen Eindruck zu machen; jede Sache erscheint anders, nachdem sie in einer andern Lage gegen uns ist. Man verändere den Ort, den Gesichtspunkt: so wird man die Empfindung ändern. Man versuche, wenn es sein kann, alle möglichen Lagen, so wird man die rechte Empfindung bekommen: weil diese entweder das Resultat und die Summe aller Beobachtungen ist; oder unter einer großen Menge derselben mit vorkommen muß. 3. Jede Sache afficirt nach Art der Gemüthsbeschaffenheit, die wir mitbringen. Wir dürfen nur diese ändern, oder sie darf sich von selbst ändern: so ändert sich in unsern Augen auch die Gestalt der Dinge. In allen diesen möglichen Gemüthslagen, an eine Sache oder Person denken, und über sie urtheilen: das wird uns am meisten unparthetisch machen.

„Wir sehen also, es giebt einen Einfluß auf unsre Empfindungen überhaupt. Sollte es also nicht auch in einem gewissen Grade von uns abhängen, ob wir eine Person lieben sollen?“

1. „Der Grundsatz ist ungezweifelt richtig: Kein Mensch ist durchaus böse. Also wird sich bei einer genauern Beobachtung in jedem Menschen etwas finden, das, vermöge seines natürlichen Eindrucks, uns gefallen und zur Liebe reizen kann. Schon dies ist ein Schritt zur Liebe der Feinde, daß man diesen Grundsatz bei sich fest stelle; daß man die Natur des Menschen als etwas an sich herrliches und vortrefliches betrachten lerne, welches auch in seiner Verborbenheit noch Achtung verdient; auch dann nicht verabscheut werden darf, wenn es uns geschadet hat.“

2. „Diejenigen Menschen sind am wenigsten der Aenderung ihrer Gesinnungen, und also auch der Versöhnlichkeit fähig, deren Ideen auf gewisse Weise fix sind; die, so oft sie ihre Aufmerksamkeit von neuem auf einen Gegenstand lenken, über welchen sie einmal geurtheilt, oder von dem sie einmal gewisse Eindrücke bekommen haben, immer und unaufhörlich in die alte Reihe ihrer Gedanken und Empfindungen hineingerathen. Dies ist eine Krankheit der Seele, die mehr als Eine üble Folge hat; aber unter andern auch diejenige Hartnäckigkeit hervorbringt, welche bei der Rachsucht und der Feindschaft zum Grunde liegt. — Noch weniger ist derjenige fähig, seine Gesinnungen zu ändern, der gar nicht nachdenkt. Empfindungen sind die leidentlichen Veränderungen der Seele: im Nachdenken bestehen die thätigen. Bei welchem dies letztere sich nicht findet: welche Gewalt sollte der

über die erstern haben? Derjenige Mensch aber, welcher seine Begriffe von andern Menschen bildet, nicht bloß nach dem, wie sie ihm von selbst in die Augen fallen; sondern auch nach dem, wie er sie freiwillig beobachtet; wer fähig ist, diese seine Betrachtungen abzuändern und mannigfaltig zu machen, wie die Beschaffenheiten des Menschen selbst abwechselnd und mannigfaltig sind: Der wird auch allerdings in gewissem Grade freiwillig lieben können, was er nach Leidenschaft bloß hassen oder verachten würde. Der Mensch, welcher ihm am meisten zuwider ist, oder sich am schlechtesten um ihn verdient gemacht hat, wird ihm doch in den Augenblicken stiller Betrachtung, als ein immer noch großes, edles, liebenswürdiges Geschöpf erscheinen; als ein Wesen, in welchem verborgene Schätze liegen, oder dessen Schönheiten durch Zufälle unentwickelt blieben, und verdunkelt worden sind. Wer seine Feinde unter diesen Gesichtspunkte ansieht, dessen Herz wird zur liebevollen Empfindlichkeit gegen dieselben, wenigstens bis zum Mitleiden bewegt werden können.“

„Die Liebe, welche gegen Feinde gefordert wird, ist die allgemeine Menschenliebe. Diese aber als eine herrschende Gesinnung, ist nichts anders, als entweder, was ich schon gesagt habe, Hochachtung und Liebe gegen die Natur des Menschen, (welche Hochachtung immer vereinigt ist mit der Verehrung ihres Schöpfers, und ohne diese vielleicht nicht statt findet;) oder sie ist Mitleiden, mit den allen Menschen gemeinen Schwachheiten und Schmerzen.“ —

„Die Gleichheit andrer mit uns ist die Basis der Liebe. Es giebt eine allgemeine Gleichheit unter allen Menschen, selbst wenn ihre Character oder ihre Leidenschaften noch so sehr einander entgegengesetzt sind: Die Gleichheit der Natur, und die Gleichheit der Noth. Wessen Verstand erleuchtet genug ist, die erste einzusehen; wessen Herz empfindlich genug ist, die andre zu fühlen: Der ist vor einem dauerhaften und bitteren Hasse, auch gegen diejenigen gesichert, welche ihn am tiefsten verwundet haben.“

„Außer der Fertigkeit zu lieben, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gehört, um diese Gesinnung auch bis auf die Feinde zu erstrecken, noch eine Mäßigung der Begierde in Absicht derjenigen Güter dazu, welche uns durch Beleidigungen entzogen werden.“

„Denn da der Haß, wie wir gesehen haben, nicht eine ursprüngliche, sondern eine abgeleitete Leidenschaft, gleichsam das Zurückprallen einer heftigen Bewegung ist, die in ihrer Richtung einen Widerstand findet: so wird die Stärke und die Dauer desselben immer abhängen von der Unmäßigkeit der ersten Begierde, wegen deren Fehlschlagung wir uns rächen, oder deren Befriedigung wir uns versichern wollen. Mitbewerbung schlen nach der Erfahrung die vornehmste Quelle von Feindschaften im Privatleben zu sein. Wer von Ehrgeiz brennt, unter allen seinen Nebenbuhlern emporzukommen: der ist in eben dem Falle, als wenn er nach der Herrschaft über sie strebte; er muß Krieg mit ihnen führen; dies ist unausbleiblich. Wer seine Glückseligkeit ganz von den Dingen erwartet, die andre Menschen ihm entziehen, — an deren Erlangung sie ihn verhindern können: der muß

nothwendig diejenigen, welche solches versuchen, (und deren wird es gewiß geben, wenn der Preis nur etwas ansehnlich ist,) hassen, wie er das Elend und das Unglück haßt.“

„Es giebt ferner Verschiedenheiten in den Eigenschaften des Menschen, wovon einige der Ausübung dieser Pflicht zu Hülfe kommen, andre ihr hinderlich sind.“

„Einige Temperamente sind zornartiger, andre rachsüchtiger: Ferner werden einige Personen durch Schwäche, andre durch Erhabenheit zur Nachsicht geleitet.“

I. „Die Wirkung, die das Böse, es komme vom freien Willen oder vom Schicksale, auf die Menschen macht, ist nicht bei allen dieselbe. Den einen erschüttert es heftig; es entflammt sein Blut, es bringt ihn auf einige Augenblicke außer sich: bei dem andern greift es die ganze Leibesbeschaffenheit an; es giebt dem Nervensystem eine andre Stimmung, es ändert die Gefinnungen. Der Unwille über Beleidigungen folgt diesem allgemeinen Gesetze der Natur. Bei dem einen ist er heftig, aufbrausend, tapfer, und deswegen scheinbar edel; die ersten Augenblicke sind fürchterlich, für den Zornigen selbst und für andre, und oft lassen sich die Uebel, welche er während dieses Sturms anrichtet, durch keine Reue wieder gut machen. Der Unwille des andern ist heimlich, nachtragend, hinterlistig, und deswegen niederträchtiger. Feindschaften im eigentlichen Verstand entstehen eher bei Menschen der zweiten als der ersten Gemüthsart.“

„Was ist die Bosheit, welche im Temperamente liegt? ein Hang zum Verdruss, zur Furcht, deswegen zum Verdacht, zu allen hassenden, zurückstoßenden Leidenschaften; ein schwarzes Blut, eine trübe Seele, ein durch Aberglauben verengter Verstand und verschlossenes Herz; eine gewisse Art von Schwermuth, mit tiefer Unwissenheit verbunden. Dies macht, daß so oft blödsinnige Leute böshaft sind.“

„Sollte man es glauben, daß es Menschen geben könne, die fähig wären, Unbekannte, Fremde, welche ihnen nie etwas zu Leide gethan haben, mit kaltem Blute zu ermorden? Und doch giebt es, unter dem Vöbel, besonders in heißen Ländern, und wo National- und Religionshass sich mit einander in den rohen Seelen verbinden, solche Ungehener.“

2. „Eine feine Textur der Nerven; eine gewisse Zärtlichkeit des Gefühls; eine fränkende Empfindlichkeit; Bescheidenheit, die sich zur Schüchternheit neiget, jede Disposition der Seele, welche macht, daß wir sehr leicht von anderer Noth gerührt werden, oder daß wir uns freiwillig unter sie demüthigen; dies alles setzt den Menschen, so zu sagen, in die Unmöglichkeit, feind mit jemanden zu sein.“ —

„Eben diese Erfahrung hat diejenigen, die sich einer größern Stärke bewußt gewesen sind, oder darin eine Ehre gesucht haben, stark am Geiste scheinen zu wollen, abgeneigt gemacht, die Pflicht, niemanden zu hassen, für wahr zu erkennen. Aber sie haben nicht bemerkt, daß auch hier die beiden Extrema einander berühren. Ein Gemisch von Stärke und Schwäche macht, zor-

nig oder feindselig; Eine wahre Erhabenheit macht gelinde.“

„Widerstand ohne Haß, dies ist das Meistestück der Moral. Das ist eigentlich Liebe der Feinde. Denn wo kein Widerstand nothwendig ist, da ist Feindschaft Einbildung oder Bosheit.“

„Aber Widerstand ist oft nothwendig: und die Fähigkeit dazu gehört zum Charakter eines vollkommenen Menschen. Wer sich nie andern widersetzen kann, wird nie etwas ausrichten. Denn jede noch so nützliche Neuerung findet Gegner; jeder Vortheil, den wir erhalten, erweckt Neider. Weber das Beste des Publici, noch unser eigenes kann befördert werden, wenn es uns an Muth und Entschlossenheit fehlt, uns denen entgegen zu stellen, welche aus Irrthum, oder aus Eigennutz, unsre Plane zu stören suchen.“

„Aber ist dazu Haß nothwendig, als ein Mittel, oder ist er dabei unvermeidlich, als eine Folge? — Freilich wird der Widerstand lebhafter sein, wenn eine zwiefache Leidenschaft uns dazu befeuert, eine, die auf die Person, eine andre, die auf die Sache geht.“

„Indessen lehrt uns eine andre Erfahrung, die eben so sicher als jene obige ist, daß es das augenscheinlichste Merkmal von Schwäche sei, wenn man nöthig hat, erst aufgebracht zu sein, um andern Menschen widerstehen zu können. Schwache Herren können ihren Bedienten, schwache Väter ihren Kindern nicht eher etwas verweisen, als bis sie recht zornig werden. Dies verdirbt die Zucht von beiden. Es geht es im ganzen menschli-

den Leben. Der tapfere Mann sagt und that mit kaltem Blute, was die Umstände erfordern, und was sein Recht ihm erlaubt, es mag auffallen oder nicht; der Feige fürchtet sich vor andern Menschen, so gerecht seine Sache sein mag, bis er durch den Zorn, wie durch den Wein, beherzt gemacht wird.“

„Aus Mangel dieser Beobachtungen, haben sich die Moralisten, in die Pflichten, so zu sagen, getheilt, welche sie hätten vereinigen sollen. Die einen haben allen Widerstand verboten, um dem Hass zu wehren; die andern haben den Haß erlaubt, um den Widerstand möglich zu machen. Das letztere ist die gewöhnliche Moral der vornehmern Stände, des politischen Lebens; das erste ist die der geringern Stände, des Privatlebens, und ist ohne Grund für die Moral der Religion gehalten worden.“

„Diese unvollständige Betrachtung des Gegenstandes, ist auch die Ursache, warum man geglaubt hat, die Pflicht der Feindesliebe in der alten Moral nicht zu finden; warum man der Christlichen Moral vorgeworfen hat, daß sie feige mache. Man hat auf beiden Seiten die Ausdrücke übertrieben: man hat die des Gegners auf beiden Seiten mißverstanden.“

„Kein Lehrer der Tugend, von welchem Principio er auch ausgegangen sein mag, hat erlauben oder vorschreiben können, zu hassen. Ein beständiger, immerwährender Haß, ist der unglücklichste, wie der verderbteste Zustand des Gemüths. Wer Ungerechtigkeit verbietet, kann Feindschaften im eigentlichen Verstande nicht gut heißen. Wer von Verbindlichkeit zur allgemeinen Men-

ſchenliebe rebet, hat eben dadurch die Liebe der Feinde zur Pflicht gemacht. Wenn die alten Philoſophen ſagen, daß weder Eigenthum noch Ehre wahre Güter ſind; ſo können ſie Beleidigungen, die immer nur das eine oder das andre angreifen, nicht für unverzeihlich halten. Aber da ſie mehr auf Erhabenheit bringen; da ſie die Tapferkeit zu einer Hauptquelle der Pflichten machen, da ſie in freien Staaten, und größtentheils für Staatsleute ſchrieben: ſo wird von ihnen der Streit mit Gegnern, als eine unvermeidliche, und eine oft ehrenvolle Rolle auf dem Schauplatz des Lebens beſchrieben. Dieſen Geſichtspunkt verfolgen ſie, wie es dem Philoſophen ſo oft geht, ohne an die übrigen in dieſem Augenblicke zu denken. Die religiöſen Philoſophen ſind zuweilen eben ſo einſeitig dem andern Geſichtspunkte nachgegangen, daß wir zur Liebe und geduldiger Ertragung des Unrechts verbunden ſind. — Dies iſt der Vortheil derer, welche ſpäter leben, daß ſie in den ſtreitigen Meinungen ihrer Vorgänger oft die Elemente der Wahrheit finden: Meinungen, die einander zu widerſprechen ſchienen, ſo lange ſie von einander getrennt und deswegen übertrieben wurden, die aber gehörig eingeſchränkt und verbunden, erſt das vollſtändige Ganze ausmachen, welches man ſucht.“

„Indeß beſtreitet Cicero doch noch ausdrücklich den Satz, (welcher am meiſten zur Entſchuldigung der Feindſchaften dienet:) Es ſei das Eigene eines großen Geiſtes, heftig zu haſſen. Dieſe Sentenz führen auch noch jezt diejenigen im Munde, welche die Heftigkeit der Leidenschaft, mit Stärke der Seele vermiſchen. — Sie ſind allerdings beide einander ähnlich; weil ſie beide lebhaftere Aeußerungen hervorbringen;

Anstrengungen und Aufopferungen möglich machen. Aber sie unterscheiden sich sehr, durch das Anhaltende, und durch die vernünftige Regierung ihrer Kraft. Die Leidenschaft ist ungestüm; aber sie läßt nach. Auch der Haß und der Widerwille hat seine Paroxysmen. Der Muth, den er im Kampfe einflößt, ist nicht gleich, nicht beständig. Ueberdieses ist er blind; er wählt nicht die rechte Zeit, den Ort, die günstige Gelegenheit. Der wahrhaft große Mann kämpft gegen die, welche er nicht haßt, — weil er von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt ist, — mit Ruhe, aber mit Beharrlichkeit: und nur auf diese Weise richtet man gegen seine Feinde etwas aus.“

„Ein ähnlicher Spruch, der die Hochachtung oder die Nachsicht der Welt, für die ausschweifende Empfindlichkeit gegen Beleidigungen, gewinnen soll, ist dieser: Daß niemand recht lieben könne, der nicht auch heftig haßt.“

„Es ist wahr, daß, wenn die Liebe und der Haß, bloß leidentliche Eindrücke sind, Personen, bei welchen alle Eindrücke heftig sind, auf gleiche Weise durch das Annehmliche, wie durch das Widrige, stärker als andre müssen entflammt werden. Aber glücklicher Weise ist zwischen Liebe und Haß derselbe Unterschied, wie zwischen Vergnügen und Schmerz. Jenes ist natürlich der wesentlichen Einrichtung der Seele gemäß, ihrer Bestimmung zuträglich. Dieses ist ein unnatürlicher Zustand, ein Widerspruch mit ihren Grundtrieben, ein Hindernis ihrer Absichten. Schon dieser Umstand muß machen, daß sich die Seele den Eindrücken der Liebe leichter und williger überläßt: und dies um desto mehr,

je mehr sie ihre Natur kennt; je mehr sie das Band zwischen Liebe und Vergnügen einsieht.“

„Zweitens ist in der Liebe mehr freies, mehr selbstthätiges; die Liebe wird unterstützt durch das Nachdenken, unterstützt durch die moralische Empfindung. Beide sind dem Haß entgegen. Der sinnliche Eindruck des unangenehmen Gegenstandes ist es, welcher den Haß hervorbringt, die Einbildungskraft ist es, welche ihn vergrößert: Diese Quellen hat der Haß mit der Liebe gemein. Aber so bald Verstand und Herz sich mit hineinmischen: so findet die erste Leidenschaft Nahrung, die andre Widerstand. Die enthusiastische Liebe, welche ihren Gegenstand über alles Maaß ihres Werths erhebt, kann freilich nur in Seelen statt finden, deren Imagination überspannt ist: und von dieser werden also die Bilder des Unangenehmen vergrößert werden, wie die des Schönen. Hingegen zeigt die Erfahrung, was die Theorie vermuthen läßt, sehr zärtliche Herzen, die wenig hassen; sehr beständige Freunde, die keinen Feind haben. Wenn Liebe aus dem Temperamente, aus einem feurigen Blut kömmt: so wird das nemliche Temperament jeder Leidenschaft einen Zusatz von Hestigkeit geben; daher die wärmern Himmelsgegenden tödtlichere Feindschaften erzeugen, so wie auch die Symptome der Geschlechtsliebe und der Eifersucht dort heftiger sind. Aber Freundschaft, diese Liebe, die weniger das Temperament, und mehr den Geist zum Grunde hat, wird in diesen Ländern nicht häufiger, nicht lebhafter sein. Von ihr ist der Probierstein zu nehmen, ob Lieben und Hassen in der menschlichen Seele so nothwendig verbunden sei.“

„Für die meisten Menschen im Mittelstande giebt es noch eine höhere Pflicht als die, die Feinde zu lieben: — ich meine die Pflicht, keine Feinde zu haben; die Pflicht, sich nicht einzubilden, daß man deren hat. In der That, wenn unsre Lage in der Welt nichts glänzendes hat; das Glück, dem wir nachjagen, nicht sehr groß ist; die Geschäfte, die wir treiben, nicht aller Augen auf sich ziehen, oder in das Interesse vieler anderer eingreifen: so ist es entweder unsere eigene schlechte Aufführung, die uns Feinde erweckt, oder es ist unsre Thorheit und Eitelkeit, die uns den Wahn eingeibt, daß wir angefeindet werden. Nach meinen obigen Betrachtungen war, im Privatstande, der Neid und die Eifersucht bei denen, welche auf einem gleichen Wege ihr Glück suchen, die gewöhnlichste Quelle der Feindschaften. Aber auch gegen Rivalen ist es das beste Mittel, ihrem Hasse zuvor zu kommen, wenn man ihn gar nicht bemerkt; wenn man nur immer auf seinen Weg sieht.“

„Zur Ehre der menschlichen Natur muß man sagen, daß diejenigen, auch vom Glücke begünstigten, Leute, wenig Feinde haben, die selbst von Intrigue und heimlichen Unternehmungen gegen andre nichts wissen.“

„Anfangs wird vielleicht jeder, der in eine Laufbahn tritt, und mit einigem Erfolge darin fortgeht, angegaßt, beneidet. Einige versuchen mit ihm einen Kampf zu wagen, und ihn in das verderbliche Spiel eines heimlichen Krieges hineinzuziehen. Wenn er sich aber davor hütet, nicht die ersten Angriffe zu vergelten sucht, sondern seine Geschäfte mit Eifer und Treue zu verrichten

fortfährt: so kommt er durch; und wird zuletzt auch von denen geliebt, welche er hinter sich zurück gelassen hat."

„Man wird gemeiniglich finden, daß die Leute aus einer mittlern Sphäre, die so viel von Feinden reden, entweder Schwachköpfige sind, die nicht wissen, was ein Feind sagen wolle, oder Boshafte, welche nach ihrem Herzen andre beurtheilen. — Der Stolz bringt eine ähnliche Wirkung hervor.“

„Derjenige muß sich für eine sehr wichtige Person halten, welcher glauben kann, daß er von vielen andern geachtet wird und lange verfolgt werde. Um von den Menschen angefeindet zu werden, muß man ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; und das größte Glück, das größte Verdienst im Privatstande erweckt diese Aufmerksamkeit nur auf eine Zeitlang, und nur bei einer eingeschränkten Anzahl. Die beständige Verehrung, oder der unauslöschliche Haß der Menge, bleibt nur denen gewidmet, mit welchen sie beständig beschäftigt sind, das heißt denen, von welchen ihr Schicksal abhängt. Der Antheil aller übrigen ist zuletzt, vergessen zu werden. Wie war es also möglich, daß ein Beobachter der Menschen, Rousseau, eine ganze Nation, ein ganzes Zeitalter gegen sich verschworen glaubte? Diese Verirrung ist einem Manne, der eine Zeitlang wirklich, und heftig, verfolgt worden ist, vielleicht zu verzeihen; sie verdient als das größte Unglück, welches ihm widerfahren konnte, Mitleiden; aber sie ist auch ein warnendes Beispiel für alle, die den Versuchungen zur Eitelkeit, durch das Bewußtsein höherer Talente, oder durch die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, mehr als andre

ausgesetzt sind. Unter den schädlichen Folgen der Eigenliebe ist auch diese, daß sie die Anzahl und die Wuth unsrer Feinde in unsern Augen vergrößert; denn sie nimmt dieselbe immer den Vorzügen proportionirt an, wodurch wir den Neid erregt zu haben glauben.“

„Der Schluß von allem diesem ist; Der gerechte Mann beleidigt niemanden, und erweckt sich also keine Feinde; der Menschenfreundliche hat mehr Mitleiden als Groll gegen die, welche ihn ungereimt beleidigen; der Tapfere haßt wenig, weil er im Stande ist, Widerstand zu thun, ohne aufgebracht zu werden; und der Bescheidene entgeht oft den Feindschaften oder mildert sie, weil er sie nicht bemerkt, und also nicht ahndet.“

„Noch ist ein herrlicher Denkspruch, in Absicht der Feindschaften, aus dem Alterthume übrig geblieben, mit welchem ich diese Abhandlung beschließen will. Wie kann ich mich, wurde Diogenes von jemanden gefragt, am besten an meinen Feinden rächen? Durch das, antwortete Diogenes, was deinem Feinde am empfindlichsten ist, wenn du selbst ein vortreflicher Mann wirst.“

S. 447. — — „Himmel und Erde, ja selbst die Hölle in Bewegung setzen.“

Anspielung auf den bekannten Vers:

Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo.

„Kann ich die Götter nicht zwingen, so will ich am Acheron meine Kräfte versuchen.“

E. 448. „Der Reichthum wird ein Abgott oder Göze genannt.“

Der selige Ulrich hat in seinen Predigten über die Bergpredigt eine Stelle über Matth. VI. 24. die ich hier mit einigen Veränderungen einrücke. Man stoße sich nur nicht an der dieser Stelle zum Grund liegenden Idee, die man dem damaligen Zeitalter wohl sollte verzeihen können: daß nemlich in dem Dekalogus (den zehn Geboten) die ganze christliche Sittenlehre enthalten sei.

Mammons Gebote, sagt Hr. Ulrich, sind Gebote, die Gottes Geboten gerade entgegen gesetzt sind.

Wenn Gott sagt: „Du sollst die Götter der Heiden mir nicht an die Seite setzen,“ so sagt Mammon: „Ich bin der Herr, dein Gott; mich sollst du vornehmlich lieben, mich mehr als Gott schätzen, im Besitz meiner dich selig heißen, und über den Verlust meiner dich mehr als über den Verlust des Himmels grämen.“

Wenn Gott sagt: „Du sollst keine Bilder anbeten,“ so sagt Mammon: „Freilich keine hölzernen und steinernen; doch magst du im Herzen verehren und anbeten die goldnen und silbernen Bilder, die goldnen Ludwige, Friedrichs, Wilhelme, Carle, George, die goldnen und silbernen Löwen, Pferde und Adler, die auf Thalern und Pistoletten geprägt sind; ja selbst die

Silber auf den kleinen Scheidemünzen sollen so gering nicht in deinen Augen sein, daß du nicht davor ein ihrem Werthe angemessne Verehrung habest."

Wenn Gott sagt: „Du sollst Meinen Namen nicht mißbrauchen — so sagt Mammon: „Frei- lich nicht, wenn nichts damit zu gewinnen ist; läßt sich aber etwas damit gewinnen, so leidet die Regel eine Ausnahme; Worte sind nur Worte; aber Geld ist Geld."

Sagt Gott: „Du sollst einen Tag der Woche mir heiligen" — so sagt Mammon: „Alle Tage kann man an Gottes Wunder und Wohlthaten denken, alle Tage in der Bibel lesen und Gottes Wort hören; aber nicht alle Tage kann man so und so viel verdienen."

Sagt Gott: „Du sollst Vater und Mutter ehren" — so sagt Mammon: „Allerdings, so lang es dich nichts kostet, und sie nicht in Mangel und Armuth kommen; in dem entgegengesetzten Falle aber sehe ich nicht, wie man dir viel zumuthen kann; die Aelteren müssen für die Kinder, nicht die Kinder für die Aelteren Geld zusammen legen."

Sagt Gott: „Du sollst nicht morden, ehebrechen, stehlen, falsches Zeugnis geben" — so sagt Mammon: „Dies gilt abermal, so lange kein oder doch kein großer Vortheil dabei ist. In dem entgegengesetzten Falle aber läßt sich immer noch viel für diese verbotenen Dinge sagen, wosern man nur dabei mit Klugheit und Vorsichtigkeit zu Werke geht; der Prediger darf dann wohl schmeicheln, der Richter das Recht verkehren, der Sach-
walter

walter Ungerechtigkeit vertheidigen, der Vormund sich an dem Vermögen seiner Mündel vergreifen, der Kaufmann seinen Nächsten vervortheilen.“

Sagt endlich Gott: „Du sollst auch nicht hinterlistiger Weise den Geist und Sinn des Gesetzes übertreten, indem du den Buchstaben desselben zu beobachten scheinst“ — so sagt Mammon: „Gerade dies darfst du allerdings thun, wenn du deine Rechnung dabei findest; jeder ist sich selbst immer der Nächste.“

So schnurstracks einander zuwider sind Gottes und Mammons Gebote.

S. 505. „Schauet die Lilien auf dem Felde!“

In dem vorigen Jahrgange der deutschen Monatschrift ist ein ungemein schöner Aufsatz von Herrn Starke, betitelt: „Der Blumenfreund in Benstädt; ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.“ Wie lebenswürdig lehrt uns der edle Verfasser dieser Erzählung auf den trauen, der die Blumen kleidet! Kürzlich beschenkte uns derselbe Verfasser in derselben Monatschrift mit einer ähnlichen trefflichen Erzählung: „Die Erbschaft,“ die gewiß jeden Leser von Gefühl auf das angenehmste überraschte. Man glaubt so gerne, daß diese Aufsätze für den persönlichen Charakter ihres Verfassers physiognomisch sein! —

S. 314. „ein Dichter“ u. s. f.

Das bekannte Blumauersche Lied: „Glaubensbekenntnis eines nach Wahrheit Ringenden,“ das sich mit dem zwar nur be dingnisweise vorgetragenen Wunsche schließt: daß Gott ihm den Glauben oder den Verstand schenken mögte, (nemlich wenn Er ihm sein Mittel zeigte, sein Wissen mit seinem Glauben zu verbinden, welche Bestimmung von vielen in ihrem Enthusiasmus für den Glauben übersehen ward) ist übrigens reich an außerordentlich schönen Stellen.



Verzeichniß der zur Leipziger Michaelmesse 1792
in der Meyerschen Buchhandlung in Lemgo neu
herausgekommenen Schriften.

- Arndt's, Ferdin. über die Nothwendigkeit der bürgerli-
chen Gesellschaft und der daraus entstehenden Verhält-
nisse zwischen Fürsten und Unterthanen, herausgege-
ben von Fr. W. Cosmann, groß 8
- Aurelius Victor de viris illustribus urbis Romae, adcedit
index latinitatis, adcurante Ludovico Wachler, 8m. j.
- Bibel alten und neuen Testaments mit vollständig erklä-
renden Anmerkungen, von W. F. Hezel, 6ter Theil
2te verbesserte Auflage, groß 8
- Ewalds, J. L. Predigten über die wichtigsten Lehren des
Christenthums, 7tes Heft, groß 8
- Feder, J. G. H. Untersuchungen über den menschlichen
Willen, 3ter Theil, 2te verbesserte Auflage, groß 8
- Dessen Abhandlung über die allgemeinsten Grundsätze der
praktischen Philosophie, groß 8
- Häselers, J. F. Anfangsgründe der Arithmetik, 1ster
Theil, 2te verbesserte Auflage, groß 8
- König, A. H. Jubel- und Dankpredigt, gehalten am
Palm-Sonntage 1792, als am Tage seines vollenden-
ten funfzigjährigen Lehramts, über Ps. 71, v. 17. 18.
nebst einer Beschreibung aller bey dieser Gelegenheit
vorgefallenen Feyerlichkeiten und einer vollständigen
Sammlung aller überreichten Gedichte, herausgegeben
von H. W. Süvern, groß 8
- Lieder, funfzig auserlesene, bey Sonnenschein und Regen,
beym Heumachen, Kornbinden und Erndtekrantz, Flachs-
Spinn-

- Spinn- und Liebeslieder, daheim und in freyer Luft zu
 singen, wenn man gerne froh ist, groß 8
 Magazin, westphälisches, 10tes Heft
 Plato Werke, aus dem Griechischen übersetzt von J. F.
 Kleuker, 5ter Band, 8
 — dito auf Schreibpapier
 Richardson's, John, orientalische Bibliothek, 3ter B.
 2te und letzte Abtheil. gr. 8
 Stolz, J. G. Geist der Sittenlehre Jesus in Betracht-
 tungen über die ganze Bergpredigt, 2ter Theil, groß 8
 — dito auf Schreibpapier
 Urtheil in Untersuchungssachen gegen den Fürstl. Lippischen
 Regierungs- und Kammerpräsidenten von Hoffmann,
 mit den Entscheidungsgründen und einer Erzählung
 ihres Anlasses, groß 8

Auch sehen wir uns wegen eines schändlichen Nach-
 drucks genöthiget, den Ardinghello, oder die glücklichen
 Inseln, eines unserer besten Verlagsbücher, in Commis-
 sion zur besten Bekanntmachung zu versenden, wovon also
 hiebey Exemplare à 2 Rthl. 4 Ggr. erfolgen, welche,
 wenn sie bis zur Ostermesse 1793 nicht abgesetzt werden
 sollten, wir alsdenn schuldigst zurücknehmen, sie aber auf
 den Fall, daß sie debitirt worden, nur zum halben Ladens-
 preise à 1 Rthl. 2 Ggr. netto berechnen.

Verzeichniß der Druckfehler.

In dem ersten Theile sind noch in der Vorrede
zu verbessern:

S. 18 Lin. 10 in den Jahren

S. 22 Lin. 2 (von unten) nie (statt wie)

Und in den Zusätzen des ersten Theils:

S. 21 Lin. 4 nie ohne innige Theilnehmung (statt
nie ohne einige Theilnehmung.

S. 22 Lin. 11 (von unten) muß auch kein Kolon
stehen, sondern ein Punkt.

Druckfehler des zweiten Theils.

(Die mit * bezeichneten sind allein, aber diese dann
wirklich sehr erheblich.

S. 20 Lin. 4 (von unten) Familienfeste

S. 49 Lin. 4 (von unten) seiner

S. 67 Lin. 5 (v. u.) Empfindungen

S. 74 Lin. 8 (v. u.) erfahrungslosen

S. 92 Lin. 8 daß

S. 95 Lin. 2 leßtern

S. 111 Lin. 1 (v. u.) setzt es

* S. 144 Lin. 6 ergibt es sich also (nicht: ergibt also)

S. 145 Lin. 4 den Herrn

S. 149 Lin. 13 Seine Offenbarungen

S. 154 Lin. 9 (v. u.) ehrte

S. 157 Lin. 1 Vollkommenen

S. 159 Lin. 12 (v. u.) aus allem

Verzeichniß der Druckfehler:

- S. 165 Lin. 3 (v. u.) innigste (nicht einigste)
- S. 166 Lin. 9 alle andern
- S. 177 Lin. 7 (v. u.) legte
- S. 183 Lin. 12 v. u.) sollten
- S. 190 Lin. 12 Zielpunkte (nicht: Zeitpunkte)
- S. 191 Lin. 4 sollten
- S. 195 Lin. 12 heißt
- S. 197 Lin. 6 (von unten) wenn
- S. 210 Lin. 12 das Er auch
- S. 215 Lin. 13 (von unten) nicht fragen
- S. 216 Lin. 1 (von unten) täglich mit Vergnügen





